

AUFTRAG

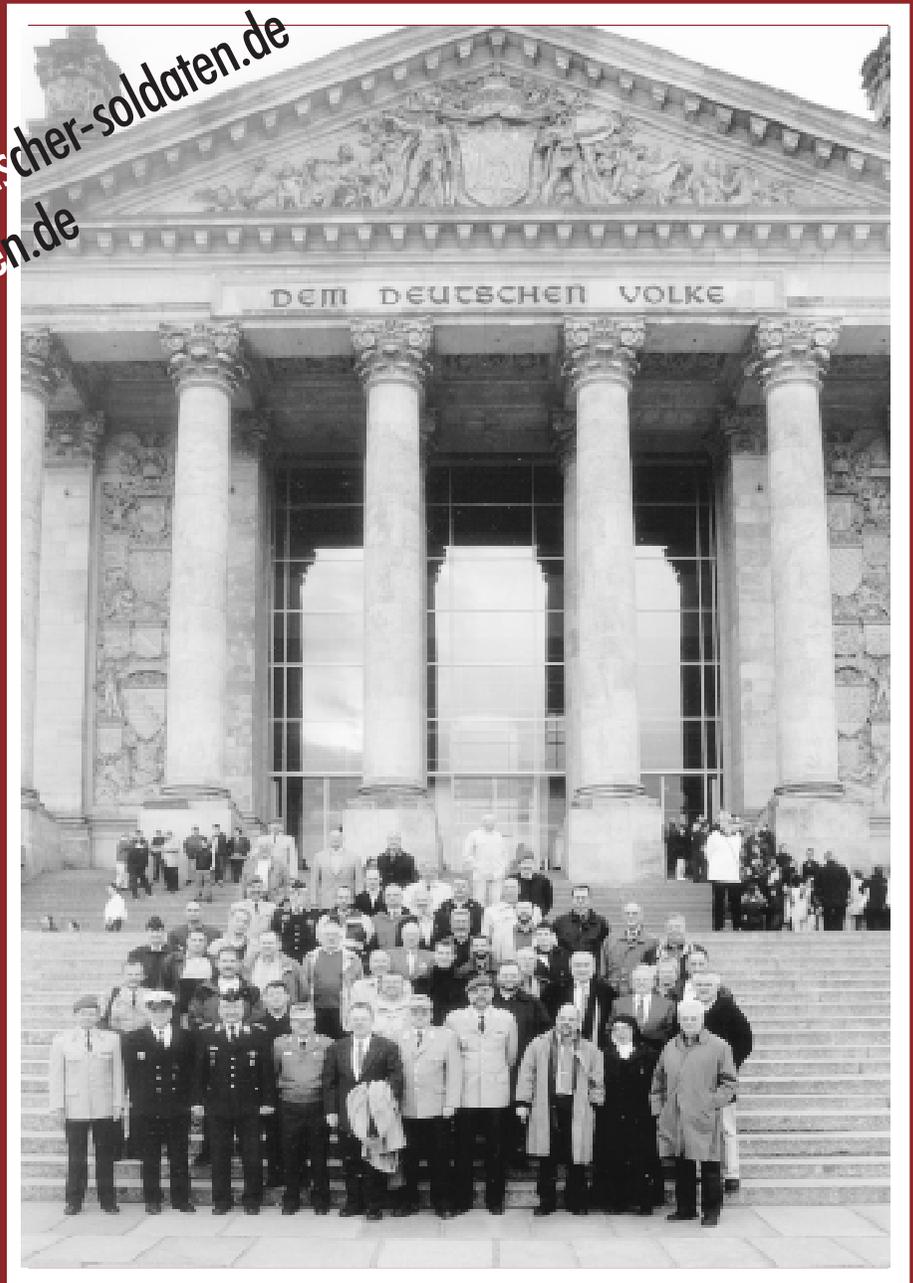


HEFT 244 / 2001

41. JAHRGANG

www.gemeinschaft-katholischer-soldaten.de
www.katholische-soldaten.de

- **Dokumentation:**
41. Woche der
Begegnung in
Berlin
- **Militärbischof**
Walter Mixa
zur Legitimation
von Militärein-
sätzen
- **Diskussion um**
Bioethik



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

TERMINE	3	GESELLSCHAFT NAH UND FERN	
41. WOCHE DER BEGEGNUNG		Ist erlaubt, was machbar ist? (PS)	60
ZENTRALE VERSAMMLUNG		Abschied von der Menschenwürde? (Martin Keim)	60
Zeugnis geben von dem, was wir gehört und gesehen haben (PS)	4	Computerspiel: Mal allmächtiger Gott sein	63
Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt (Richard Schmitt)	5	ZdK: Zu Fragen der biomedizinischen Entwicklung und ihrer ethischen Bewertung	64
Innere Offenheit der Kirche gefragt (Reiner Cimbollek)	8	Euthanasie: Gesetzgebung in den Niederlanden zur aktiven Sterbehilfe (ZdK-Präsident Hans Joachim Meyer)	65
„Zeit zur Aussaat“ (MD Georg Kestel)	12	Sterbebegleitung: „Ich wünsche mir Frieden“ (Norbert Zonker)	67
Moderator des Priesterrates: Neun Wünsche an das organisierte Laienapostolat (MD Georg Klar)	16	Stichwort: Pflege (KNA)	68
FESTMATINEE FÜR MILITÄRDEKAN PRÄLAT WALTER THEIS		Seele kann nicht wandern (DT)	68
Wechsel im Amt des Bischöflichen Beauftragten für die ZV und des Geistlichen Beirats der GKS (PS)	18	KIRCHE UND GESELLSCHAFT	
Auslandseinsätze: Christliche Soldaten als Friedens- stifter – Eine ethische Herausforderung (Kurt Landl)	19	Eine Pilgerfahrt auf den Spuren des Apostels Paulus (Volker W. Böhler)	69
Dank und Abschied: Militärdekan Prälat Walter Theis – Förderer des organisierten Laienapostolats und geistlicher Freund (Karl-Jürgen Klein)	22	Ausstellung in Moskau: Die Ikonen Palechs (Paul Roth)	74
Abschied und Vermächtnis (MD Walter Theis)	24	Katholiken in Mazedonien – Interview mit dem Weihbischof von Skopje (Carmen Klein)	76
BUNDESKONFERENZ DER GKS		Bischofs-Synode im Oktober (KNA)	76
Bericht von der Bundeskonferenz: „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt“ (Jürgen Bringmann/Paul Schulz)	26	Die katholische Kirche Schottlands (Robert Corrins)	79
Christsein in säkularer Gesellschaft (Franz Georg Friemel)	31	BLICK IN DIE GESCHICHTE	
AMI-Positionspapier 2000: „Der katholische Soldat am Beginn des dritten Jahrtausends“ (MD Walter Theis)	38	Sich sonnen im Glanz des Mittelalters (Christoph Arens)	80
GKS sorgt sich um die Innere Führung	39	Seit 250 Jahren ist die Hofkirche ein Wahrzeichen Dresdens (Norbert Zonker)	82
GKS-Position: Innere Führung heute und morgen – Herausforderungen und Chancen	40	Erster Weltkrieg 1918: Ferngeschütze beschießen Paris (Wolfgang Altendorf)	83
FRIEDENSETHIK UND SICHERHEITSPOLITIK		Die Rolle der Assassinen während der Kreuzzüge, Teil II (Volker W. Böhler)	84
Moral und Ethik dürfen in der Stunde militärischen Handelns nicht von der Bühne abtreten	45	MANN IN DER KIRCHE	
„Die Waffen segnen?“ – Legitimation militärischer Einsätze der Streitkräfte und Militärseelsorge“ (Kath. Militärbischof Walter Mixa)	45	50 Jahre Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands: Eindrucksvolle Leistungsbilanz	92
Gedanken zur Krisenprävention – eine kritisch- positive Betrachtung (Klaus Liebetanz)	51	In der Kirche Zuhause – offen für die Welt (Hubert Tintelott)	93
Ein Gespräch mit MdB Uta Titze-Stecher: Engagier- te humanitäre Hilfe – ihr Markenzeichen in der Rot/Grünen Koalition (Klaus Liebetanz)	55	KIRCHE UNTER SOLDATEN	
Truppenpsychologische Betreuung im KFOR-Einsatz (Horst Schuh)	57	Militärbischof Mixa feierte 60. Geburtstag (PS/PrSt KMBA)	99
		Weltfriedenstag in Trier: Friedenssicherung in den dialogischen Zusammenhang gestellt (Doris Krömer)	101
		Weltfriedenstag der GKS Bonn: Festakademie mit dem Militärbischof (Karl-Heinz Woitzik)	102

Weltfriedenstag in Erfurt: Bischof Wanke würdigt Einsatz der Soldaten (Alois Schmidt) 102
 Nachruf auf: Prof. Dr. theol. Dr. rer. soc. Ernst Josef Nagel (PS/IThF/KMBA) 103
 Portrait: Als Frau im Dienst an der Kirche unter Soldaten (Brigitte Mathias) 104

AUS DER GKS

GKS-Kreis Neuburg/Donau: Familienwochenende – Jeder ist anders 105
 GKS-Kreis Bonn: Familienwochenende – Wenn Kinder über Sterben sprechen 105

FGKS: Mitgliederversammlung zieht Bilanz 2000 Förderkreis unterstützt erste Projekte 106
 GKS-Akademie Oberst Helmut Korn: Das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer verteidigen – Soldatsein ein Beruf wie jeder andere? 108

KURZ NOTIERT 30, 37, 54, 59

GEFUNDEN: 21, 44, 68, 98

AUTOREN 107

BUCHBESPRECHUNGEN 110

Termine • Termine • Termine

01.-12.07.	Jakobuswallfahrt Münster-Köln-Aachen	12.11.	SA „Innere Führung“ in Bonn, Albertinum
04.07.	Politikergespräch im KMBA Berlin	Mitte Nov.	Konferenz „Gerechter Friede mit BDKJ in Berlin oder in Bonn
06.09.	Sitzung AG „Geschäftsordnung“, Gespräch BuVors HKS mit Präsidium der dt Sektion Pax Christi, Sitzung EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum	19.11.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
06.-07.09.	AK KWBD VII in Bad Kösen	23.-24.11.	Delegiertentreffen der AGKOD und VV ZdK in BN-Bad-Godesberg
14.09.	SA „Sicherheit und Frieden“ in Bonn, Collegium Albertinum	23.-25.11.	AK/WB-Konferenz WB II in Worphausen
14.-21.09.	AMI-Konferenz in Erfurt (Veranstalter GKS)	03.-04.12.	Herbstkonferenz GKMD in Fulda
14.-16.09.	AK/WB-Konferenz WB V im Kloster Obermarchtal	2002	
24.09.	SA „Innere Führung“ in Bonn, Albertinum	01.02.	Jahresempfang MGv für Vorstand ZV u. EA GKS im KMBA Berlin
29.09.	BV GKS in Bonn, Collegium Albertinum	05. - 07.07.	WB-Konferenz WB III in Mülheim
13.10.	Vorstand ZV in Berlin	14.-15.02.	AK KWBD IV in Mainz
12.-14.10	AK/WB-Konferenz WB I in Parchim	16.-22.09.	42. WdB in Rolduc bei Sterkrade (NL) 14.-16.09. Vorkonferenz 16.-18.09. ZV 18.-21.09. BuKonf GKS
22.-26.10.	46. Gesamtkonferenz der hauptamtl. kath. Militärseelsorger in Wilhelmshaven	2003	
24.-28.10	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg	13.-20.09.	43. WdB Schloss Hirschberg/Beilngries
26.-28.10	AK/WB-Konferenz WB III in Günne	03.-07. 11	11. GKS-Akademie Oberst Helmut Korn Schloss Hirschberg/Beilngries
26.-28.10.	AK/WB-Konferenz WB VI in M-Fürstenried		
29.10.-02.11.	8. Seminar GKS-Akademie Oberst Helmut Korn in Fulda		

Verwendete Abkürzungen: AGKOD – Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands, AK – Arbeitskonferenz des Wehrbereichsdekans, AMI – Apostolat Militaire International, BuKonf – Bundeskonferenz, BV GKS – Bundesvorstand der GKS, EA – Exekutivausschuss, GKMD – Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands, IS – Internationaler Sachausschuss, MGv – Militärgeneralvikar, SA InFü – Sachausschuss „Innere Führung“, SA S+F – Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“, SA KI – Sachausschuss „Konzeption und Information“, WB – Wehrbereich, WdB – Woche der Begegnung, ZV – Zentrale Versammlung, VV ZdK – Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Die Redaktion AUFTRAG wünscht ihrer Leserschaft eine erholsame Urlaubs- und Ferienzeit. Wir wünschen Ihnen, dass Sie in den (angeblich)schönsten Wochen des Jahres nicht nur körperlich ausspannen können, sondern auch geistig und seelisch zur Ruhe und Besinnung kommen.

Dieses wieder sehr umfangreiche Heft ist sicher nicht die Wunschvorstellung einer entspannenden Urlaubslektüre, aber man kann bei geschlossenen Augen das ein oder andere Gelesene bestens meditieren.

Motto: »Worüber ich immer schon mal nachdenken wollte, wozu ich aber im Alltag keine Zeit finde.«

☞ Lassen Sie im Urlaub die Seele doch einfach baumeln; das erholt und ist einen Versuch wert!

41. WOCHEN DER BEGEGNUNG VOM 22. BIS 28. APRIL IN BERLIN

Zeugnis geben von dem, was wir gehört und gesehen haben

Bericht von der 41. Woche der Begegnung vom 22. bis 28. April 2001 in der Katholischen Akademie Berlin

Die gewählte Überschrift „ZEUGNIS GEBEN VON DEM WAS WIR GEHÖRT UND GESEHEN HABEN“ weist eine gewollte Nähe zu einer Begebenheit in der Apostelgeschichte (Kap. 4) auf. Petrus und Johannes werden wegen ihrer Rede auf dem Jerusalemer Tempelplatz vor den Hohen Rat zitiert. Die Apostel geben auf die Vorhaltungen eine eindeutige Antwort: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apg 4,20)

Ähnlich wird es den Teilnehmern an der diesjährigen Woche der Begegnung in Berlin gehen. Die Redaktion AUFTRAG wendet das Zitat auf ihre Berichterstattung über diese Woche mit den beiden Teilen Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischof (ZV) und der Bundeskonferenz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (BK) an, weil das Erlebte einfach an die weiter gegeben werden muss, die nicht teilnehmen konnten.

Das Leitthema der Woche der Begegnung lautete „GLAUBEN HELFEN, ZEUGNIS GEBEN – CHRISTSEIN IN DER GROSSEN STADT“. Viele Zeugnisse religiösen Lebens und Bekennens, aber auch der Gottesferne oder besser gesagt die zahlreichen „Götter einer Metropole mit vielen konkurrierenden, sich einander widersprechenden Wertsystemen,

Weltanschauungsangeboten und Lebensentwürfen“*) konnte man in diesen Tagen „unterm Himmel über Berlin“ (Titel einer Stadtextkursion) erleben. Dazu gehörte neben Podiumsgespräch, Vorträgen und Beratungen auch die Mitfeier von Gottesdiensten in St. Adalbert, einem in Berlin-Mitte gelegenen Gotteshaus, das sich hinter einer unscheinbaren Toreinfahrt verbirgt und den Berliner Typ der „Hinterhofkirche“ verkörpert.

AUFTRAG berichtet wird auch über die Festmatinee an der Schnittstelle zwischen ZV und BK, mit der Militärdekan Prälat Walter Theis nach 20-jähriger Begleitung des organisierten Laienapostolats in der Kirche unter Soldaten von seinen Ämtern als Bischöflicher Beauftragter für die ZV und als Geistlicher Beirat der GKS ehrenvoll entbunden wurde.

Ein Ereignis konnte in Berlin nicht begangen werden, der 60. Geburtstag des Militärbischofs am 25. April. Da Bischof Dr. Walter Mixa an diesem Tag in seiner Diözese Eichstätt sein musste, fand der Geburtstagsempfang des KMBA am Mittwochabend auf Schloss Hirschberg, dem Bildungshaus des Bistums bei Beilngries, statt. (PS)

*) zit. nach „... unterm Himmel über Berlin. Glauben in der Stadt“, hrsg. von Andreas Herzig u. Burkard Sauermost, Morus Verlag, Berlin 2001.



Berlin-Mitte, Torstraße 168: Eingang zur Hinterhofkirche St. Adalbert mit dem Pfarr-Café „j“ – wie Berlinerisch „Gott“. Erst im Jahr 1747 konnte unter der Regentschaft des Preußenkönig Friedrich II (1740-1786) der Grundstein für die erste nachreformatorische katholische Kirche in Berlin gelegt werden. Diese wurde 1773 als St. Hedwigskirche – heute Kathedrale des Berliner Erzbischofs – konsekriert. Erst 1891 konnte das zweite katholische Gotteshaus eingeweiht werden. In Berlin unterscheidet man „Platzkirchen“ (z.B. Kaiser-Wilh.-Gedächtnis-Kirche), „Kirchen im Block“ (Beispiel die Militärbischofskirche St. Bonifatius in Berlin Kreuzberg, s. Titel AUFTRAG 242 / Januar 2001) und i.d.R. durch unscheinbare Toreinfahrten zu erreichende „Hinterhofkirchen“. Oft stammen diese neugotischen Kirchbauten aus Wilhelminischer Zeit um die Jahrhundertwende. (Foto: PS)

ZENTRALE VERSAMMLUNG

Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt

RICHARD SCHWITZ

Nachdem die Zentrale Versammlung in Schwerin (1990) und Salem (2000) in ländlichen Gegenden den Resten des christlichen Glaubens in den neuen Bundesländern nachspürte, stellte die Metropole Berlin einen gewissen Abschluss und gleichzeitigen Neubeginn in der Geschichte der Zentralen Versammlung dar.

Ein Abschluss in der Form, dass die Kurie des Militärbischofs dort angekommen ist und die Zentrale Versammlung als Beratungsgremium des Militärbischofs sowie die Bundeskonferenz der GKS körperlich, emotional und spirituell in Verbindung treten konnte mit der neuen Umgebung und dem Geist, der dort anzuftreffen ist.

Ein Neubeginn war insofern ständig spürbar als das Wort „neu“ oft verwendet wurde. Die neue Struktur der Bundeskirche erfordert neue Strukturen der Militärverbände, die vom neuen Militärgeneralvikar unter der Leitung des neuen Militärbischofs geschaffen werden müssen. Dabei wird der neu gewählte Vorstand (mit seinen neuen Mitgliedern) mit seinen neuen Vorsitzenden und dessen neuem beschließenden Beauftragten beständig zur Seite stehen.

Tagungsort Berlin

Diese große, unruhige Stadt, die so weit im Osten liegt, Hauptstadt, Weltstadt, Schmelztiegel der Kulturen, säkular und verweltlichte Stadt. Werner Renner schreibt in seinem Beitrag zu dem Buch „... unter dem Himmel über BERLIN. Glauben in der Stadt“: „Keine Furcht vor Berlin.“ Diese Stadt und ihre Art zu leben und zu glauben, oder auch nicht zu glauben, bildet einen verflochtenen Lebensraum mit der Möglichkeit Entwicklungen frühzeitig zu erkennen. „Was den Christen ins Fleisch steht, kann man besser in Berlin lernen“, so Werner Renner.

Der Tagungsort, die Katholische Akademie hat ihren Sitz mitten im

Leben zwischen Flottenstraße und Regierungsviertel, zwischen Museen und Universitäten, zwischen Gedenkorten und neuen Orten politischen Lebens, zwischen Synagoge, Moschee und Berliner Dom. In der Akademie tagt auch die Untersuchungskommission des Bundestages zur Spurendokumentation.

Mit dem 1989 eingeweihten Tagungszentrum, das mit modernen Seminarräumlichkeiten und einem klimatisierten Auditorium für ca. 350 Personen ausgestattet ist, fand die Woche der Begegnung ideale Tagungsbedingungen vor. Die integrierte Kirche, St. Thomas von Aquin gab Gelegenheit zu zahlreicher Gottesdiensten, Andachten und auch zu stillem Gebet. Nicht zuletzt ist die Katholische Akademie auch ein gastliches Haus und hat mit ihrer Küche, dem hervorragenden Service und dem Einsatz – Kellner alles was zum anstrengen Gelingen der Woche der Begegnung erforderlich war.

Woche der Begegnung

Die 41. Woche der Begegnung (Zentrale Versammlung und Bundeskonferenz der GKS) stand unter dem gemeinsamen Motto „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt.“ In ihrem Ablauf war sie gekennzeichnet von der Begegnung der Delegierten mit ihrem neuen Militärbischof und der Verabschiedung des langjährigen Bischoflichen Beauftragten für die Zentrale Versammlung und Geistlichen Beauftragten der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, Militärdekan Prälat Walter Theis. Aus Anlass des 60. Geburtstag des Militärbischofs am Mittwoch, den 25. April fand der Tag des Militärbischofs entgegen der Tradition bereits am Dienstag statt. Dr. Walter Miva nahm sich einen ganzen Tag Zeit, an den Beratungen teil zu nehmen und in vielen persönlichen Gesprächen die Sorgen, Not und Fragen der Delegierten zu ergründen.

Programm-Auszug ZV

Sonntag, 22. April

- Eröffnungsgottesdienst
- Eröffnung der Beratungen
- Bildung eines Wahl Ausschusses
- Treffen der Delegierten der Bereiche

Montag, 23. April

- Morgenimpuls
- Vortrag „Zeit zur Aussaat“ – Perspektiven und Aufgaben des Laienapostolates in den neuen Strukturen, Md. Msgr. Georg Kersch
- Mitarbeiterwahl und Sachkenntnis – Zur Besetzung des Vorstandes ZV, seiner Sachausschüsse und der Mitglieder im ZdK, Dip.-Theol. Manfred Heinz
- Plankungsgespräch: „Ohne Stadt kein Christsein – wie glaubt Berlin...?“ mit hinhaltender Vertretern des Erzbistums Berlin
- „... unter dem Himmel über Berlin“ thematische Stadterkundung
- Gottesdienst

Dienstag, 24. April

- Heilige Messe, Zelenbraten, Militärbischof Dr. Walter Miva
- Wort des katholischen Militärbischofs, Berichte aus den Wehr-Bereichen, Sachausschüssen, der GKS, des Vork. der ZV
- Einbringen von Beschlussvorlagen
- Wort des Vorklars des Priesterrates
- Wort des katholischen Militärbischofs

Mittwoch 25. April

- Morgenimpuls
- Verabschiedung von Beschlussvorlagen
- Dank des scheidenden Vorstandes der ZV, Empfehlungen für die Zukunft
- Wahl des Vorsitzenden u. der Mitglieder des Vorstandes ZV
- Wahl des Vertreters der ZV im ZdK
- Bericht über die Arbeit im ZdK
- Vortrag: „Chancen und Herausforderungen der diözesanen Räte“, Dr. Stefan Vesper Generalsekretär des ZdK
- Schlusswort des Vorsitzenden der ZV
- Festgottesdienst
- Erhebung des Bischoflichen Beauftragten für die organisierte Laienarbeit

Donnerstag, 26. April

- Hl. Messe mit Totengedenken
- Der neue Dienstort des KMSA
- Festmatinee zu Ehren Militärdekan Prälat Walter Theis

Zentrale Versammlung

Oberst i.G. Werner Bös begrüßte die aus dem gesamten Bundesgebiet und dem Ausland angereisten Delegierten. Sein besonderer Gruß galt dem neuen Militärgeneralvikar Dekan Walter Prälat Wakenhut, dem alten Bischöflichen Beauftragten Militärdekan Prälat Walter Theis und dem neuen Militärdekan Msgr. Georg Kestl, dem „gastgebenden“ Wehrbereichsdekan Prälat Heinrich Hecker, dem katholischen Standortpfarrer von Berlin Militärdekan Georg Klar und dem Pastoralreferenten Frank Peter Bitter. Dabei brachte er seine Freude über die vielen „neuen Gesichter“ zum Ausdruck. Nachdem bereits im letzten Jahr in Salem rund 20 Prozent neue Delegierte registriert werden konnten, setzte sich dieser Trend in gleicher Höhe wiederum fort. Dies zeigt, dass die Militärseelsorge die Fähigkeit zum Engagement nicht verloren hat und ein Generationswechsel auch bei den engagierten Laien stattfindet.

Als besonders erfreulich registrierte Oberst i.G. Bös die hohe Zahl der Delegierten aus dem Wehrbereich VII, zeigt dies doch, dass allmählich auch unter schwierigsten Bedingungen die Laienmitarbeit in den neuen Bundesländern Fuß fasst. Nach dem Hinweis auf den Ablauf und die Schwerpunkte der Zentralen Versammlung wünschte er den Delegierten neben der Arbeit spirituelle Erbauung und Stärkung sowie Freude an der Gemeinschaft.



Lage der kath. Militärseelsorge

Militärgeneralvikar (MGV) Walter Wakenhut eröffnete die zentrale Versammlung und ging in seinen Eingangsworten auf die aktuelle Lage der katholischen Militärseelsorge ein. Zu Beginn dankte er allen Delegierten für ihr Engagement und dafür, dass sie sich trotz hoher Belastungen die Zeit für die Mitarbeit in der Kirche unter Soldaten nehmen. Sein besonderer Gruß galt den zahlreichen Delegierten des Wehrbereichs VII.

Die katholische Militärseelsorge hat einen neuen Militärbischof und einen neuen Militärgeneralvikar. Bischof Mixa habe in seiner noch kurzen Amtszeit bereits an der Gesamtkonferenz und der Pfarrhelferkonferenz teilgenommen, die Truppe im Kosovo und an einigen Standorten besucht. Zu Beginn seiner Amtszeit habe er von seinem Recht Gebrauch gemacht einen Generalvikar seiner Wahl zu berufen. Er, Walter Wakenhut, sei von diesem Ruf überrascht worden, sei ihm aber nach kurzer Überlegung gefolgt, wenngleich ihm der Abschied von seinem Wehrbereich VI sehr schwer gefallen sei. Als sein vorrangiges Ziel nannte er die Sicherstellung einer guten Seelsorge an den Soldaten. An dieser Stelle legte die Zentrale Versammlung eine Gedenkminute für den verstorbenen Militärbischof Dr. Johannes Dyba ein.

Das Militärbischofsamt ist nach Berlin umgezogen und hat die Arbeitsfähigkeit nach anfänglichen



Prälat Walter Wakenhut erläutert den Delegierten die aktuelle Lage der katholischen Militärseelsorge

Problemen weitgehend hergestellt.

MGV Wakenhut informierte die Delegierten darüber, dass der Weltbildverlag die Zeitschrift Weltbild mit der Mai-Ausgabe aus wirtschaftlichen Gründen einstellt. Die Beilage „Kompass“ soll unter anderer Trägerschaft weiter geführt werden. Gespräche mit der Tagespost werden zurzeit geführt. Umfang, Erscheinungsform und Verteilung müssen nach einer Zielgruppenanalyse neu definiert werden.

Danach wandte sich der MGV den Auswirkungen der Strukturreform der Bundeswehr auf die Militärseelsorge zu. Er führte aus, dass die Neuausrichtung der Bundeswehr von Grund auf auch für die Militärseelsorge Bestandsaufnahme, Analyse und Neuausrichtung erfordere. Im Vordergrund ständen dabei die Analyse der pastoralen Angebote und Ziele. Diese gründeten auf den in den letzten Jahren unter Beteiligung der Laien erarbeiteten Pastoralen Leitlinien sowie den Bedingungen des Einsatzes und seiner Folgen. Drei wesentliche Handlungsfelder seien dabei – auch unter der Mitwirkung des neuen Militärbischofs – erarbeitet worden:

Oberst i.G. Werner Bös - hier zusammen mit Dipl. theol. Manfred Heinz, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Referat IV des KMBA auch die Geschäfte der ZV führt – war acht Jahre Vorsitzender der ZV. In eine neue Amtszeit als Vorsitzender würde das Ende seiner aktiven Dienstzeit als Soldat fallen, weshalb er sich nicht mehr erneut zur Wahl stellte.

- Die Begleitung der Soldaten und ihrer Familien vor, während und nach einem Einsatz.
- eine Neugewichtung und Intensivierung des lebenskundlichen Unterrichts und der
- Familienseelsorge.

An diesen Eckpunkten habe sich die Anpassung der Strukturen und die Organisation der Militärseelsorge auszurichten, so der MVV. An den Strukturen werde zur Zeit intensiv gearbeitet, um diese im Einklang mit der Bundesregierung und enger Abstimmung mit der evangelischen Militärseelsorge noch in diesem Jahr zu entscheiden.

Bundesstaatsminister Schirring habe zugesagt, die Zahl der Stellen für Militärseelsorge bei der Reduzierung der Streitkräfte einwandfrei zu lassen, betonte die Wakenhut. Der Militärbischof werde bei der Deutschen Bischofskonferenz weiter auf die Bestellung von Priestern für den Dienst in der Militärseelsorge drängen. Der in allen Bereichen wachsende Priestermangel zwinge jedoch dazu, die Vielfalt der pastoralen Berufe auch in der Militärseelsorge in den Strukturen und einer kooperativen Pastoral wie sie in vielen Diözesen bereits praktiziert werde, umzusetzen. „Die Mitarbeit der Laien ist in Zukunft lebensnotwendig für die Militärseelsorge“, betonte der Generalvikar. Er wies darauf hin, dass die neue Form der Mitarbeiterbeziehung und Seelsorgebeziehung sich bereits bewährt habe und mit ihrer Offenheit und Flexibilität eine gute und solide Grundlage für die Arbeit von Ort leiste.

In der abschließenden Diskussion wurde deutlich, dass die Laien, insbesondere bei den Überlegungen zur Neustrukturierung, ihren Beitrag leisten wollen und selbstbewusst ihre Bekanntheit verziehen.

Überlegungen zum Laienapostolat

Die Perspektiven und Aufgaben des Laienapostolates in den neuen Streitkräften aus Sicht des neuen bischöflichen Beauftragten für die ZV wurden vom Militärdiakon Georg Kesch in seinem Vortrag „Zeit zu Aussaat“ (s.S. ...) vorgestellt. Im Zentrum seiner Überlegungen standen die Gottesdienstleistungen zum Laienapostolat, wie sie in einem Pastoralen Leitlinien erarbeitet wurden. Als einen Schwerpunkt der Arbeit der

nächster Jahre stellte er die Gestaltung der Familienseelsorge in der Militärseelsorge heraus. Dies bedürfe eines gemeinsamen Grundverständnisses von der Zukunft der Gemeinden, wie sie auch im Papier des ZfK „Die Gemeinden auf dem Weg zu der Kirche der Zukunft“ vom 25. November 2000 dargestellt sind. Kooperativer Seelsorge ist die Grundlage für die Zusammenarbeit von Laien und Seelsorgern. Dazu riefte er einen Appell an die Seelsorger, die caritative Aufgaben nicht zu vergessen.

Podiumsgespräch: „Ohne Stadt kein Christentum – wie glaubt Berlin?“

Die Zentrale Versammlung war interessiert an der Frage, wie man sein Christsein in einem säkularen Umfeld leben kann. Antwort darauf sollte ein Podiumsgespräch geben. Eingeladen waren dazu kompetente Persönlichkeiten aus dem Erzbistum Berlin: Schwester Cornelia Bührig, Erzbischöfliche Beauftragte für Migrationen, Pfalt Gertraud Lange, Leiterin der Arbeitsstelle für Zeitgeschichte, Pater Klaus Mertens SJ, Rektor des Latissus College und Dr. Gerburg Thonig-Nutten, stellvertretende Vorsitzende des Diözesanrates. Die Moderation führte Franz Bitter, Pastoralreferent beim katholischen Standortpfarrer Berlin. Unter dem Titel „Jüngere Öffentlichkeit der Kirche gefragt. Katholische Subjekte dachten unser Christsein in der Metropole nach“ bezieht die Berliner Katholische Kirchenzeitung am 18. Mai über dieses Gesprächs die folgende Seite 81.

Stadtekursionen

„Unter dem Himmel über Berlin“ so lautet das Motto für den Nachmittag des ersten Tages. In vier geführten thematischen „Stadtekursionen“ gehen die Delegierten unter religiösem Vorzeichen auf markante Orte Berlins zu. Geplant war kein Sightseeing am touristischen Strand, sondern Orte aufzusuchen, die nachdenklich stimmen würden. Ziele waren die Gedenkstätte Plötzensee mit dem Karmel Regina Martyrium, Stätten des Glaubens in Berlin Mitte, das jüdische Leben in Berlin und um die Neue Synagoge im Scheunenviertel sowie Mauerspaziergang, bei dem die Erinnerungen an die

Fortsetzung auf Seite 9

Stadtekursionen

1 Besuch des Mahnmals Plötzensee und des Karmel Regina Martyrium

In Plötzensee, einer ehemaligen Hinrichtungsstätte des nationalsozialistischen Regimes, mussten die Widerstandskämpfer des 18. Jhd. und viele anderen Menschen, die nicht an Ideologie des Nationalsozialismus folgten, im Tode sterben.

In der Nähe der heutigen Gedenkstätte Plötzensee leben Ordensschwwestern im Karmel Regina Martyrium. Wir besuchen die Kloster- und Kirchenkirche und nehmen am kurzen Stundenseelamt der „Nacht der Schwestern“ teil.

2 Das christliche Leben in Berlin-Mitte. Wir besuchen die wichtigsten Orte des kirchlichen Lebens in Berlin-Mitte von der Katholischen Akademie bis zur St. Hedwigs-Kathedrale. Wir gehen durch das historische Viertel der Brandenburger Vorstadt, die seit Jahren durch das Aufkommen der verschiedenen Glaubensgemeinschaften geprägt war und ist. Ein weiterer Aspekt werden die verschiedenen für Berlin charakteristischen Kirchentypen sein. Ein weiterer Schwerpunkt wird der Berliner Dom sein, seine Geschichte, Ausstattung und Funktion. In der St. Hedwigs-Kirche gibt die Kunstausstellungen des Erzbistums Berlin einen vertieften Einblick in diese Domkirche gesehen wird.

3 Mauerspaziergang – wo einst die Mauer stand

Noch zieht er sich nahezu unverändert die Bernauer Straße entlang, die Grenzstreifenlauf mit den Resten von Todesstreifen, Wachposten und der Himmelsdämmerung. Wir gehen entlang des Mauerstreifens mit Mauer-Gedächtnisse von Kohlhoff und der neuen Kapelle der Versöhnung von der Schönhauser Allee bis zur Bernauer Straße. Pöhlmann-Park, Gropiusbau, Aggregatenerlebnis und Mauer-Reststück an der „Topographie des Terrors“ und der ehemaligen Checkpoint Charlie sind Stationen des Besorgnisses.

4 Das jüdische Leben in Berlin. Rund um die Synagoge. Das Scheunenviertel – Ort der Zuflucht, Ort des Terrors?

In der Gegend um die Oranienburger Straße findet man neben Spuren jüdischen Alltagslebens die historischen, religiösen und sozialen Einrichtungen der Berliner Jüdischen Gemeinde (Synagoge, Schulen, Waisen- und Krankenhaus, alter Friedhof).

Im Scheunenviertel (zwischen Alexanderplatz und Rosenthaler Platz) ließen sich viele osteuropäische Juden nieder. Der Rundgang zeigt das, was vom Scheunenviertel heute noch übrig ist und vermittelt einen Eindruck vom vielfältigen jüdischen Leben und der Kultur, die dieses Quartier bis 1933 prägten.

Katholische KirchenZeitung

DIE WOCHEN IM ERZBISTUM BERLIN

Nr. 18, 6. Mai 2001, Seite 1

Innere Offenheit der Kirche gefragt

Katholische Soldaten dachten über Christsein in der Metropole nach

REINER CIMBOLLEK

„Wir haben in den Strukturen noch die Hardware, aber in der Praxis haben wir die Software von Gesellschaft übernommen.“ Dies bedrohe die Identität und sei ein generelles Problem der Kirche, nicht nur in Berlin, konstatierte Prälat Gerhard Lange bei einem Podiumsgespräch zum Thema „Ohne Stadt kein Christentum – wie glaubt Berlin?“ am 23. April in Berlin. Eingeladen hatte die Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofsamt, die in ihrer Funktion einem Diözesanrat vergleichbar ist.

„Grenzöffnung“ heute dringend erforderlich

Lange, der von 1974-1988 Chefredakteur des St. Hedwigsblattes war, hatte zuvor Defizite in der Grundpastoral kritisiert, angefangen bei der Bedeutung des Gebets über das Bußsakrament und die Eucharistie – als bis heute vollzogene Opfergabe –, bis hin zum Amtsverständnis der Kirche als

einem wirklichen „Dienstamt“. Mit Blick auf die Zukunft gab der Prälat, der heute die Arbeitsstelle für Zeitgeschichte des Erzbistums Berlin leitet, eine Reihe von Anregungen. An erster Stelle nannte er die Öffnung von Gemeindegrenzen und anderen kirchlichen Strukturen. Schon Dr. Carl Sonnenschein habe gesagt: „Der Berliner Katholizismus ist verdammt kleinstädtisch.“ Das gelte auch heute noch. Weiter setzte sich Lange für ein supranationales Kirchenverständnis und eine ökumenisch ausgerichtete Pastoral ein. Er forderte eine nachgehende Seelsorge für die der Kirche durch den praktischen oder theoretischen Materialismus entfremdeten Katholiken. Notwendig sei auch eine Pastoral, die helfe, dass sich Zuziehende in der neuen Gemeinde heimisch fühlen könnten. Eine „innere Öffnung der Kirche“ sei gefragt, die bis zur Auseinandersetzung mit Fragen der Ausländerdiskriminierung und neonazistischen Tendenzen reiche. Als eine besondere Aufgabe der Berliner Katholiken sieht der Rektor des angesehenen

Canisius-Kollegs, P. Klaus Mertes SJ, den interreligiösen Dialog an. Er wies dabei auf den relativ hohen Anteil von Muslimen in der Bevölkerung hin. Beifall erhielt der Jesuit für seinen Hinweis, dass „wir im Gebet immer an der Seite der Opfer stehen müssen“, wenn wir in der Bundeshauptstadt politisches Profil zeigen wollen.

Sr. Cornelia Bührle, die Erzbischöfliche Migrationsbeauftragte, machte den sehr guten Ruf der Katholiken im sozialen Bereich an einem kleinen Erlebnis deutlich. So sei eines Tages ein Türke Hilfe suchend zu ihr gekommen und habe in ihrem Zimmer das Bild des Erzbischofs gesehen. „Das ist der Bischof, ist ein guter und mächtiger Mann, er kann mir helfen“, habe der Türke gesagt. Nötig sei aber auch die Präsenz der Kirche bei hohen politischen Verantwortungsträgern, fügte Bührle hinzu. Im Bistum gebe es noch zu viele „Komm“-Strukturen, kritisierte die Ordensfrau. Wichtig sei, seinen Glauben zu leben, und präsent und offen zu sein. „Dann werden wir auch angesprochen.“

Als der moderierende Pastoralreferent beim Katholischen Standortpfarrer Berlin, Frank-Peter Bitter, die Podiumsteilnehmer fragte, wie sie Berlin als Christ erleben, antwortete die aus Bayern stammende stellvertretende Vorsitzende des Diözesanrats, Dr. Gerburg Thunig-Nittner spontan: „In Berlin ist man als Katholik ein Solist.“ Doch habe sie bei den Berliner Katholiken eine große Offenheit angetroffen. Die schönste Antwort aber gab Sr. Cornelia Bührle: „Mein Glaube ist in Berlin sehr viel offener geworden. Das Herz ist offener geworden, nicht nur toleranter, sondern auch respektvoller, vielleicht auch liebevoller, durch die Menschen, die ich hier kennen gelernt habe.“

(aus: *Kath. Kirchenzeitung* Nr. 18 / 06.05.2001, Seite 1)



Die Podiumsgesprächsteilnehmer v. l.: Prälat Gerhard Lange, Leiter der Arbeitsstelle für Zeitgeschichte des Erzbistums Berlin, Dr. Gerburg Thunig-Nittner, stv. Vors. des Diözesanrates, Moderator Frank-Peter Bitter, Pastoralreferent beim Kath. StOPfr Berlin, Sr. Cornelia Bührle, Erzb. Beauftragte für Ausländerangelegenheiten, P. Klaus Mertes SJ, Rektor des Canisius Kollegs



Blick auf die erste Reihe des Plenums in der Aula der Kath. Akademie (v.l.): Militärgeneralvikar Walter Wakenhut, die Militärdokane Georg Kestel, Walter Theis, Heinrich Hecker und Georg Klar, Schwester Scholastika OSB und die Mutter von MD Theis.

Fortsetzung von Seite 7

Trennung der Stadt und deren Folgen für das Leben in Berlin thematisiert wurde (s.a. S. 7, Sp. r.).

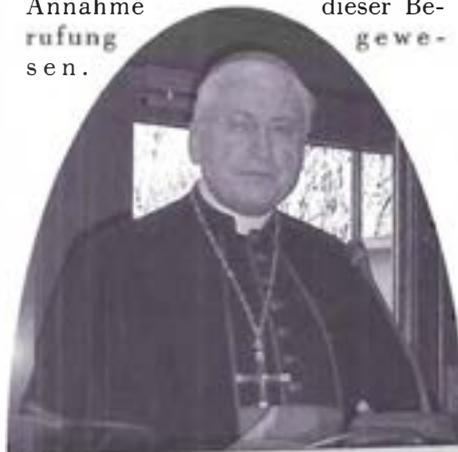
Tag des Militärbischofs

Militärbischof Dr. Walter Mixa war am Montagabend angereist, um am Dienstag an der Veranstaltung der Zentralen Versammlung teilzunehmen. In seiner Predigt während des Gottesdienstes am Dienstagmorgen griff Mixa die Thematik Zeugnis geben und Glauben leben auf. Er rief dazu auf, „Zeugnis zu geben von der Wahrheit Jesu Christi. Die Menschheit braucht Idealisten, die Mut haben auf das Zeichen des Kreuzes zu schauen“, betonte Bischof Mixa.

Bischof Mixa schätzt den Dienst der Laien sehr. Dies kam auch im wieder im Wort des Bischofs an die Delegierten zum Ausdruck. Zwei Leitgedanken stellte er an den Anfang. „Mit Euch bin ich Christ“ und „Für Euch bin ich Bischof“. Er stünde nicht außerhalb, sondern sei mitten in der Gemeinschaft. Jeder habe seine bestimmten Fähigkeiten und solle diese einbringen.

Seine Diözese Eichstätt mit ca. einer halben Million Menschen, davon 60 Prozent katholische Christen, sei eine der ältesten Diözesen Deutschlands und die einzige mit einer katholischen Universität im deutschsprachigen Raum. Dort sei vor kurzem ein Institut für „Ehe und Familie in der Gesellschaft“ gegründet worden, das auch für die katholische Militärseelsorge fruchtbare Arbeit leisten könne. In dieser Diözese habe er wahrlich genug zu tun. Trotzdem habe er die Ernennung zum

Militärbischof angenommen. „Wir haben so viel Positives an Lebens- und Glaubenshilfe anzubieten, ja wir haben ein Alternativmodell für Sinnstiftung und Lebensgestaltung.“ Diese Überzeugung sei der Antrieb zur Annahme dieser Berufung gewesen.



Dazu brauche er allerdings die Hilfe der Laien, da er dies allein nicht bewältigen könne.

Für Mixa ist die ehrenamtliche Laienarbeit ein wesentlicher und unverzichtbarer Dienst in der katholischen Kirche. Dass christlichen Werte in den Streitkräften vermittelt werden, sei nicht zuletzt durch die Umstrukturierung der Bundeswehr von enormer Wichtigkeit, betonte der Oberhirte. Aufzeigen von Sinnzusammenhängen, Befähigung zur Übernahme von Verantwortung als Soldat und militärischer Führer und ethische Urteilsfähigkeit seien im Kontext eine „Einsatzarmee“ bedeutsamer als in Streitkräften, die im Rahmen der Landesverteidigung und Abschreckungsdoktrin nicht zum Einsatz kommen sollten.

Wie der Militärgeneralvikar am Vortag benannte der Bischof unter

dem Stichwort „Was ist wichtig?“ drei Schwerpunkte der Militärseelsorge:

1. Einsatzbegleitung
2. Familienseelsorge
3. Weiterentwicklung des Lebenskundlichen Unterrichts.

Der Auslandseinsatz sei für die betroffenen Soldaten eine große Umstellung und Herausforderung. Bei seinen Besuchen habe er ein sehr hohes Ethos und die Bereitschaft zum Engagement insbesondere bei den jungen Soldaten festgestellt. Die Militärseelsorge im Einsatz sei ein Dienst an allen Soldaten und nicht auf die katholischen Soldaten begrenzt. Die Besonderheit der Lebens- und Dienstumstände erforderten ein hohes Maß an gegenseitigem Ertragen. Die Trennung von Partner und Familie führe zu großen seelischen Belastungen. Hier sei die Militärseelsorge im besonderen Maße gefordert.

Die Militärseelsorger forderte Bischof Mixa auf, die Gottesdienste so zu gestalten, dass sich alle dazu eingeladen fühlen können, ohne dabei auf die Eucharistiefeier zu verzichten. Diese sei auch im Einsatz unverzichtbar. Dies müsse gegebenenfalls auch gegen die militärische Führung, der es mitunter am Verständnis dafür fehle, durchgesetzt werden.

Nach Ansicht des Militärbischofs müsse auch insbesondere in der Öffentlichkeit deutlicher werden, dass die Soldaten im Einsatz einen Friedensdienst leisten. Sie würden vor allem dort sofort helfen, wo anderen Hilfseinrichtungen versagen bzw. nicht hinkommen. Dies täten sie aus innerem Antrieb und tiefster Überzeugung. Durch dieses Beispiel könne Hass besiegt werden.

Die Seelsorge für die Angehörigen der Soldaten erfordere mehr Gespräch, um diesen die Bedeutung des Einsatzes näher zu bringen. Die Trennung könne über die Sehnsucht nach dem Partner auch die Liebe fördern. Wichtig sei jedoch die „Nachsorge“ nach Rückkehr.

Der Lebenskundliche Unterricht (LKU) müsse wieder mehr in den Vordergrund gerückt werden, da christliches Selbstverständnis z.B. Rechtsradikalismus ausschließen könne. Dazu müsse im LKU über verantwortetes Handeln und Normbildung auf der Basis der christlichen Werte gesprochen werden. Dies

schließen auch das Thema Sexualität nicht aus.

Um diese Aufgaben leisten zu können, sei eine Reduzierung des Personals der Militärseelsorge nicht möglich und es werde in der Deutschen Bischofskonferenz für die Bestellung von Priestern für die Militärselbsterge weiter werden.

Berichte aus den Wehrbereichen

Die Berichte der Delegierten aus den Wehrbereichen stellten einen zentralen Teil der Tagung dar. Bischof Mixa hörte sich alle Berichte sehr konzentriert an. Auch dies ein neues Element der Delegierten bei der diesjährigen Zentralkonferenz. Bei allen Unterschieden in der Struktur der Wehrbereiche stellten sich rasch gemeinsame Sorgen und Themenbereiche heraus. Neben den hohen Belastungen der Soldaten, ihrer Familien und der Militärselbsterge durch die Einsätze war das bestimmende Thema die Neustrukturierung der Militärselbsterge in der Folge der Reform der Streitkräfte. Zu diesem Punkt vertraten die Delegierten sehr deutlich die Meinung, dass eine Reduzierung auf vier Wehrbereiche erhebliche Auswirkungen auf den Zusammenhalt und die Organisation der Militärselbsterge haben wird. Die einfach angeordnete Kooperative Pastoral in so genannten Seelsorgeteams ist für viele noch nicht vorstellbar. Am Ende wurde deutlich, dass die Reduzierung der Bundeswehr keine Reduzierung der Seelsorgeteile zulässt, da es zunehmend andere Belastungen und Aufgaben gibt, die mit wenigen Seelsorgern nicht zu bewältigen sind.

Nach weiteren Tagesordnungspunkten, wie dem Sachstandsbericht zur Nachschubschuldhilfe, dem Bericht des Bundesvorsitzenden der GKS und dem Bericht des Vorsitzenden ZV über die Arbeit des Vorstandes beantwortete der Militärtschlof Fragen der Delegierten und stellte abschließend vier aus seiner Sicht wichtige Punkte heraus:



Wahlen in der ZV

Die Zentrale Versammlung hat für vier Jahre einen neuen Vorstand gewählt, der mit 10 Mitgliedern (7 Priester, 3 Bischöfe, 2 Beamte) besteht. Die Mitglieder sind: Oberst i.G. Franz-Josef Putz (1), Oberst i.G. Franz-Josef Putz (1). Dem Vorstand gehören acht weitere Mitglieder an – sechs von ihnen erstmals – mit folgenden Aufgaben:

- (2) Hauptmann Alois Förster (WB VI) – Dienstleistung und Christianisierung (Mission)
- (3) Hauptmann i. d. Reserve Wilfried Weber (WB III) – Gemeindeförderung
- (4) Major Hans-Georg Schellhaas (WB VII) – Organisation / Planung
- (5) Oberleutnant Paul Brochhausen (WB II) – Verwaltung
- (6) Hauptfeldwebel Peter Weber (WB V) – Soziales Engagement
- (7) Oberfeldarzt Dr. Martin Kimm (WB II) – Inzelschottliche Entwicklung, Frieden, Umwelt
- (8) Brigadier Peter von Borsdorf (Bereich See) – Frau und Familie
- (9) Oberleutnant Peter Cornelius (WB II) – Informationsricht im Bild, dafür der Vertreter der ZV im ZdK Stefan Fiedler (Frankfurt)

Oberst i.G. Franz-Josef Putz

Die Nachricht von Oberst i.G. Werner Basen, der nach zwei Amtsperioden als Vorsitzender der ZV aus Altersgründen nicht mehr zur Wahl genehmigt ist, gelangte seit 1997 zum Vorstand der ZV an und hat sich dafür bereits auf GKS und Wehrbereichsebene in der organisierten Laienarbeit der katholischen Militärseelsorge engagiert. Oberst i.G. Franz-Josef Putz, verheiratet mit Wehrbereichsleiterin und Vater von zwei Kindern, wurde 1950 in Neudamm geboren und trat 1969 in die Luftwaffe der Bundeswehr ein. Dazwischen Referent in der Arbeitsgruppe „Verteidigungspolitik“ der CDU/CSU-Fraktion in Berlin. Putz ist Mitglied im Sachausschuss „Soldaten und Frauen“ der GKS.

Generalmajor Karl Heinz Löhner Vertreter der ZV im ZdK

Einstellung der ZV am gleichen Tag Generalmajor Karl Heinz Löhner zu einem von drei Vertretern in das Zentralkomitee des deutschen Katholiken (ZdK) gewählt. Er ist Generalmajor Wilfried Dornbusch, der in den Ruhestand getreten ist. Karl Heinz Löhner, Vater von zwei Kindern, wurde 1948 in Kefau / Kreis Marburg a.d. Lahn geboren und trat 1967 in die Bundeswehr ein. Seit März dieses Jahres ist er Kommandierender General II (GEB II) Kurus in Ulm. Darüber hinaus ist er Mitglied der GKS und Nachfolger von Generalleutnant Edgar Trost als Schirmherr der GKS Akademie Oberst Helmut Korn.



Blick ins Plenum der Zentralen Versammlung

1. Den Wert des Glaubens darf ein Christ nicht verbergen. Auch unter Soldaten sollen Laien Zeugen für die Kirche sein und ein persönliches Zeugnis für den Glauben geben.
2. Die Eucharistie muss stets würdig und stilvoll gefeiert werden.
3. Glaubensgespräche und Bibeltarise können Fortsetzende zum Glauben führen und sollen in den Standorten regelmäßig angeboten werden.
4. Das Christentum darf sich nicht auf seine soziale Komponente

und das Motto „Seid nicht zueinander“ zurückziehen lassen; gerade in den sozialen Dienstern muss ein ökumenisches Zusammenwirken gewährleistet sein. Das Bekenntnis zum Gekreuzigten und Auferstandenen müssen wir in die Welt tragen.

Moderator des Priesterrates

Der Moderator des Priesterrates beim Katholischen Militärbischof, Militärdekan Georg Klar, Berlin, wählte sich zu drei-facher Funktion an die Delegierten der ZV, als Moderator des Priesterrates beim Katholischen Militärbischof, zweitens als Katholischer Standortpfarrer Berlin und drittens als Stellvertreter

Weihnachtsbesuchen im Weidobereich VII. Mit jeweils einem anderen Hut auf dem Kopf, die himmelvoll, seine drei verschiedenen Funktionen charakterisieren sollten, formulierte Klar seinen Wünsche an aus: „Bei der ZV vertretenen organisierten Laien apostolat“ (S. Beitrag „Neun Wünsche...“ S. 13).

Nachbarschaftshilfe 2001/2002

Die Zentrale Versammlung hat beschlossen, die Nachbarschaftshilfe in Verbindung mit dem Hilfswerk RENOVABIS als soziale Initiative Maßnahme für Menschen in Mittel- und Osteuropäischen Ländern, unter dem Motto „Eine Plankirche für Frieden“ in Letland konzentriert. Gegenwärtige wurden im Plenum nicht diskutiert.

Das Projekt

Im Juli 1998 ermittelte die Diözese für die rumänisch-katholische Gemeinde von Frieden von der Verwaltung Kralava ein Grundstück von 578 qm, worauf sich ein altes Krügerhaus befindet. Der Betrag zum Erwerb des Geländes wurde von der Pfarrgemeinde aufgebracht und die notwendigen Renovierungen durchgeführt, um Gottesdienste feiern zu können.

Mit Hilfe der Pfarrmitgl.eder wurde ein Plan zum Umbau des jetzigen Krügerhauses zu einer Plankirche entwickelt. Das Kirchengebäude soll auch soziale Zwecke erfüllen und sozialen Zwecken dienen.

Die katholischen der lettischen Diaspora sind äußerst engagiert. Durch die schwierige humanitäre Situation des Landes und die beschränkte finanzielle Lage der Gläubigen sind die Eigenmittel erschöpft, Hilfe von außen ist deshalb erforderlich, weil selbst das hohe Engagement der Gläubigen nicht mehr ausreicht, das Projekt ohne Fremdhilfe weiterzuführen.

Die Finanzierung soll durch eine Eigenleistung in Höhe von DM 33.600,00 sowie durch Renovabis in Höhe von DM 70.000,00 erfolgen. Dazu wollen wir gerne mit unserer Spende beitragen.

Militärseelsorge von Männern dominiert: drei Priester, drei Laien und eine nachdenkliche Ordensfrau zwischen den leitenden Geistlichen und führenden Vertretern des Laienapostolats in der Kirche unter Soldaten v.l.

Militärdekan Prälät Walter Theis, der neue Vorsitzende der ZV Oberst i. G. Franz-Josef Pötz, Militärgeneralvikar Prälät Walter Wakenhut, der bisherige Vorsitzende der ZV Oberst i. G. Werner Börs, Sr. Schafastika OSB, Militärdekan Msgr. Georg Kestel und der Vorsitzende der GKS Oberst Dial. Ing. Kari-Jürgen Klein.

Fotos: PS (10); F. Brackmeier (2)



„Zeit zur Aussaat“

Perspektiven und Aufgaben des Laienapostolates in den neuen Streitkräften

MILITÄRDEKAN GEORG KESTEL

Personeller Wechsel

Zum 1. März dieses Jahres ist durch unseren Herrn Militärbischof Dr. Walter Mixa der im Rahmen der Neustrukturierung der Kurie schon länger angekündigte personelle Wechsel in den amtlichen Zuständigkeiten „Bischöflicher Beauftragter für die Zentrale Versammlung“ und „Geistlicher Beirat der Gemeinschaft Katholischer Soldaten“ vorgenommen worden. Ich danke unserem Herrn Militärbischof für das Vertrauen, das er mir durch diese Beauftragung entgegenbringt und verspreche, mich nach besten Kräften für diese Aufgabe einzusetzen. Vor allem aber gilt an dieser Stelle mein Dank meinem lieben Vorgänger in dieser ehrenvollen und für das Gesamt der Katholischen Militärseelsorge wichtigen Funktion. Militärdekan Prälat Walter Theis hat genau zwanzig Jahre, seit er am 1. März 1981 in das Katholische Militärbischofsamt kam, die Aufgabe der Zuständigkeit für das organisierte Laienapostolat innegehabt und in einer großartigen und einmaligen Weise ausgeübt. Seine langjährige Arbeit zu würdigen, wird im Rahmen dieser „Woche der Begegnung“ aus beruflichem Munde noch zu anderer Zeit Gelegenheit sein.

Ich persönlich sage dir, lieber Walter, an dieser Stelle, da ich nun in deine großen Fußstapfen zu treten versuche, ein ganz aufrichtiges und herzliches „Vergelt's Gott.“ Für deine Pionierarbeit in vielen Dingen, die im Laufe der Jahre selbstverständlich geworden sind; für das große Vertrauen, das du in diesem Arbeitsbereich zwischen allen Beteiligten geschaffen hast und auf das ein Nachfolger aufbauen kann; für dein stets spürbares und natürliches Glaubenszeugnis, deine für mich vorbildliche Spiritualität; für deine persönliche, allseits offene zwischenmenschliche und mitbrüderliche Art der Kommunikation und der Zusammenarbeit!

Priestertum und Laienapostolat

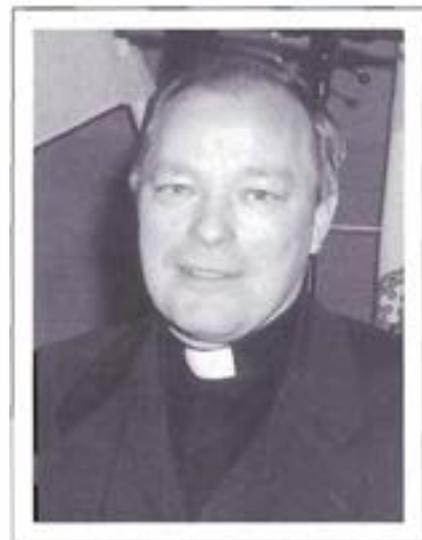
Papst Johannes Paul II. hat in seinem Memoirenband „Geschenk und Geheimnis. Zum 50. Jahrestag meiner Priesterweihe“ im Jahr 1996 über seine Zeit als junger Priester während des Promotionsstudiums in der Heiligen Stadt Folgendes notiert: „In Rom hatte ich jedoch die Möglichkeit, gründlicher zu begreifen, wie sehr das Priestertum mit der Seelsorge und dem Apostolat der Laien verbunden ist. Zwischen dem priesterlichen Dienst und dem Laienapostolat besteht ein enger Zusammenhang, ja eine gegenseitige Zuordnung. Beim Nachdenken über diese pastorale Problematik wurde mir der eigentliche Sinn und Wert des Amtspriestertums immer klarer bewusst“⁽¹⁾.

Ich kann mir keinen Grundsatz vorstellen, der geeigneter wäre, das Verhältnis zwischen Priester und Laien, zwischen Amtsträgern und den Gremien der Mitverantwortung zu beschreiben als dieses Wort unseres Heiligen Vaters.

Ich möchte diesen klaren und entscheidenden Leitgedanken deshalb an die Spitze meiner Überlegungen zu den Perspektiven und Aufgaben des Laienapostolates in den neuen Streitkräften stellen. Die darin angesprochene wesensmäßige Verzahnung von priesterlicher Identität und Laienengagement, von Seelsorge und Kooperation, von Amtsverständnis und den offiziellen Formen der Mitverantwortung und Mitwirkung im Volke Gottes ist für mich sowohl Ausgangspunkt als auch Zielvorstellung der Arbeit mit Ihnen allen in den unterschiedlichen Gremien und auf den entsprechenden Ebenen unseres gemeinsamen Dienstes am Glauben in der „Kirche unter den Soldaten.“

Kernaussagen des Konzils zum Laienapostolat

Entscheidend für das Selbstverständnis unserer Arbeit sind die Aus-



sagen des II. Vatikanischen Konzils. Ich rufe kurz ein paar Grundsätze in Erinnerung, die sich in der Kirchenkonstitution und im Laiendekret finden⁽²⁾.

Das Konzil hat den biblisch-theologischen Begriff des „Volkes Gottes“ stark aufgewertet – ohne die anderen weiterhin gültigen Sinnbilder und Inhaltsaspekte, die das Wesensgeheimnis der Kirche verdeutlichen helfen, damit außer Kraft zu setzen. Von da aus gibt es in der Kirche die Verschiedenheit des Dienstes, aber die Einheit in der Sendung. Welt- und Heildienst sind zwar unterscheidbar, aber zugleich untrennbar. Man kann nicht den Weltdienst einseitig den Laien zuweisen und den Heildienst ausschließlich dem kirchlichen Amt zuordnen. Die Laien dürfen und müssen ihr Apostolat auch in der Kirche ausüben und werden so beim Aufbau des Leibes Christi aktiv tätig; Durch das gemeinsame Hören auf Gottes Wort; durch das gegenseitige Empfangen des Glaubensverständnisses, das der Heilige Geist in den Gläubigen wirkt; durch die gemeinschaftliche Bezeugung und Weitergabe des Glaubens; durch das Miteinander der liturgischen Feiern; durch die gemeinsame Diakonie und die gläubige Mitverantwortung in vielen Bereichen.

Heildienst und Weltdienst sind somit Akzente eines größeren Ganzen, keine eigenen Reviere. Sie gehören untrennbar zusammen und eignen sich nicht für eine saubere Abgrenzung von Zuständigkeiten. Der Kleriker ist nicht allein der Glaubensprofi und der Laie ist nicht nur

der Hobbychrist. Daraus folgt zum Beispiel: Familienpolitik und Familienpastoral gehören zusammen; Caritas und Gesellschaftspolitik sind natürliche Geschwister; Schöpfungsverantwortung und Lebensschutz sind beide zugleich ein Ausdruck der Ehrfurcht vor Gott.

Recht und Pflicht zum Apostolat haben die Laien als eigenständige Akteure kraft ihrer Zugehörigkeit zu Christus, nicht etwa erst sekundär durch eine kirchenamtliche Delegation. Die verschiedenen Charismen haben hierbei ihre Berechtigung, und zwar nicht nur die der Fachleute, der Einflussreichen, der Klugen und Großen. Jeder ist Spezialist des eigenen Lebens und soll seine Kapazitäten zum Wohle des Ganzen einbringen können. Das Konzil empfiehlt ausdrücklich den Zusammenschluss von Laien auf allen Ebenen, von der Gemeinde bis hinauf in den internationalen Bereich. In der Gemeinschaft entsteht der Raum für den Dialog zwischen Christen auf verschiedenen Stufen und Wegen des Glaubens. Katholische Räte und Verbände sind deshalb unverzichtbar. Die praktische Erfahrung zeigt: Wenn sie gut arbeiten, nimmt man wenig Notiz davon; erst ihr Fehlen führt oft zur Feststellung ihres wahren und unverzichtbaren Wertes.

Nicht zuletzt betont das Konzil die Berufung aller Getauften zur Heiligkeit. Der Weg dorthin führt nicht an der Welt vorbei. Die Laien werden dazu aufgerufen, ihre je eigene Spiritualität zu entdecken und zu entwickeln. Ihre große Berufung besteht darin, die Welt zu kennen, sie dann vor Gott hinzutragen, um sie mit seiner Hilfe zu verwandeln.

Neuausrichtung der Streitkräfte

In den Jahren 1998 bis 2000 hat eine Arbeitsgruppe, bestehend aus Militärseelsorgern, Pfarrhelfern und Vertretern des organisierten Laienapostolates einen Entwurf von „*Pastoralen Leitlinien für die Katholische Militärseelsorge*“ erstellt. Die Leitlinien beschreiben dreizehn Arbeitsfelder der Militärseelsorge in der Form, wie sie sich derzeit darstellen. Hierbei sind wichtige Änderungen, neue Problemstellungen und weiterführende Impulse eingeflossen, wie sie sich vor allem im letzten Jahr-

zehnt seit der Wende und besonders seit der Zusammenführung, Umgliederung und Reduzierung der Streitkräfte des vormals geteilten Deutschlands ergeben haben.

Doch die Phase der grundlegenden Umwälzungen beginnt eben erst von neuem. In diesem Jahr tritt die Bundeswehr in die größte und tiefgreifendste Reform ihrer Geschichte ein. Die Beteiligung deutscher Streitkräfte an internationalen Einsätzen zur Wiederherstellung und Sicherung des Friedens, wie derzeit bei den SFOR- und KFOR-Truppen in Bosnien und im Kosovo, wird wohl in Zukunft vom Ausnahme- zum Regelfall werden. Deshalb muss auch die Seelsorge reagieren und sich den veränderten Gegebenheiten stellen. Die „*Pastoralen Leitlinien*“ können am Beginn dieses neu zu gehenden Weges eine Bestandsaufnahme sein, die Grundlage ist für die Erarbeitung neuer Konzepte der Seelsorge für die Soldaten und ihre Familien.

Als pastorale Schwerpunkte kristallisieren sich heraus: die seelsorgliche Begleitung der Soldaten vor den, während der und nach den Einsätzen; die Seelsorge an den Familien der Soldaten; der Lebenskundliche Unterricht.

Diese Aufgaben lassen sich nur lösen, wenn wir alle in einer neuen und verstärkten Weise zur Mitsorge und Zusammenarbeit bereit sind. Ich sehe meine Aufgabe bei Zentraler Versammlung und GKS nicht zuletzt darin, Verbindungs- und Vermittlungsorgan besonders zwischen der Kurie und den Laiengremien zu sein in den zahlreichen und neuartigen Fällen der Kooperation, die in der nächsten Zeit von uns verlangt wird. Ich bitte Sie hierbei herzlich um Ihre Mitarbeit, um Ihren Rat und um Ihr ehrliches Wort.

Die Erfahrung und Kompetenz der Laien wird vor allem gebraucht, wenn wir gemeinsam überlegen und festlegen müssen, wie die Familien-seelsorge in Zukunft aussehen soll. Was die zu Beginn des Jahres 2000 in Kraft gesetzte neue „*Ordnung für die Gremien der Laienmitverantwortung auf Ebene des Seelsorgebezirks*“ angeht, so bin ich der festen Überzeugung – und die bisherigen Erfahrungen sprechen auch dafür –, dass wir hiermit eine tragfähige Grundlage haben, um in der nächsten Zeit an

den Standorten gut arbeiten zu können. Die Ordnung ist natürlich nur ein Rahmen, der ausgefüllt und mit Leben erfüllt werden muss!

Die nach Häufigkeit und Schwierigkeitsgrad zunehmenden internationalen Friedenseinsätze unserer Streitkräfte werden wohl in Zukunft Ihr ehrenamtliches Engagement in der Militärseelsorge nicht gerade erleichtern. Ihre zeitliche Verfügbarkeit wird durch die dienstliche Beanspruchung strapaziert, Belastbarkeitsgrenzen bei Aktiven werden sichtbar. Die Diskussion um die Innere Führung zeigt, wie um das vermeintlich Selbstverständliche immer neu gerungen werden muss. Wird das „geistige Klima“ in den Streitkräften dem Glaubenszeugnis von Soldaten noch so gewogen sein, wie wir es bisher zum großen Teil noch gewohnt waren?

Sicherlich werden wir z.B. die Frage nach der zukünftigen Struktur und Arbeitsweise der Laiengremien unter veränderten Rahmenbedingungen stellen müssen und anderes mehr. Eines aber ist klar festzuhalten: Das Apostolat der Laien als Grundauftrag des Getauften ist unabhängig von der jeweiligen Streitkräftestruktur und dem spezifischen Auftrag des Soldaten. Vermeiden wir gerade in diesen Monaten den Fehler, gleichsam kampflos und in „voraus-eilender Resignation“ (Bischof Wanke) unseren kirchlichen Einsatz als Manövriermasse bei der Neuausrichtung der Streitkräfte zur Disposition zu stellen! Was sich in der „neuen Armee“ ändern kann, sind die Schwerpunkte unserer Arbeit, ist die Art und Weise des Engagements. Aber es ändert sich höchstens die Taktik, der grundlegende Auftrag bleibt derselbe!

Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements

Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hat das Jahr 2001 zum Internationalen Jahr der Freiwilligen ausgerufen. Weltweit beteiligen sich 123 Länder an diesem Aktionsjahr, dessen Ziel es ist, die Bedeutung des freiwilligen Engagements für die Gesellschaft hervorzuheben, es stärker zu würdigen und zu unterstützen. In Deutschland trägt die entsprechende Kampagne des

Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zur Förderung aller Formen von Ehrenamt, Selbsthilfe und Freiwilligenarbeit den Titel: „Was ich kann, ist unbezahlbar.“ In gleicher Sache hat der Deutsche Bundestag die Enquête-Kommission zur „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ eingerichtet.

Diese (welt-)öffentliche Aufmerksamkeit für das Ehrenamt würdigt auch Ihren wirklich unbezahlbaren und unersetzlichen Dienst als Verantwortliche in den Laiengremien auf den unterschiedlichen Ebenen.

Wenn es in Zukunft verstärkt um die Gewinnung von neuen Aktiven an den Standorten zur Mitarbeit in den Räten und Kreisen gehen wird, dann erscheint mir dabei ein Gesichtspunkt wichtig: Wir müssen einer vorherrschenden Einstellung unserer Mitchristen und Mitbürger insofern entgegenkommen, als wir ihnen bei uns auch die Chance zu einem zeitlich und inhaltlich begrenzten Engagement einräumen.

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat in seinem beachtenswerten Thesenpapier zur Zukunft der Gemeinde erst vor kurzem betont: „Die verschiedenen Gruppierungen und Verbände bieten auch den Nichtgottesdienstteilnehmern die Chance, auf dem Weg solidarischen Handelns in Projekten und Aktionen mit überschaubarem Aufwand und voraussehbarem Erfolg auf begrenzte Zeit mitzuarbeiten, wenn ihnen nicht zugleich der Nachweis ihrer Integration in und Identifikation mit Kirche abverlangt wird“³⁾.

Missionarischer Dienst

„Ein Grundwort kirchlichen Lebens kehrt zurück: Mission. Lange Zeit verdrängt, vielleicht sogar verdächtigt, oftmals verschwiegen, gewinnt es neu an Bedeutung.“ – Mit diesem Satz eröffnen die deutschen Bischöfe ihr neues Hirtenwort „Zeit zur Aussaat – Missionarisch Kirche sein“⁴⁾. Und Bischof Wanke von Erfurt konstatiert in seinem daran angehängten „Brief an die deutschen Katholiken“: „Unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt etwas. Es

ist nicht das Geld. Es sind auch nicht die Gläubigen. Unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt die Überzeugung, neue Christen gewinnen zu können.“

Wir nähern uns, so die Bischöfe, in gewissem Sinn wieder der Zeit des Urchristentums an: nach der „sozialen“ Gestalt der Glaubensweitergabe (seit dem Frühmittelalter) und der pädagogisch vermittelten (seit Reformation und Gegenreformation) müsse nun der Glaube wieder stärker eine missionarisch-evangelisierende Wirkung entfalten.

Die Bischöfe geben einen richtungsweisenden Impuls und fordern zum Glaubenszeugnis des Einzelnen auf. Die Kirche müsse sich stärker „personalisieren“, da Personen leichter als Institutionen authentisch wirkten, und zwar in der ganzen Breite ihrer Berührungsmöglichkeiten mit der heutigen Gesellschaft. „Der Gedanke des Apostolats der Laien, wie er vom Konzil entworfen wurde, dass jeder Christ am eigenen Ort in der Gesellschaft, in Beruf und Familie erkennbar Zeugin und Zeuge des Glaubens sein kann und sein soll, gewinnt hier brennende Aktualität. Denn die Kirche lebt in ihren Zeugen“⁵⁾. Gerade das Laienengagement in der Militärseelsorge wird künftig angesichts des immer geringer werdenden Anteils von konfessionell gebundenen Soldaten und der religiösen Gleichgültigkeit auch vieler Getaufter die Merkmale echter Missionsarbeit tragen. Bei vielen einzelnen Sachfragen wir werden immer wieder neu über die konkreten Folgerungen daraus nachdenken müssen.

So wird die Bedeutung des Erwachsenenkatechumenates zunehmen. Dazu heißt es in den Pastoralen Leitlinien: „Wie in den deutschen Bistümern erfolgreich praktiziert, können katholische Laien auch in der Katechese mitwirken, beispielsweise um Soldaten auf Taufe, Firmung oder auf die Ehe vorzubereiten“⁶⁾.

Und weiter sagen die Bischöfe: „Einen besonderen Reichtum kirchlichen Lebens in Deutschland stellen die Verbände dar, die ihren Ort am Schnittpunkt von Kirche und Gesellschaft haben. Dies gibt ihnen insbesondere die Möglichkeit, den christli-

chen Weltauftrag spezialisiert wahrzunehmen. Indem die Verbände Überzeugungen des christlichen Glaubens und seine Wertvorstellungen in die verschiedenen Räume von Staat, Kultur und Gesellschaft durch Wort und Tat einbringen, sind sie und mit ihnen die Kirche missionarisch geprägt ... Wer sich der Bedeutung des christlichen Beitrags für die Gesellschaft bewusst wird, verliert Ängstlichkeit und Kleinmut. Christliche Werte der Solidarität und Geschwisterlichkeit sind gerade in einer Welt des Konkurrenzkampfes, der Vereinsamung und Vermassung von besonderer Bedeutung, soll die Gesellschaft als humaner Lebensraum erhalten bleiben“⁷⁾.

Heute spricht man viel von den verschiedenen „Milieus“, in die unsere Gesellschaft aufgespalten ist. Bildung, politische Einstellungen, Konsumverhalten, Freizeitinteressen, Individualisierungstrends, Mediennutzung und andere Faktoren zersplittern das soziale Gefüge bis zur Unübersichtlichkeit. In einer solch pluralen Gesellschaft ist das Glaubenszeugnis in den verschiedenen Milieus ganz wichtig.

„Die Zusammenführung von Glaubens- und Lebenswelt“, so J.B. Metz, „von Mystik und profaner Alltäglichkeit, von Lehre und Leben wird immer schwieriger, und viele fliehen unter christlichen Chiffren in Psychologie und Mythologie. Die Versöhnung von Glaubens- und Lebenswelt kann immer weniger von einzelnen Hirten oder Theologen ‚vorgemacht‘ werden. Sie muss immer mehr von den Glaubenden, im gegenseitigen Sich-Zutrauen und Zumuten, selbst erkämpft, erlitten und zur Sprache gebracht werden. Dazu freilich muss die Betreuungs- und Versorgungsmentalität im kirchlichen Leben abnehmen“⁸⁾.

Es ist die große Chance der „Kirche unter den Soldaten“, durch aktive Räte und ein lebendiges Verbandswesen im speziellen Milieu der Streitkräfte und ihres Umfeldes Präsenz zu zeigen.

Auf diese Weise kann dem immer häufiger anzutreffenden Vorurteil entgegengewirkt werden, dem zufolge der Glaube eine reine Privatsache sei. Das ZdK sagt dagegen:

„Glaube hat unverzichtbar eine öffentliche Dimension, indem er die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums interpretiert und die Welt aus dieser Sicht mitgestaltet“⁹⁾.

Und Kardinal Karl Lehmann hat erst vor kurzem den genuin öffentlichen Charakter eines jeden Glaubenszeugnisses betont: „Es gibt ja nicht die Kirche und dazu dann die Öffentlichkeit ... Kirche ist immer schon nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern sie ist selbst auf vielfache Weise eine öffentliche Größe. Sie ist damit auch immer zwischen den Fronten, in Interaktion zwischen Anknüpfung und Widerspruch, von Außen bestimmt und selbst bestimmend, passiv erleidend und aktiv anregend. ... Deshalb ist ein vermeintlicher Rückzug in Nischen kaum möglich, es sei denn dass man die Sendung in die Welt bis zu einem gewissen Grad preis gibt“¹⁰⁾.

Einsatz für den Frieden

Die nach Quantität und Qualität zunehmend komplexer werdenden internationalen Friedenseinsätze unter Beteiligung deutscher Soldaten erfordern in Zukunft von den katholischen Soldaten in der Bundeswehr ein stets wachsendes Maß an kritisch-konstruktivem Nachdenken über den jeweiligen Auftrag und seine Begründung. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Erklärung der GKS vom 5. Mai 2000: „Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte“.

Maßstab ist und bleibt für uns die christliche Friedenslehre, die sich natürlich auch weiterentwickeln muss. Die GKS wird in den nächsten Tagen noch über die Erklärung der AMI – Generalversammlung vom 15.11.2000 in Rom: „Der katholische Soldat am Beginn des 3. Jahrtausends. Selbstverständnis, Selbstdarstellung und Akzeptanz“ diskutieren und ihre Position dazu erörtern. Wohl keinen Zweifel dürfte es über jene Passage geben, wo es heißt: „Diese Entwicklung des Auftrages des Soldaten von der nationalen Verteidigung hin zum ‘miles protector’ in internationaler Solidarität stellt den

Soldaten vor neue ethische Herausforderungen. ... Auch ein legitimer Einsatz von Streitkräften ... steht immer in einem komplexen Spannungsfeld theologischer, ethischer, rechtlicher und humanitärer Normen. Dies verlangt vom Soldaten ein besonders großes Verantwortungsbewusstsein. ... Als Soldaten sind wir bereit, unseren Dienst am Frieden gemäß diesen Maximen zu leisten. Dazu sind jedoch politische, rechtliche und ethische Rahmenbedingungen erforderlich. Diese zu erhalten oder zu schaffen ist gemeinsame Aufgabe von Politik, Streitkräften, Kirche und Gesellschaft.“

Kooperative Seelsorge

Abschließend will ich einen wichtigen Gesichtspunkt eigens ansprechen, der mir persönlich ein großes Anliegen ist. Ich meine die Kooperation zwischen den Militärseelsorgern/Pfarrhelfern vor Ort und den Mitarbeiterkreisen/Seelsorgebezirksräten bzw. den jeweiligen GKS-Kreisen.

Ich bitte Sie als die hier anwesenden Delegierten inständig darum, auch Ihrerseits immer wieder auf die Militärfarrer an den Standorten zuzugehen und den Gesichtspunkt der Kooperation bei der Arbeit in den Gremien beständig im Blick zu behalten. Gleichzeitig rufe ich unsere Militärfarrer, Pastoralreferenten und Pfarrhelfer eindringlich dazu auf, alle nur denkbaren Möglichkeiten und alle sich bietenden Chancen zu nutzen, um das Laienapostolat in ihrem Verantwortungs- und Zuständigkeitsbereich zu fördern und zu unterstützen! Wie weit die Kooperation mit den Laien angestrebt und verwirklicht wird, ist unabdingbar ein Maßstab für das priesterliche Wirken und stellt eine wichtige Komponente für das Selbstverständnis eines Seelsorgers und pastoralen Mitarbeiters dar. Ich richte meinen Appell hier und heute deswegen auch an den anwesenden Moderator des Priesterrates, Herrn Militärdekan Georg Klar, und bitte ihn, diesen Impuls aufzugreifen, ihn im Priesterrat eigens zu thematisieren und die Mitsorge für das organisierte Laienapostolat als unverzichtbaren

Begleitaspekt auf allen Arbeitsfeldern dieses Gremiums in Erwägung zu ziehen und wach zu halten.

Zeit zur Aussaat – bewusst habe ich mir für meinen Vortrag den Titel des erwähnten Bischofswortes ausgeliehen. Denn es liegt vor uns viel Arbeit im Weinberg des Herrn, die wir gemeinsam und voller Gottvertrauen anpacken wollen. Wir wissen auch, dass der, der sät, nicht immer auf fruchtbaren Boden trifft und dass er selbst im Falle des Erfolges die Früchte seines Einsatzes oft gar nicht zu sehen bekommt. Noch entscheidender aber ist jene Verheißung unseres Glaubens, die jedem menschlichen Bemühen um das Wachstum des Reiches Gottes den Beistand des Heiligen Geistes verspricht, obwohl unsere Kräfte naturgemäß immer beschränkt sein werden und auch dann, wenn der Beitrag des Einzelnen zum Werk der Evangelisierung so gering ist wie das kleinste Senfkorn: Es ist dazu ausersehen, nach Gottes Ratschluss zu wachsen und die ihm von der Vorsehung bestimmte Frucht zu bringen.

Es ist Zeit zur Aussaat - gehen wir mit Freude, mit Tapferkeit und Mut an die Aufgaben heran, die uns gestellt sind!

Anmerkungen:

- 1) Johannes Paul II., Geschenk und Geheimnis. Zum 50. Jahrestag meiner Priesterweihe, 1996, Seite 60.
- 2) vgl. Walter Bayerlein, Die Verantwortung der Laien in Kirche und Welt – Perspektiven 2000 in: Katholische Aktion (Erzdiözese Bamberg) 04/1997, Seite 339-349.
- 3) Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Die Gemeinde von heute auf dem Weg in die Kirche der Zukunft (25. November 2000), 3. These.
- 4) Die deutschen Bischöfe, Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein (26. November 2000), Seite 5.
- 5) Die deutschen Bischöfe, a.a.O., Seite 9.
- 6) Pastorale Leitlinien der Katholischen Militärseelsorge, in: Zeitschrift Militärseelsorge. Ausgabe Pastoral, 39. Jg, April 2001, Seite 5-37.
- 7) Die deutschen Bischöfe, a.a.O., Seite 30
- 8) J.B.Metz, Das Konzil-der Anfang eines Anfangs? – in: K. Richter (Hrsg.), Das Konzil war erst der Anfang Mainz 1991, Seite 23.
- 9) ZdK, a.a.O., 4. These
- 10) Karl Lehmann, Kirche und Medien. Festvortrag in Osnabrück am 19.01.2001. KNA-Dokumente 02.02.2001, Seite 19.

MODERATOR DES PRIESTERRATES

Neun Wünsche an das organisierte Laienapostolat in der Kirche unter Soldaten

MILITÄRDEKAN GEORG KLAR

Sie kennen das geflügelte Wort: wenn man in verschiedenen Funktionen spricht, dann hat man unterschiedliche Hüte auf. Und darum habe ich auch drei Hüte mitgebracht und dazu neun Wünsche. Sie wissen: in den Märchen hat man eigentlich immer nur drei Wünsche frei – aber drei Hüte ergeben drei mal drei, also neun Wünsche. Und dafür gibt es am Schluss ein großes Dankeschön.

Als Moderator trage ich ein Birett. Manche, die mich näher kennen, wissen wahrscheinlich nicht einmal, dass ich so ein Birett überhaupt besitze! Es ist auch nicht so, dass unser Militärbischof bei jeder Priesterratssitzung das Tragen des Biretts anordnet! Aber unter diesem Birett möchte ich Ihnen die herzlichsten Grüße des gesamten Priesterrates überbringen und meine drei ersten Wünsche äußern:

Das gute Miteinander von Militärseelsorgern und Laien – egal ob Soldaten oder Familienangehörige, Männer oder Frauen, organisiert oder „freilaufend“ – ist ein Aushängeschild für die Katholische Militärseelsorge. Und darum mein

1. Wunsch: Gerade wo uns in der katholischen Kirche Zentralismus und Hierarchiegläubigkeit unterstellt werden, zeigen Sie auch in Zukunft, dass das nicht der Wirklichkeit entspricht!

Und ich denke, mit unserem Bischof kann man sprechen. Dass er reden kann, das haben wir heute schon mehrfach erlebt, aber er kann – das haben wir im Priesterrat schon bei zwei Sitzungen erfahren – auch sehr gut hören.

Bei allen Veranstaltungen, die wir als Militärseelsorger durchführen, sind Sie als katholische engagierte Mitar-



Militärdekan Georg Klar – Standortpfarrer Berlin, Stellvertreter des Kath. Wehrbereichsdekans VII und z. Moderator Priesterrat – bei der symbolischen Jagd auf untergetauchte katholische Soldaten

beiter sowohl in der Planung als auch in der Durchführung wichtig und uns eine große Hilfe. Darum mein

2. Wunsch: Bleiben Sie in der Werbung für die Veranstaltungen der Militärseelsorger auch in Zukunft die besten und eigentlichen Multiplikatoren – wirkungsvoller als alle Aushänge am schwarzen Brett!

Menschliche Manpower – oder Womanpower – ist durch kein noch so gutes Power-Point-Programm zu ersetzen!

Zum Glück ist nicht mehr alles in unserer Kirche nur auf den Pfarrer ausgerichtet. Sie als katholische Soldaten und Familienangehörige sind nicht mehr Objekt der Seelsorge (denn wenn, dann sind wir das alle!), sondern Subjekt von Seelsorge. Ich kann es auch mit den Worten von gestern auf dem Podium sagen: Es geht um die missionarische Präsenz von Soldaten.

Und darum mein

3. Wunsch: Seien Sie auch in Zukunft – wie das mal die GKS formuliert hat – Kirche unter den Soldaten!

So, und jetzt muss ich den Hut wechseln: Hier in Berlin ist manches anders – als Katholischer Standortpfarrer trage ich darum auch diese eher saloppe Mütze. Am Anfang, als ich 1992 nach Berlin kam, lag mein Augenmerk auf allen Soldaten, da es noch kaum evangelische Soldatenseelsorge gab. Dann – als bereits Pastoralreferent Bitter mit dabei war – lag es vor allem auf den kirchlich nicht gebundenen Soldaten, da die katholischen Soldaten weniger als drei Prozent ausmachten. Und jetzt liegt unsere Aufmerksamkeit sowohl auf den katholischen Soldaten – seit zwei Jahren geben wir einen Pfarrbrief für sie heraus mit dem bezeichnenden Titel „KLAR-TEXT“ – um mit diesen katholischen Soldaten und in Zusammenarbeit mit den evangelischen Mitbrüdern – mal besser, mal schlechter – die nicht konfessionell gebundenen Soldaten zu erreichen. Und darum mein

4. Wunsch: Gehen auch Sie – unabhängig von Prozentzahlen – auf unsere nichtgetauften Soldaten zu! Es lohnt sich!

Seit einigen Jahren ist der Dienststelle in Berlin ein Pastoralreferent zugeordnet; zwei Seelsorger auf einer Dienststelle – einmalig in Deutschland. Zusammen mit Pfarrhelfer Schwärzer, unserem jeweiligen Geschäftszimmer-Soldaten, zwei bis drei nebenamtlichen Militärseelsorgern und einigen interessierten Soldaten versuchen wir so etwas einzuüben, was sich neudeutsch „Kooperative Pastoral“ nennt. Unsere Erfahrungen damit sind positiv, zeigen aber auch, dass die Teamfähigkeit immer wieder neu eingeübt werden muss. Und darum werden wir seit eineinhalb Jahren durch eine Supervision begleitet.

Und deshalb mein

5. Wunsch: Nehmen Sie Ihre Seelsorger – was die Teamfähigkeit angeht – ruhig in die Pflicht!

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass gerade in der Ergänzung von hauptamtlichen und nebenamtlichen Seelsorgern eine Chance liegt. Die Hauptamtlichen können – neben der Einsatzbegleitung – noch Veranstaltungen durchführen, die für einen Standortpfarrer im Nebenamt schwierig sind: Soldatenwerkwochen, Mutter-Kind-Wochen, Vater-Kind-Wochenenden usw. Die nebenamtlichen Pfarrer aber haben einen entscheidenden Vorteil: sie können sowohl die katholischen, als auch gerade die nichtchristlichen Soldaten mit ihren Gemeinden bekannt machen und das sind wichtige Erfahrungsfelder.

Darum mein

6. Wunsch: Stoßen Sie nicht mit ins Horn, wenn manche sagen: bei uns gibt es „nur“ einen nebenamtlichen Seelsorger!

Und noch einmal muss ich den Hut wechseln. Als stellvertretender Wehrbereichsdekan im Osten trage ich einen Safari-Hut oder besser einen Helm für die Großwildjagd (s. Foto S. 16)! Mit dem Großwild ist übrigens nicht das KMBA gemeint und auch nicht in erster Linie die Nichtchristen – dann schon eher manche katholischen Soldaten, die aus dem Westen oder Süden in die neuen Bundesländer versetzt wurden. Viel zu viele tauchen hier einfach unter, U-Boot-Verhalten nennt man so etwas wohl.

Darum mein

7. Wunsch: Helfen Sie mit, die katholischen Soldaten in den Standorten aus der Reserve zu locken und mit ihnen die nicht kirchlich gebundenen anzusprechen!

Empfang des Bischöflichen Beauftragten für die organisierte Laienarbeit. Blick aus der Perspektive der Musiker des Stabsmusikcorps der Bundeswehr.

Fotos: PS (2), F. Brockmeier (1)



„Da müssen Sie etwas falsch verstanden haben, Exzellenz, ich mache bestimmt keine Jagd auf Mitglieder Ihrer Kurie“

Gerade unsere nebenamtlichen Standortpfarrer machen die Erfahrung, dass viele katholische Soldaten, wenn sie denn nach der Versetzung in den Osten umziehen, darauf warten, in den Ortsgemeinden angesprochen zu werden.

Deshalb mein

8. Wunsch: Gehen Sie von sich aus auf den Ortspfarrer und die Pfarrgemeinde zu und machen Sie auch andere katholische Soldaten vor ihrem Wech-

sel in die neuen Bundesländer auf die unterschiedlichen Befindlichkeiten aufmerksam!

Schließlich und zu guter Letzt möchte ich noch einmal unterstreichen, was im Bericht der Delegierten aus dem Wehrbereich VII angeklungen war: Die Ausrichtung der Stellenbesetzung anhand eines Zahlenschlüssels, der sich nur an den katholischen Soldaten orientiert, scheint uns überholt und hier im Osten wenig hilfreich. Darum mein letzter und

9. Wunsch: Treten Sie mit uns dafür ein, dass bei der Einrichtung und Veränderung von Seelsorgebezirken nicht nur die Anzahl der Katholiken mitbedacht wird, sondern die absolute Zahl aller Soldaten! Denn mit allen haben wir es auch in der Arbeit zu tun!

Zum Schluss – nach meinen neun Wünschen – möchte ich das versprochene Dankeschön sagen und ich tue das sehr gerne und aus ganzem Herzen:

Danke für alle Mitarbeit und für alles Mit-Kümmern in der Katholischen Militärseelsorge. Nur gemeinsam wird es gelinge, Kirche unter Soldaten zu sein und Menschen für den Glauben zu gewinnen. Danke und Vergelt's Gott!“ □



FESTMATINEE FÜR MILITÄRDEKAN PRÄLAT WALTER THEIS

Wechsel im Amt des Bischöflichen Beauftragten für die ZV und des Geistlichen Beirats der GKS

Walter Theis verstand es immer, Christus als den eigentlichen Auftraggeber des Laienapostolats sowohl durch sein geistlichen Impulse, besonders aber in der gemeinsamen Feier der Eucharistie in den Mittelpunkt zu stellen, wie hier als Zelebrant am Vorabend seiner Verabschiedung.

Bahnhof Friedrichstraße, Spreeufer und Museumsinsel gelegen – ein grundrenoviertes Kasernengebäude aus der Kaiserzeit bezogen. Der Augenschein bestätigte, dass der Umzug des Amtes vom Amtssitz Bonn im

katholischen Rheinland in die Diaspora der Hauptstadt Berlin gelungen ist, die Mitarbeiter sich in der neuen Umgebung wohlfühlen und froh und hoffnungsvoll ihre Zukunftsaufgaben angehen wollen.

Höhepunkt des Vormittags war allerdings der Festakt in der Katholischen Akademie zur Verabschiedung von Militärdekan Theis aus seiner Verantwortung für die Bundesebene der organisierten Laienarbeit in der Militärseelsorge. Militärgeneralvikar Prälat Walter Wakenhut machte deutlich, dass mit der Matinee ein besonderer Dank abgestattet werden solle. Die Übergabe des Amtes resultiere aus veränderten Aufgabenstellungen von Bundeswehr und Militärseelsorge, die den Militärbischof veranlasst hätten, eine Aufgabenverlagerung im KMBA zum 1. März zu verfügen: die Neuordnung der

Der Donnerstagvormittag der 41. Woche der Begegnung stand im Zeichen der Verabschiedung von Militärdekan Prälat Walter Theis aus dem Amt des Bischöflichen Beauftragten für die Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten und aus dem Amt des Geistlichen Beirates des Bundesvorstands der Gemeinschaft Katholischer Soldaten.

Nach einer in der Kirche St. Adalbert gefeierten hl. Messe wurde den Delegierten zunächst das neue Dienstgebäude der Kurie des Katholischen Militärbischofs vorgestellt. Das Katholische Militärbischofsamt (KMBA) hatte Anfang November 2000 in der Straße Am Weidendamm – in einer günstigen Lage zwischen

Der stellvertretende Präsident des Apostolat Militaire International, Brigadier des österreichischen Bundesheeres Dr. Kurt Landl, setzte sich im Festvortrag zur Verabschiedung von Prälat Theis mit den ethischen Herausforderungen an den christliche Soldaten als Friedensstifter im Rahmen von Auslandseinsätzen auseinander (Wortlaut siehe folgende Seite). Mit sichtlichem Genuss folgt Prälat Theis, flankiert von MGW Wakenhut und Militärdekan Kestel, den Ausführungen. Da sich nach Theis Auffassung die Weltkirche auch im Laienapostolat widerspiegeln sollte, hat er die internationale Zusammenarbeit im AMI stark gefördert.



Mitarbeiterkreise bei den Standortpfarrern, die Ordnung der Seelsorgebezirksräte und neue Aufgaben bei der Begleitung der Auslandseinsätze der Bundeswehr. So geht die Verantwortung für das Laienapostolat in der Kirche unter Soldaten vom Referat V, das nun vor allem für die Auslandsseelsorge und die seelsorgliche Begleitung der Auslandseinsätze zuständig ist, auf das Referat IV „Seelsorge“ über. Der Militärbischof habe Militärdekan Georg Kestel zum Bischöflichen Beauftragten für die Zentrale Versammlung und zum Geistlichen Beirat des Bundesvorstands der GKS bestellt. Als eine Besonderheit bezeichnete es der MGV, dass in der Militärseelsorge Räte und Verband eng zusammenarbeiten, was sich auch in der gemeinsamen „Woche der Begegnung“ mit den eigenständigen Teilen Zentrale Versammlung und Bundeskonferenz zeige. Deshalb werden die beiden Ämter auch von

einer Person wahrgenommen. Aufgaben des Geistlichen Beirats und des Bischöflichen Beauftragten seien die spirituelle Leitung der Gremien, ihre Beratung, die Vertretung der kirchenamtlichen Seite und schließlich die Moderation zwischen Laien und kirchlichem Amt.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, und der neue Vorsitzende der ZV, Oberst i.G. Franz-Josef Pütz, dankten dem scheidenden Geistlichen Beirat bzw. Bischöflichen Beauftragten für 20 Jahre beispielhafte Begleitung des Laienapostolats (Worte des Vorsitzenden der GKS s.S. 22 f.).

In seinen Dankesworten stellte Prälat Walter Theis noch einmal die Bedeutung der vertrauensvollen Zusammenarbeit von Laien und Geistlichen für die Zukunft der Kirche allgemein, besonders aber für die Kirche unter Soldaten heraus (s.S. 24 f.). (PS)

solidarischer Art in den Vordergrund gerückt, ausgerichtet auf Frieden und Stabilität in einem ganz wesentlich erweiterten sicherheitspolitischen Umfeld. Einsätze in diesem Zusammenhang werfen naturgemäß immer auch die Frage ihrer ethischen Zulässigkeit auf.

Nach der Überwindung der Konfrontation der Blöcke war eine politische, wirtschaftliche und soziale Neuordnung erforderlich. In den seither ausgetragenen Konflikten handelt es sich nicht mehr um klassische zwischenstaatliche Auseinandersetzungen, sondern um innerstaatliche Auseinandersetzungen, deren Ursache in erster Linie im Nationalismus sowie in ethnischen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen und ideologischen Spannungen gelegen waren. Dabei wird ersichtlich, dass in vielen Ländern noch wesentliche Erfahrungen mit dem Rechtsstaat wie auch mit demokratischen Abläufen gemacht werden müssen.

Es muss durch internationale Zusammenarbeit klar gemacht werden, dass Gewaltanwendung – in welcher Form auch immer – nicht zur Konfliktlösung geeignet ist und dass Gewaltfreiheit und Gewaltvorbeugung zur Wahrung der Menschenrechte, der Menschenwürde und der Grundfreiheiten in einem demokratischen Umfeld notwendig sind.

Internationale Zusammenarbeit bedeutet aber Hintanstellung von Einzelinteressen, um bestehende Sicherheitsprobleme zu lösen bzw. bereits bestehende Konflikte zu beenden. Das bedeutet auch Kooperation, für Streitkräfte auch Interoperabilität, zur gemeinsamen Friedenssicherung.

Wie wirken sich Fragen nach Werten, Tugenden, Moral und Ethik in diesem Zusammenhang aus?

Christliche Ethik befasst sich mit dem Gegenstand sittlicher Handlungen. Diese sind gerichtet auf die Förderung des wahren Gutes der Menschen. Sie werden nur dann wahrhaftig sein, wenn sie die wesentlichen Aspekte der menschlichen Natur respektieren. Die gute Absicht entschuldigt keineswegs die Ausführung böser Werke. Man darf also nicht Böses tun, damit Gutes entsteht.

AUSLANDSEINSÄTZE:

Christliche Soldaten als Friedensstifter Eine ethische Herausforderung

KURT LANDL

Ein paar Gedanken zur Legitimation – hierüber will ich zu diesem Auditorium sprechen.

- Österreichische Soldaten stehen seit 1960 im Auslandseinsatz (20.11.1960, Kongo). Sie besitzen daher entsprechende Erfahrung. Sie tun dies ausschließlich auf freiwilliger Basis. Zur Zeit 1.138 im Einsatz und zwar in Bosnien, Kosovo, ehemalige Republik Jugoslawien und Albanien, Georgien, Kuwait, Äthiopien/Eritrea, Naher Osten (Libyen, Syrien, Jordanien, Israel), Golan, Zypern, Westsahara.
- Ich selbst befand mich 1983 ein Jahr im Auslandseinsatz; CMPO im HQ UNDOF, Damaskus.
- Seit über 2 Jahren leite ich im BMLV jene Abteilung, die u.a. für die Personalgestellung/-aufbringung für alle österreichischen Auslandseinsätze verantwortlich zeichnet.
- Seit mehr als 20 Jahren Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Katho-

lischer Soldaten (AKS) und immer auch in deren Präsidium vertreten.

- Seit gut 15 Jahren verrete ich fallweise diese Vereinigung beim AMI und bin seit zwei Jahren Vizepräsident dieser Dachvereinigung katholischer Soldaten.

Daher meine Kompetenz Aussagen zum Thema Auslandseinsatz zu treffen. Ich befasse mich aber als Laie und Soldat und Christ mit dem Thema Ethik, und nicht etwa als Moraltheologe. Ich ersuche Sie daher im Vorhinein um Toleranz.

Warum erlangen Auslandseinsätze aller Art eine immer wachsendere Bedeutung?

Die Aufgaben der Armeen haben sich in den letzten Jahren gewandelt. Die klassische Aufgabe der Territorialverteidigung alleine rechtfertigt nur mehr zum Teil die Erhaltung von Heeren. Heute sind Maßnahmen und Herausforderungen kooperativer und

Werte sind relativ gering an Zahl, sie sind und waren immer schon da und im Laufe der Zeit Veränderungen unterworfen. Man spricht dann vom sogenannten Wertewandel. Werte sind vielen Menschen gemeinsam. Werte sind das, was wir um ihrer selbst Willen suchen.

Tugenden sind meist ein Ergebnis aus Erfahrung und sie verarbeitender ethischer Überlegung. Sie fallen in das Gebiet der Moral.

Ethik hingegen macht die uns bestimmenden Werte und die von diesen zu unterscheidenden Tugenden bewusst. Ethik bedeutet die Voraussetzungen und Folgen von Handlungen, die Kraft der Motive, die möglichen und notwendigen Konflikte.

Werte leiten sich aus der geschichtlichen Kultur ab, sind Ergebnis der Lebenserfahrung oder ein Konstrukt der Vernunft. Sie sind die Gründe, wenn sie wollen der Boden der Moral; die Ethik ist deren Begründung.

Ethischen Herausforderung im Rahmen von Auslandseinsätzen

Ethik besitzt eine sehr enge Verknüpfung zum Gewissen, Ethos bedeutet gewissermaßen auch ein Gewissensurteil, verknüpft mit einem Maßnehmen an Werten.

Ethiken kennen wir in vielen Bereichen, z.B. in der Medizin, der Politik, der Umwelt, der Wissenschaft und auch bei militärischen Einsätzen. Ethik manifestiert sich also in einer Werteskala, die bereits gilt und verpflichtet, noch bevor der freie Mensch handelt. Damit bedeutet Ethik auch eine Einschränkung der Freiheit. Ethik ist also ein vom Gewissen zu hörendes Sollen.

Im 2. Vaticanum heißt es:

„Im Inneren seines Gewissens entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich selbst nicht gibt, sondern dem er gehorchen muss und dessen Stimme ihn immer zu Liebe und zum Tun des Guten und zur Unterlassung des Bösen aufruft“ (GS 16).

Wichtig für ein aus dieser Tatsache zu bildendes Gewissensurteil ist das Vorhandensein eines genauen Sachwissens in dem jeweiligen Bereich.

Für einschreitende Militärs sind hier aber einige Voraussetzungen als

unbedingtes Erfordernis zu postulieren. Es sind dies, nur um einige aufzuzählen:

- Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung
- Kenntnis der kulturellen Entwicklung
- Wissen um ethnische Gegebenheiten und auch deren Entwicklung
- Verständnis für die wirtschaftliche Situation
- Kenntnis der sozialen Situation
- Verständnis für die politischen Gegebenheiten
- Verständnis für die ideologische Situation
- Führen des eigenen Lebens, gestützt auf die eigene Religion und Respektierung anderer Religionen

Als Soldat und besonders als Soldat im Friedenseinsatz ist man mit den gängigen Ideen und Optionen konfrontiert. Auch hier findet sich mit menschlicher Klugheit allein kein Ethos für den Soldaten. Dieses ist ständig verbunden mit der Frage von Leben und Tod, von Pflichterfüllung, die unter Umständen das Leben des Soldaten selbst einfordert. Das Ethos des Soldaten ist also in erster Linie auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch gerichtet. Der Mensch als Person, mit seiner Eigenartigkeit, seinen unverlierbaren Rechten und mit persönlicher Verantwortung, tritt immer mehr in den Vordergrund. Auch in Kriegen und Konflikten ist den Menschen aufgrund seiner Würde nicht erlaubt, was Naturrecht und Völkerrecht verbieten.

Das 2. Vaticanum anerkennt zwar die menschliche Entscheidung zum Gewaltverzicht, dennoch fordert es diese Menschen auch auf, bei ihrem Verzicht auf Gewalt eine Verletzung der Rechte und Pflichten anderer oder der Gemeinschaft nicht zuzulassen (GS 78). Auch gestattet es, nach Ausschöpfung aller Friedensmöglichkeiten, die sittlich erlaubte Verteidigung, mit aller Verhältnismäßigkeit auch mit militärischen Mitteln.

Auch das soldatische Ethos verpflichtet, wenn es um das soldatische Verhalten und Handeln eines recht gebildeten christlichen Gewissens geht.

Der Friede – um den es ja bei den sogenannten Friedenseinsätzen

geht – kann nur dann bestehen, wenn alle Beteiligten – Politiker, Bürger und Soldaten – jeden Tag das Richtige dafür tun. Unrecht, Menschenverachtung, Demagogie, Machtstreben und Selbstüberschätzung gefährden das friedliche Miteinander. Auch hier gilt, dass Friede nur dann auf Dauer bestehen kann, wenn immer wieder das Gewissen ein Urteil zwischen Gut und Böse, über Gerechtigkeit und Unrecht, über die Einhaltung der Menschenrechte usw. in diesem Sinne einfordert.

Internationale Friedenssicherung immer wieder vor neuen Herausforderungen

Von humanitärer Intervention betroffene Staaten – vielleicht ein neuer Name für den gerechten Krieg – berufen sich stets auf den Artikel 2, Abs. 7 der Charta der Vereinten Nationen, wonach jeder Staat ermächtigt ist, seine inneren Angelegenheiten selbst und frei von äußerer Einmischung zu regeln. Dieses „Selbstbestimmungsrecht“ oder auch Interventionsverbot findet sicherlich aber dann seine Grenze, wenn ein völkerrechtlicher Verbrechenstatbestand – ein Verstoß gegen die Menschenrechte – gegeben ist. Dann ist die Solidargemeinschaft zum Handeln gefordert.

Für diesen Einsatz gilt es dann gerüstet zu sein. Das heißt, die Ausbildung in Friedenszeiten hat auf dieses Ziel ausgerichtet zu sein. Sie muss auch eine Gewissens- und Persönlichkeitsbildung umfassen, die in letzter Konsequenz ein ethisch richtiges Handeln – auch des Einzelnen – erst ermöglicht.

All dies sollen im Friedeneinsatz stehende Soldaten, somit auch wir alle, wissen und beachten. Eine ganze Menge, erlaube ich mir zu sagen. Und all dies ist getragen von dem Gedanken, dass die Anwendung militärischer Mittel immer die ultima ratio zu sein hat, getragen von der Achtung der Menschenwürde, den Grundrechten und Grundfreiheiten der Menschen.

Immer jedoch muss klar sein, dass der Einsatz des Militärs sowohl in unserem Land als auch in Deutschland nicht eine militärische Entscheidung, sondern eine Entscheidung der politischen Führung darstellt.

Ziel aller Anstrengungen ist letzten Endes ein „Gerechter Friede“, wie dies die deutschen Bischöfe am 11. Oktober 2000, hier in Berlin in ihrem Hirtenwort, so treffend zum Ausdruck brachten.

Ein Generalsekretär der Vereinten Nationen hat einmal gesagt: Peacekeeping ist not a job for the military, but only the military can do it!

Zusammenfassung

Friedensunterstützende Operationen (PSO) haben immer drei Dimensionen

- die politisch militärische
 - die soziale ökonomische und
 - die humane Dimension
- zu beachten.

Mit den Änderungen der politischen Praxis der internationalen Gemeinschaft haben sich auch die Formen des internationalen militärischen Engagements geändert.

Waren die Blauhelme früher darauf beschränkt, die Einhaltung von Waffenstillständen und Demarkationslinien zu überwachen, so haben sie heute – wo die Vereinten Nationen grobe Menschenrechtsverletzungen und einen Zusammenbruch der (auch innerstaatlichen) öffentlichen Ordnung als Bedrohung des Weltfriedens interpretieren – mannigfaltige Aufgaben: Einrichtung von Schutz-zonen, Durchsetzung von Flugverböten, Entwaffnung von Konfliktparteien, militärische Durchführung und Absicherung humanitärer Hilfe, der Schutz eingesetzter militärischer und nicht-militärischer Kräfte und letztendlich tatsächliche Kampfmaßnahmen sind heute normaler Bestandteil von PSO. Diese Aufgaben erfordern eine funktionierende Zusammenarbeit zwischen militärischen – meist-multinationalen – Kräften, örtlichen Behörden, internationalen Organisationen und NGO's (Nichtregierungsorganisationen).

Politisch-militärische Zusammenarbeit, meist in einem multikulturellen und multinationalem Zusammenhang stehend, ist zu einer absoluten Notwendigkeit geworden. Gegenseitiges Vertrauen und Verständnis, gemeinsame Wissensgrundlagen in vielen Gebieten werden unerlässlich sein. Überall dort, wo wir existenziell handeln – und

PSO sind dies zweifelsohne –, begegnen wir dem Leben als ethischem Phänomen.

Dieses militärische Handeln nicht nur rechtlich, sondern auch ethisch zu legitimieren, ist die wahre

Herausforderung. Diese in vollem Umfang anzunehmen, ist die sicherlich nicht leichte Aufgabe für uns Soldaten.

Ich wünsche uns allen dazu viel Glück und Gottes Hilfe. □



Kein Abschied vom AML war es für Militärdekan Theis, denn er bleibt Geistlicher Beirat des Präsidiums am Sitz des Generalsekretariats

GEFUNDEN: ÖSTERREICH NICHT MEHR NEUTRAL

Nach Auffassung des österreichischen Verteidigungsministers Herbert Scheibner (FPÖ) ist Österreich, seit der Verfassungsänderung, die die Teilnahme Österreichs an Kampfeinsätzen zur Friedensdurchsetzung ermöglicht, nicht mehr neutral. Bereits im Januar 2001 hatte Scheibner geäußert, Österreich sei zwar ein bündnisfreies Land, aber „kein dauernd Neutraler mehr“. Fast zeitgleich sagte Bundeskanzler Schüssel beim Bundeskongress seiner Partei: „Die Neutralität darf im europäischen Kontext überhaupt keinen Platz haben.“ Zu einer umfassenden europäischen Außenpolitik gehöre auch eine Sicherheits- und Verteidigungspolitik, meinte der österreichische Bundeskanzler. Der grüne Europaabgeordnete Johannes

Voggenhuber sagte daraufhin: „Schüssel hat keine Verfassungstreue.“ In dem 1955 beschlossenen Neutralitätsgesetz heißt es nämlich: „Zum Zwecke der dauernden Behauptung seiner Unabhängigkeit nach außen und zum Zwecke der Unverletzlichkeit seines Gebietes erklärt Österreich aus freien Stücken seine immerwährende Neutralität.“ Vertreter der ÖVP hatten seit Jahren immer wieder erklärt, die Neutralität sei „obsolet“. Eine entsprechende Verfassungsänderung oder der Antrag auf einen Nato-Beitritt waren aber stets an der SPÖ gescheitert. SPÖ-Geschäftsführerin Andrea Kuntzl hatte wiederholt erklärt, dass die Aufgabe der Neutralität oder ein Nato-Beitritt für ihre Partei nicht in Frage kämen.

(aus: DT 7 / 16.01.01)

Dank und Abschied: Militärdekan Prälät Walter Theis – Förderer des organisierten Laienapostolats und geistlicher Freund

KARL-JÜRGEN KLEIN, BUNDESVORSITZENDER DER GKS

Vor 20 Jahren, am 1. März 1981, übernahm der damalige Militärpfarrer, ab Juni 1981 Militärdekan, Walter Theis mit der Aufgabe des Leiters des Referats V im KMBA „Kirche und Gemeinde“ auch das Amt des Geistlichen Beirats der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) von seinem Vorgänger, Prälät Werner Köster, und in der Nachfolge des ersten Geistlichen Beirats unserer Gemeinschaft, Prälät Alfons Mappes. Ich darf zu Beginn sagen, dass ich mich, dass die GKS sich freut, Prälät Alfons Mappes heute hier unter den Gästen wieder zu sehen, und dass wir Prälät Werner Köster, der leider schwer erkrankt ist, von hier unsere besten Grüße und Genesungswünsche senden.

Lieber Walter, Du hast, wie Du selbst sagst, die geistliche Begleitung der im Laienapostolat ehrenamtlich organisierten Soldaten als Geistlicher Beirat des Verbandes Gemeinschaft Katholischer Soldaten seit Beginn deiner Tätigkeit als Referatsleiter V im Jahre 1981 nicht nur gerne übernommen, sondern ihr von Anfang an eine heraus gehobene Rolle zugestanden – nicht nur verbal, sondern in Rat und Tat bis zum heutigen Tage. Denn deine Arbeit und das Selbstverständnis deiner Tätigkeit als Priester in einer obersten kirchlichen Behörde – eben dem Katholischen Militärbischofsamt – waren von Beginn an maßgeblich von der geistlichen Begleitung und der damit gegebenen und gewünschten seelsorglichen Nähe zu den Soldaten, die sich über ihren Dienstag hinaus für die Belange der Seelsorge in den Streitkräften engagieren, bestimmt. Persönliche Prägung und dienstliche Amtsführung waren und sind für Dich wohl auch noch heute ohne die Tätigkeit in der Laienarbeit nicht vorstellbar.

Du hast das organisierte Laienapostolat im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs, hast die Gemeinschaft Katholischer Soldaten zwanzig Jahre hindurch mit großem Interesse, nie ermüdendem

Engagement und, wie ich und wir alle von Dir wissen, mit viel Freude begleitet, ja im geistig-geistlichen Bereich durchaus auch geprägt und geleitet.

Weggenossenschaft und Schulterschluss zwischen Priester und Laien waren dabei angesagt und erfreulicherweise auch meist erreichte gemeinsame Erfahrungen, die schwierige Situationen, die durchaus zu Spannungen und Meinungsverschiedenheiten in der Sache führten, miteinander nicht nur aushalten, sondern bewältigen ließen. Einfach waren die Entwicklungen in der Gesellschaft und in der Kirche, auch in der Kirche unter Soldaten, seit 1981 ja durchaus nicht immer. Da galt es, Positionen aufzubauen, zu vertreten und zu verteidigen, die, wenn sie im kirchlichen, militärischen oder gesellschaftlichen Bereich zu Polarisierungen führten, durchgehalten werden mussten, im Interesse unserer Sache – Du warst uns hierbei nicht nur kluger, realistischer Berater, sondern unverzichtbarer Mitsprecher.

Die ganze Spannweite des Einsatzes der Gemeinschaft Katholischer Soldaten durch die vielen Jahre hindurch, ihr Einfluss auf den Dienstherrn, aber auch auf unsere Kirche in Deutschland und auf die Gesellschaft spiegeln sich unter anderem an von Dir entscheidend mit gestalteten öffentlichen „Erklärungen“ der GKS und im gemeinsamen Ringen um unser Motto und Ziel: „Wenn Soldaten Frieden sagen“. Lass mich hier nur einige dieser Erklärungen aufzählen, um die Spannweite deines Engagements für unsere Arbeit in der Kirche unter Soldaten aufzuzeigen:

- Zum feierlichen Gelöbnis
- Frieden in unseren Tagen / Frieden in der Zukunft
- Stellungnahme zu „Gerechtigkeit schafft Frieden“
- Wenn Du den Frieden willst, verteidige das Leben
- Rüstungskontrolle und Abrüstung
- Deutsch / Französische Sicherheitspartnerschaft

- Zu Sicherheitspolitischen Beschlüssen des BDkJ
- 40. Jahrestag der Verkündigung des neuen Grundgesetzes
- 50. Jahrestag des Ausbruchs des II. Weltkrieges
- 25. Jahrestag „Gaudium et spes“
- Kontakte von Soldaten der Bundeswehr zur NVA
- Die Einheit lohnt jede Anstrengung
- Zum Krieg am Arabischen Golf
- Nur politische Lösungen können den Krieg in Jugoslawien beenden
- Zur Beteiligung der Bundeswehr an militärischen Maßnahmen im Auftrag der Vereinten Nationen oder anderer kollektiver Sicherheitsbündnisse
- Die Verpflichtung des 20. Juli 1944
- Zum Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 25. August 1994 (Mörder-Urteil)
- Zum 8. Mai 1945 – 50 Jahre Kriegsende
- 40 Jahre Bundeswehr
- Zum Friedenseinsatz der Bundeswehr in Bosnien-Herzegowina
- Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte.

Dies waren Spitzen des Eisberges unserer gemeinsamen Arbeit, die der Kirche, der Bundeswehr und der Öffentlichkeit bekannt wurden.

Vieles an innerer Formung, an der Dir genau so lag, blieb Alltagsarbeit und hat sich höchstens in den Romseminaren und Führungsreisen nach Italien, Österreich, Frankreich oder auch Polen nach außen ausgewirkt. Aber wir wissen und werden es nicht vergessen, mit wie viel tiefer innerer Berufung Du Dich als Priester genau so um den einzelnen Menschen unter uns wie um die gesamte Gemeinschaft gekümmert hast.

Für die Zukunft wünschen wir ein Weitergehen auf diesem Weg auch mit deinem Nachfolger, Militärdekan Georg Kestel. Wir begrüßen ihn gerne unter uns, und er wird Dein Erbe, dessen sind wir sicher, nicht verschleiern. Allerdings kann dies

nur mit Rücksicht auf die und unter Beachtung der neuen Verhältnisse und Gegebenheiten geschehen, gerade im Hinblick auf den erweiterten Auftrag der Bundeswehr im Einsatz.

Wie Du es immer gesagt hast, werden sich gerade hier zusätzliche Arbeitsfelder für einen katholischen Soldatenverband auftun, was die Sorgen und Probleme von Soldaten im Einsatz und von deren Familienangehörigen in der Heimat betrifft. Und sicher wird sich hier auch in der Zukunft eine neue Brücke der Verbindung zwischen Dir, der Du für dieses Tätigkeitsfeld zuständig bist, und der GKS ergeben.

Nicht neu ergeben, sondern bestehen bleiben wird unsere Verbindung in einem anderem Bereich: der internationalen Arbeit der GKS im Apostolat Militaire International (AMI) und in der Konferenz der Internationalen katholischen Organisationen (OIC). Als „Auslandsdekan“ des KMBA, der Du ja auch weiterhin bleibst, hast Du von Anfang an die Bedeutung und Wichtigkeit internationaler Zusammenarbeit katholischer Soldaten gesehen und gefördert. Du hast erkannt und gesagt, dass Militärseelsorge und alle, die im Rahmen dieser Militärseelsorge arbeiten, Teil der Gesamtkirche sind, und damit ist immer weltkirchliches Engagement eingeschlossen und zugleich gefordert. Ist es kein vorzeigbares Ergebnis, wenn katholische Soldaten aus weltweit verschiedenen Ländern und unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen

Strukturen, Geschichtserkenntnisse, Kulturen und Erfahrungen miteinander über das Selbstverständnis und die ethische Legitimation ihres Soldatenberufs nachdenken und sogar zu gemeinsam getragenen und bindenden Erklärungen gelangen? Diese von Dir gestellten Fragen hast Du dahingehend beantwortet, dass eine Mitwirkung an dieser internationalen, weil katholischen, Arbeit in unseren Tagen unverzichtbar ist, weil sie Hoffnung und Zukunft fördert und dem Geist der Erneuerung der Welt dient. Wir freuen uns deshalb, dass Du in deiner Funktion als Stellvertretender Geistlicher Beirat des Apostolat Militaire International auch weiterhin unsere internationale Arbeit begleiten und unterstützen wirst.

Du hast auf unserem gemeinsamen Weg in zwanzig Jahren fünf Bundesvorsitzende der GKS begleitet und beraten – diese Vorsitzenden natürlich nur stellvertretend für alle

Mitglieder unserer Gemeinschaft: Oberst i.G. Georg Heymen, Oberstleutnant Willy Trost, Oberstleutnant i.G. Paul Schulz, Oberst i.G. Jürgen Bringmann und schließlich mich bis heute. In ihrer, im Namen der gesamten Gemeinschaft Katholischer Soldaten und natürlich nicht zuletzt in meinem eigenen Namen sage ich Dir von Herzen Dank für alles, was Du für uns und für unsere Sache getan hast. Der Mensch ist von der Sache, für die er aus Überzeugung und letztendlich mit seinem Leben steht, nicht zu trennen. Das dürfen wir für uns beanspruchen, und das wissen wir aus langer, guter, gemeinsamer Zeit von Dir. Lass uns gemeinsam, wenn auch in anderer Konstellation, weiter für unsere Sache eintreten: die katholische Kirche unter Soldaten, die sich dem Dienst am Frieden verschrieben haben.

Danke und alles Gute für die Zukunft. □



Christa Reichard – MdB der CDU aus Dresden, Mitglied im Vorstand der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS), hier beim Empfang anlässlich der 41. Woche der Begegnung – macht aus ihrer Sympathie für den soldatischen Friedensdienst keinen Hehl. Hier stellt sie gerade im Beisein des stellvertretenden Bundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant Paul Brochhagen, den Antrag zur Aufnahme in der Förderkreis der GKS.

Abschied und Vermächtnis

MILITÄRDEKAN WALTER THEIS

Ich bedanke mich zunächst ganz herzlich für die ehrenden und anerkennenden Worte, die meine Person und meine Tätigkeit als Bischöflicher Beauftragter für die Gremien der Mitverantwortung der Laien, aber auch als Geistlicher Beirat des Verbandes der Gemeinschaft Katholischer Soldaten heute aus Anlass des Wechsels in diesen Funktionen zuteil geworden sind.

20 Jahre durfte ich diese beiden Aufgaben als Referatsleiter V „Kirche und Gemeinde“ im KMBA wahrnehmen. Ich gestehe, dass dieses Arbeitsfeld nicht zuletzt den Ausschlag dafür gab, dass ich zu der Berufung 1981 in das Amt ja gesagt habe.

Das II. Vaticanum hat mit seiner erneuerten Sicht des Laienapostolats unserer Kirche eine Dimension gewiesen, die zu einer Verlebendigung und zur Erfahrung der Kirche als Gemeinschaft-Sein beigetragen hat.

Gerade waren die Bemühungen um die Realisierung der Impulse des II. Vaticanums für deutsche Verhältnisse durch die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschlands theoretisch abgeschlossen und adaptive Formen für die Beratungsgremien in der Kirche unter Soldaten zur praktischen Arbeit entwickelt worden, als ich in die Fußstapfen von Prälat Alfons Mappes und Prälat Werner Köster treten durfte.

Gern erinnere ich mich an die herzliche Aufnahme, die mir durch die führenden Köpfe der Laien – für die ich stellvertretend Oberst Dr. Korn nennen möchte – zuteil wurde. Schließlich war ich fast sechs Jahre in Amerika tätig und war mit deutschen Verhältnissen, was die organisierte Laienarbeit betraf – zumindest was die Tätigkeit auf Bundesebene anbelangte –, nur am Rande informiert. Das Engagement der katholischen Soldaten vor Ort und deren Wertschätzung war mir geläufig von den Pfarrgemeinderäten und der GKS in Fort Bliss und in Mainz.

Neue Rollen mussten von mir gelernt und eingelebt werden, denn es ist eine Sache, für die Beratungsgremien der Bischöfliche Beauftragte zu sein. Eine andere Sache ist es,

geistlicher Ratgeber und Begleiter eines katholischen Verbandes zu sein.

Dieses Rollenspiel zu praktizieren, war nicht immer leicht, weil umfassender Sachverstand, aktuelle Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft, Kenntnis der Wirkungsweise und Eigendynamik von Räten und Verbänden, aufmerksames – oft kommentarloses Zurückhalten und schweigendes Begleiten – und bei Anfrage oder Bedarf hilfreiche Unterstützung mit Rat und Tat erwartet werden durfte und von daher geleistet werden musste.

Diesen Lernprozess haben die Verantwortungsträger auf der Ebene der ZV und des Bundesvorstands der GKS rührend liebevoll und, wenn es sein musste, auch nachdrücklich begleitet durch die ganze Zeit meiner Verantwortlichkeit. Dafür bin ich Ihnen allen, denen ich dabei begegnen durfte, dankbar.

Denn Sie haben damit auch mein Bild von einer Kirche mitgeprägt, die so als partnerschaftlich und mündig bezeichnet wird und nur als solche eine Kirche der Zukunft sein kann. Nicht immer ist dies für Christen im klerikalen Gewandt leicht. Aber da von Seiten der Christen im Laienstand nicht nur Forderungen an diese Kirche herangetragen werden, sondern – wie ich es erleben durfte – zugleich auch Mitverantwortung mündig übernommen wurde, war es für mich auch eine Erfahrung der Entlastung der Geistlichen bei der vielseitigen Aufgabenstellung und Anforderung an die Kirche von heute; und das bei rapide abnehmender Priesterschaft.

Zeichen der Zeit für die Kirche und durch die Kirche war die sich durchsetzende Erkenntnis, dass diese Kirche sich selbst versteht als das, was eine römische Synode in ihrer Dokumentation „Christi fidelis laici“ nennt: das Christgläubige, i.e. das christustreue Volk aus Geistlichen und Laien, eine gemeinsame Kirche in der gemeinsam gesagt, gehandelt und verantwortet werden darf und muss und die ein Anrecht auf Leitung hat: eine geistliche Heimat für alle.

Nur von diesem unserem Selbstverständnis kirchlicher Realität ist eine Verwirklichung dieses Auftrags im Alltag – d.h. konkret im Lebensraum der Soldaten – möglich, ohne ständige Reibungsverluste, Frustration und Angst vor Autoritätsverlust.

Wenn ich diese Zeit als Verantwortlicher für das organisierte Laienapostolat überblicke, so will ich ausdrücklich betonen, dass es in der Kirche unter Soldaten auch fruchtbare Arbeit und gutes Engagement in der seelsorglichen Unterstützung gibt von gläubigen Soldatinnen und Soldaten, die nicht im Laienapostolat organisiert sind. Davon leben Militärgeistliche. Es wäre nicht nur eine Verarmung, mehr noch eine Karikierung unserer Kirche, wenn dieser Pol Laienmitverantwortung am Sendungsauftrag dieser Kirche für unsere Welt im Spannungsbogen Kirche in Zukunft abgeschwächt und reduziert würde zu Gunsten einer Stärkung des anderen Pols: der Amtsträger. Probleme in einem lebendigen Organismus werden nicht dadurch gelöst, dass man Spannungen zusammenfallen lässt, sondern dadurch, dass man sie fruchtbar macht. Und solche Versuchungen kommen immer wieder einmal auf. Sei es, dass Personen in ihrer Chemie eine Zusammenarbeit nicht gerade erleichtern, sei es, dass durch Entwicklungen, die zur gesunden Entfaltung nötig sind, Strukturen und Organisationsformen nicht mehr den Effekt erzielen.

Um der wertvollen Sache willen, muss man gerade dann alle Anstrengungen unternehmen, zusammen zu bleiben und neu zu überlegen, wie die Zukunft weiter zu gestalten ist.

Diese Situationen sind uns in den letzten 20 Jahren nicht erspart geblieben. Deshalb erinnere ich mich gerne an jene Anstrengungen, die wir zunächst auf Seiten der GKS unternommen haben, als wir in den frühen 90-er Jahren erkannt hatten, dass eine Überprüfung der Darstellung des Verbandes unausweichlich ist, um Attraktivität und Effektivität zu leben:

Das Ergebnis war in gemeinsa-

Hier hat das Arbeitsklima gestimmt. Walter Theis bedankte sich warmherzig bei seinen engsten Mitarbeitern. Manfred Heinz (l.) und Anton Herber (r.) wechselten im Rahmen der Neuaufteilung der Aufgaben im KMBA in das Referat IV „Seelsorge“. Sie bleiben somit der Laienarbeit verbunden.

Fotos zur Matinee: F. Brockmeier



men, zähen Bemühungen 1995 die neue Ordnung „Gemeinsam in die Zukunft: Ziele und Wege der GKS“.

Ähnlich erging es uns mit den Ordnungen der Laienmitverantwortung auf der Ebene der Seelsorgebezirke. Als die Entwicklung infolge der Wiedervereinigung und damit die konfessionelle Zusammensetzung der Soldaten in den Seelsorgebezirken sich grundlegend von früheren Jahren unterschied, war Neuüberlegung angesagt, um das Ziel, die Arbeit der Laienmitverantwortung den gewandelten Verhältnissen anzugleichen. Das Ergebnis war das Experiment „Mitarbeiterkreis und Seelsorgebezirksrat“. Nach anfänglicher Skepsis freut mich heute die Erkenntnis, dass diese Überlegungen zu einem gangbaren Weg in der Militärseelsorge geworden sind, der auch von anderen Ortskirchen und dem ZdK nicht ohne Sympathie erwogen wird.

Als Letztes lassen Sie mich noch darauf verweisen, dass bei aller Aktivität in den eigenen Kreisen und die Befassung mit eigenen Problemen der Blick für das Gesamtkatholische nicht verloren werden darf. Wir sind Kirche, dass ist unser Stolz und unsere Herausforderung. Wenn wir diese Dimension verkümmern lassen, geraten wir in Gefahr klein und eng zu werden und gegebenenfalls sogar daran zu ersticken. Das darf auch dem Laienapostolat nicht widerfahren. So habe ich das stetige Bemühen um die Weiterentwicklung des Lai-

enengagements innerhalb der Weltkirche im Apostolat Militaire International verstanden. – Deshalb freue ich mich, dass der stellvertretende Präsident des AMI, Brigadier Dr. Kurt Landl, mir heute als alter Freund die Ehre gab, den Festvortrag zu halten.

Mit der Ausweitung des AMI auf vier Kontinente waren die Voraussetzungen geschaffen Mitglied in der Internationalen Organisation katholischer Verbände (OIC) zu werden und damit den katholischen Soldaten auf der Ebene der Weltkirche eine Stimme zu verleihen – eine besondere Freude für mich. Nur Beispiele, die ermutigen sollen, Schwierigkeiten anzugehen und Herausforderungen zu bestehen. Denn unsere Aktivitäten in der Laienarbeit sind keine isolierten Aktionen, sondern eingebettet in das Bemühen unserer Kirche dem Sendungsauftrag unseres Herrn zu dienen, jeder auf seine Weise: Das bedeutet aber, Jesus für den Menschen von heute als ein in vielen Weisen zu realisierendes Grund-Modell einer Lebensschau und Lebenspraxis zu vermitteln. Er ist in seiner Person

- die Einladung, die uns auffordert, du darfst;
- der Appell, der uns mahnt, du sollst;
- die Herausforderung, die uns ermutigt, du kannst.

Wenn ich jetzt von der Verantwortlichkeit für das organisierte Laienapostolat im Jurisdiktionsbereich

des Katholischen Militärbischofs entbunden werden, möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, meine Mitarbeiter auf diesem Arbeitsfeld zu erwähnen und ihnen herzlich für alle Unterstützung zu danken:

- der wissenschaftliche Referent, Dipl. theol. Manfred Heinz, der mit viel Herzblut sich dieser Aufgabe verschrieben hat und mich über zwölf Jahre mit Rat und Tat unterstützt hat.
- Erwähnen möchte ich Hans Hornecker, der Jahre lang die Sachbearbeitung und weitgehend die Organisation unserer Arbeit koordiniert hat.
- Ihm folgte Anton Herber, der diese Aufgabe seit einigen Jahren übernommen hat und dem es gewiss nicht leicht fällt, diesen Geschäftsbereich zu verlassen.

Ihnen ein herzliches Vergelt's Gott!

Ich wünsche Ihnen allen, dass Sie weiterhin mit Schwung, Begeisterung und Sachverstand am Werk bleiben. Ich wünsche dies vor allem meinem Nachfolger Militärdekan Georg Kestel. Und wenn Sie nach der Woche der Begegnung nach Hause fahren und dabei die Überzeugung mitgenommen haben, wir haben wieder einen guten, verlässlichen neuen Bischöflichen Beauftragten und Geistlichen Beirat, dann hätten Sie mir das schönste Abschiedsgeschenk von diesen Funktionen gemacht.

Dass ich Ihren Tun weiterhin verbunden bleibe, ist selbstverständlich. □

„Glauben helfen, Zeugnis geben Christsein in der großen Stadt“

Bericht von der Bundeskonferenz der GKS vom 25. bis 28. April in Berlin

JÜRGEN BRINGMANN / PAUL SCHULZ

Schwerpunkte

Was im Jahr 2000 bei der 40. Woche der Begegnung in Salem der damaligen Militärgeneralvikars Prälat Jürgen Nabefeld ankündigte, prägte nicht unwesentlich die diesjährige Bundeskonferenz der GKS vom 25. bis 28. April in der Katholischen Akademie in Berlin: der Wechsel im Amt des Geistlichen Beirats der GKS. Militärdekan Prälat Walter Theis übergab dieses für die spirituelle Ausrichtung des Verbandes in der „Kirche unter Soldaten“ so wichtige und von ihm über 20 Jahre fruchtbar geführte Amt an Militärdekan Prälat Georg Kestel. Deshalb begann die Konferenz der GKS auch an der gemeinsamen Schnittstelle zum Ende der ZV mit einer Festmatinee zu Ehren des verdienten Prälaten, der zugleich auch der Beauftragte des Katholischen Militärbischofs für die Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten war. Doch dazu mehr auf Seite 18 ff.

Die thematischen Schwerpunkte der Bundeskonferenz waren die im Jahresthema „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt“ gestellte Frage nach der Behauptung des Christen in der säkularen Gesellschaft (Referat von Prof. Steimel), ein vom Sachausschuss „Innere Führung“ entworfenes Positionspapier „Zukunft der Inneren Führung“ sowie eine im Hl. Jahr 2000 in Rom vom Apostolat Militaire International verabschiedete Erklärung „Der katholische Soldat am Beginn des 3. Jahrtausends – Selbstverständnis, Selbstdarstellung, Akzeptanz“, die die Bundeskonferenz nach ausführlicher Diskussion billigte und sich zu Eigen machte. Nun aber zu Verlauf und Inhalt im Einzelnen:

Eröffnung

Der Bundesvorsitzende, Oberst Karl-Jürgen Klein, eröffnet die Bun-

deskonferenz und bedankt sich bei seinen engsten Mitarbeitern im Bundesvorstand für die Unterstützung während seines Einsatzes bei KFOR. Er begrüßt besonders

- den Katholischen Militärgeneralvikar, Prälat Walter Wakenhut,
- den Geistlichen Beirat der GKS, Militärdekan Prälat Georg Kestel,
- den neuen Vorsitzenden der ZV, Oberst i.G. Franz-Josef Pütz,
- den Moderator des Priesterrats, Militärdekan Georg Klar,
- den Vizepräsidenten AMI, Brigadier Dr. Kurt Landl, AKS Österreich,
- für die KAS deren Geschäftsführer Detlef Warwas,
- für die GKMD deren Vizepräsidenten, OTL a.D. Paul Schulz,
- für die „aktion kaserne“ und den BDKJ den Geschäftsführer der ak, Josef König,
- für die CoV deren neuen Vorsitzenden, OTL Reinhard Schmidt,
- Schwester Scholastika Steinle, Kloster Eibingen.

Militärgeneralvikar (MGV) Prälat Walter Wakenhut überbringt die Grüße des Militärbischofs. Er dankt für das Engagement der GKS in der und für die Militärseelsorge. Die GKS-Arbeit sei Verbandsarbeit, ein freier und freiwilliger Zusammenschluss von Gläubigen. Sie sei aus Bundeswehr und Militärseelsorge nicht mehr weg zu denken. Der MGV erwartet von der GKS eine (auch kritische) Begleitung der Militärseelsorge und des Militärbischofsamtes auch bei der anstehenden Neuordnung der Militärseelsorge. Besonders in dieser Phase bittet er um Verständnis für die Notwendigkeiten und vorrangigen Erfordernisse der Einsatzsituation. Er dankt dafür, dass es die GKS gibt und wünscht ihr weiterhin fruchtbare Arbeit.

Der MGV weist darauf hin, dass KOMPASS in einem anderen Verlag und in etwas veränderter Form weiter erscheinen wird.

Programm-Auszug

Mittwoch, 25. April

- Festgottesdienst
- Empfang des Bischöflichen Beauftragten für die organisierte Laienarbeit

Donnerstag, 26. April

- Hl. Messe mit Totengedenken
- Der neue Dienstsitz des KMBA
- Festmatinee zu Ehren Militärdekan Prälat Walter Theis
- Eröffnung der Bundeskonferenz
 - * Wort des Militärgeneralvikars
 - * Bericht des Vorsitzenden der ZV
 - * Bericht des Bundesvorsitzenden
 - * Wort des Geistlichen Beirats
 - * weitere Berichte und Aussprache
 - * aus dem Förderkreis GKS

Freitag, 27. April

- Hl. Messe
- Vortrag mit Aussprache „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in säkularer Gesellschaft“, Referent: Prof. Dr. F. G. Friemel, Sotternhaim
- Erklärung des AMI Rom 2000: „Der katholische Soldat am Beginn des 3. Jahrtausends – Selbstverständnis, Selbstdarstellung, Akzeptanz“
- Arbeitsgruppen zu aktuellen Themen:
 - * Gerechter Friede
 - * Positionspapier der GKS „Zukunft der Inneren Führung“
 - * Neuausrichtung der Bundeswehr – Neuausrichtung der GKS?
 - * Umgang mit der Sexualität
- Mitgliederversammlung des Förderkreises der GKS (FGKS)
- Besuch des Deutschen Bundestages im Reichstagsgebäude
- Konstituierende Sitzung des Bundesvorstandes der GKS

Samstag, 28. April

- Hl. Messe
- Vorstellung des Bundesvorstandes nach der Neukonstituierung
- Vortrag der Ergebnisse der Arbeitsgruppen vom Freitagnachmittag
- Beschlüsse und Verabschiedung von Erklärungen
- Die Arbeit der GKS im kommenden Jahr
 - * Unser Jahresthema
 - * Veranstaltungen und Aktivitäten
- Abschluss der Bundeskonferenz

Grußworte:

- Der **Moderator des Priesterrats, Militärdekan Georg Klar**, überbringt die Grüße des Priesterrats. Er weist darauf hin, dass die GKS etwas in die Militärseelsorge eingebracht habe, das Respekt verlange: kompetente Arbeit von Laien. Für das Einbringen dieser Kompetenz (dabei erwähnt er besonders den AUFTRAG) dankt er – denn davon lebe Kirche. Besonders liege ihm am Herzen, die GKS im Wehrbereich VII zu sammeln und zu stärken.
- Der **Vizepräsident der AKS Österreich und des Apostolat Militaire International (AMI), Brigadier Dr. Kurt Landl**, überbringt die Grüße des Präsidenten der AKS und des AMI, General Ernest König, und unterstreicht die gute langjährige Zusammenarbeit zwischen AKS und GKS.
- Der **neue Vorsitzende der CoV, Oberstlt. Reinhard Schmidt**, dankt für die Einladung zur Bundeskonferenz, dies mache die Verbundenheit von Christen in der Bundeswehr über die Konfessionen hinweg deutlich. Die CoV wolle den Soldaten geistigen und geistlichen Geleitschutz geben: „Wir wollen leben, was wir glauben.“ Die Zusammenarbeit mit der GKS werde weiterhin – wie bisher – gesucht, so auch beim Ev. Kirchentag in Frankfurt 2001.
- **Josef König, Geschäftsführer der aktion kaserne**, überbringt die Grüße des BDKJ und der ak. Er informiert darüber, dass der BDKJ zu seiner nächsten Hauptversammlung in Altenberg einen Antrag zur Friedens- und Sicherheitspolitik vorlegen wird. (Anmerkung Ref. BV: Der Antrag wurde inzwischen durch Beschluss der Hauptversammlung des BDKJ auf das Jahr 2002 vertagt.)
- Der **Geschäftsführer der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS), Detlef Warwas**, überbringt die Grüße des Vorsitzenden der KAS, Generalleutnant a.D. Winfried Weick. Er weist darauf hin, dass auch die KAS durch die Neustrukturierung der Bw betroffen sei (Schließung zweier Häuser, aber mehr Nutzer in rund 50% der übrigen Häuser).

gen Häuser). Die KAS danke für die gute Weggemeinschaft mit der GKS.

- **Schwester Scholastika, Benediktinerin aus St. Hildegard in Rudesheim**, informiert über das von ihrem Orden gestaltete seelsorgliche Recollectio-Angebot für Angehörige des KMBA und Militärpfarrer: „Oase in der Wüste“.
- **Paul Schulz, Vizepräsident der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands**, überbringt Grüße des Präsidenten der GKMD, Josef Nüchel. Er weist darauf hin, dass die GKS in der GKMD als Männerverband großes Ansehen genieße. Auf der bevorstehenden Hauptversammlung in Fulda werde die GKMD ihr 50-jähriges Bestehen feiern und dazu neue Leitlinien für ihre Männerarbeit verabschieden (s.a.S. 92 ff.)

Lagebericht

Der Bundesvorsitzende, Oberst Karl-Jürgen Klein, ergänzte den jedem Delegierten ausgehändigten Lagebericht. Dabei ging er auf wichtige Punkte ein, die im Plenum diskutiert wurden:

- Er begrüßte es besonders, dass an der diesjährigen Woche der Begegnung und Bundeskonferenz viele Mitarbeiter aus den neuen Bundesländern teilnehmen.
- Im Zusammenhang mit seinem Einsatz bei KFOR im KOSOVO wies er darauf hin, dass gute Personalauswahl von besonderer Bedeutung sei. Man könne drei Kategorien von Soldaten ausmachen: (1.) Gute Köpfer, die auch im Einsatz herausragende Leistungen zeigen. (2.) Soldaten, die mit dem Einsatz nicht zurecht kommen. Etwa 4-5% müssen zurück nach Hause geschickt werden. (3.) Soldaten, die im Garnisonsdienst eher unscheinbar oder schwach waren, aber im Einsatz über sich selbst hinaus wachsen (um 10%). Die Zusammenarbeit mit den Militärpfarrern war ausgesprochen gut. Negativ ist festzustellen, dass Gruppenzwang (auch überzeugte) Soldaten vom Gottesdienstbesuch abhält. Zum Thema „Sexualität“ gab es Weiterbildung der Vorgesetzten vor Ort.
- Die GKS-Akademie Oberst Helmut

Korn wird 2001 letztmals in Fulda, ab 2003 in Schloss Hirschberg, Beilngries (Bildungsstätte der Diözese Eichstätt) durchgeführt.

- Der Bundesvorsitzende informierte über den Haushalt und die Ausgaben der GKS und dankte dem Bundesgeschäftsführer, Hptm a.D. Günter Hagedorn, für seine sorgfältige

AG 1: „Gerechter Friede“

Die Arbeitsgruppe beschäftigte sich vor allem mit der Frage, wie der Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“ die GKS und die Militärseelsorge bei der Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Aussagen des Wortes der Bischöfe „Gerechter Friede“ unterstützen kann.

In der AG bestand Übereinstimmung darüber, dass der Sachausschuss eine Handreichung für die Wehrbereiche und Kreise vorbereiten soll, die sich auf die Punkte des Bischofswortes konzentriert, die sich mit dem soldatischen Auftrag befassen.

Im Einzelnen:

- Rolle, Auftrag und Gewichtung des soldatischen Dienstes im Rahmen der Dienste für den Frieden
- Legitimierter Einsatz militärischer Gewalt
- Kriterien für den Einsatz militärischer Machtmittel
- Einsatz der Bundeswehr im Kosovo und in anderen internationalen Friedensmissionen
- Umgliederung der Bundeswehr
- Zweckmäßige Wehrform
- Innere Führung.

Auf der Basis dieser Diskussion beabsichtigt der Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“ wie folgt vorzugehen:

- Erarbeiten und Verteilen einer kurzen Handreichung, die vor allem die o.a. Punkte umfasst und, wo erforderlich, kommentiert. Ergänzend sollen in einem Anschreiben methodisch-didaktische Hinweise gegeben werden. Die Handreichung soll auch im AUFTRAG abgedruckt und ins Internet eingestellt werden.
- Mitglieder des Sachausschusses werden – wie bisher – bereit sein, auf Wehrbereichsebene, ggf. auch bei Veranstaltungen von Kreisen, Vorträge zu o.a. Thematik zu halten.
- Veranstalten einer Konferenz / eines Seminars zu „Gerechter Friede“ gemeinsam mit dem BDKJ.

Ergänzend soll der Bundesvorsitzende der GKS den Militärgeneralvikar über diese Vorgehensweise informieren und gleichzeitig darum bitten, dass die Militärpfarrer die Wehrbereiche und Kreise/ Ansprechpartner bei der Durchführung von Veranstaltungen unterstützen.

tige Haushaltsführung. Noch könne die GKS leisten, was erforderlich sei – aber es werde schwieriger. Deshalb müssten die Mittel effektiv eingesetzt werden. Haushaltsverpflichtungen für 2002 (und auch später) könnten nach Zustimmung des BuGeFü eingegangen werden (Häuser anmieten usw.), sagte der Bundesvorsitzende zu.

- Rechtzeitig zur Woche der Begegnung war die GKS mit einer eigenen Web-Site im Internet vertreten. Der Vorsitzende im Wehrbereich VI, Hauptmann Hans-Georg Pauthner, stellte als Web-Master den Internetauftritt vor.
- Zum Hilfsprojekt NOVA MALA in Mazedonien weist der Bundesvorsitzende auf die ausführlichen Berichte im AUFTRAG hin. Die erforderlichen Mittel kamen vom KMBA, der GKS und vom FGKS.
- Der Vorsitzende der Zentralen Versammlung, Oberst i.G. Franz-Josef Pütz, berichtet über den Verlauf der ZV einschließlich der neuen Aufgabenverteilungen im Vorstand der ZV. Er unterstreicht die gute Zusammenarbeit mit der GKS, die er weiter zu führen beabsichtige, zumal er als Vorsitzender der ZV geborenes Mitglied im Bundesvorstand der GKS sei und wiederum mit Oberstleutnant Paul Bochhagen ein stellvertretender Bundesvorsitzender im Vorstand der ZV mitarbeite. Pütz weist darauf hin, dass nach seiner Meinung jeder engagierte katholische Soldat Mitglied im Förderkreis der GKS sein solle.

Thematische Arbeit

Der Grundsatzvortrag zum Thema „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in säkularer Gesellschaft“ wurde von Prof. (em) Dr. Georg Friemel, Stotternheim, in anschaulich verständlicher Weise vorgetragen (Wortlaut s.S. 31 ff.).

Die Erklärung des AMI „Der katholische Soldat am Beginn des 3. Jahrtausends – Selbstverständnis, Selbstdarstellung, Akzeptanz“ wurde von Militärdékan Prälat Walter Theis als stellvertretendem Geistlichen Beirat des AMI vorgestellt (s.S. 38 f.). Die Bundeskonferenz beschloss einstimmig (bei drei Enthaltungen), diese Erklärung des

AMI zu übernehmen und zu verbreiten. Die Erklärung (bereits im AUFTRAG Nr. 243 / April 2001, S. 94 ff. veröffentlicht) ergänzt das Wort der Deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“ aus Sicht der Soldaten. Sie soll als Faltblatt gedruckt und an Multiplikatoren in Politik, Gesellschaft, Kirchen und Bundeswehr sowie in der GKS verteilt und als Informationsmaterial bei Veranstaltungen aller Art verwendet werden. Entscheidend ist aber, diese Erklärung in die tägliche Arbeit umzusetzen. Dazu wird der Internationale Sachausschuss sich weiterhin mit der Erklärung befassen.

Dem Projekt Nachbarschaftshilfe Lettland 2001/2002 der ZV (s.a.S. 11) stimmte die Bundeskonferenz ohne Gegenstimmen zu; es wird auch von der GKS übernommen. Die Sammlungen beim Festgottesdienst und die Spenden aus den Reisegel-

dern der Teilnehmer erbrachten während der Woche der Begegnung bereits 3.105,50 DM für das Gemeinschaftsprojekt.

Es wurden **Arbeitsgruppen** zu folgenden Themen durchgeführt:

- Gerechter Friede (Ltg: Oberst Dr. Klaus Achmann)
- Positionspapier „Zukunft der Inneren Führung“ (Ltg: Oberstleutnant Helmut Jermer)
- Neuausrichtung der Bundeswehr – Neuausrichtung der GKS? (Ltg: Oberst Karl-Jürgen Klein)
- Umgang mit der Sexualität (Ltg: Oberstleutnant Paul Brochhagen)

Das **Positionspapier „Innere Führung heute und morgen – Herausforderungen und Chancen“** wurde von OTL Georg Sauer, Mitglied im federführenden Sachausschuss, vorgestellt und diskutiert. Es

AG 2: „Innere Führung“

Zu Beginn der Arbeitsgruppensitzung gab OTL Jermer als Leiter des Sachausschusses „Innere Führung“ eine Zusammenfassung über die Entstehung des Positionspapiers in den letzten drei Jahren.

Dem Bundesvorstand der GKS ging es bei der Auftragserteilung zur Erstellung des Positionspapiers darum, in der derzeit ablaufenden Reformphase der Bw die Innere Führung zu erhalten, ggf. durch Impulse noch zu stärken. Der Sachausschuss „Innere Führung“ hat sich auftragsgemäß mit Gefährdungsfeldern beschäftigt und das vorliegende Positionspapier in vielen Sitzungen und zum Teil auch kontroversen Diskussionen erstellt. Es sollten insbesondere solche Problembereiche klar angesprochen werden, die zwar lange bekannt, aber bisher keiner Lösung zugeführt wurden. Dabei wurde in den Sitzungen immer wieder hinterfragt, ob angesprochene Problemfelder nun tatsächliche oder nur vordergründige sind.

Ergebnis der Arbeitsgruppe:

Die AG hat ebenso wie der Sachausschuss Problemfelder angesprochen und in einem lebhaften Erfahrungsaustausch Einzelprobleme nochmals durchleuchtet. Schwerpunkte der Diskussion waren:

- Menschenführung: Wer in der Verantwortung steht, muss in seinem Bereich erkannte Fehler abstellen bzw. erkannten Fehlentwicklungen entgegenwirken.
- Beispiel geben: Der Vorgesetzte wirkt als Beispiel. Umgang mit seiner Autorität und „Macht“ zur Erfüllung seines Auftrages muss die Anliegen und die Schutzbedürftigkeit seiner Untergebenen angemessen berücksichtigen.

- Politische Entscheidungen/Unterlassungen wirken sich auf die Motivation der Truppe aus, wenn davon die Voraussetzungen zur Durchführung eines Einsatzes betroffen sind.

Die Arbeitsgruppe unterstützt das vorliegende Positionspapier inhaltlich in vollem Umfang, regte aber noch zwei redaktionelle Änderungen an.

Zum Abschluss der AG-Sitzung wurde eine alte Definition von Führung aus einer Vorschrift der 60-er Jahre – HDv 1/100 (TF) – eingebracht, in der es treffend heißt:

„Truppenführung ist eine Kunst, eine auf Charakter, Können und geistigen Fähigkeiten beruhende freie, schöpferische Tätigkeit.“

Zu diesem alten Grundsatz muss die Bw zurückkehren und darf nicht auf einen technokratischen Vorgesetzten zusteuern, der auf Grund fehlender eigener Wertevorstellungen nur das Erreichen des Ziels im Auge hat, aber Leib, Leben und Seele der unterstellten bzw. anvertrauten Soldaten außer Acht lässt. Nach dem vorliegenden Positionspapier der GKS „Innere Führung heute und morgen – Herausforderungen und Chancen“ heißt das:

„Innere Führung zeigt sich nicht nur darin, wie Vorgesetzte führen, sondern auch, wie sich Soldaten, Vorgesetzte und Mitarbeiter aufführen, wie sie sich fühlen und benehmen. Vorgesetzte in einer Armee wie der Bundeswehr werden stärker herausgefordert und geprüft als in anderen Armeen, weil sie „ihre Soldaten“ in ihrer Würde achten, sie an Entscheidungen beteiligen und ihr Führungsverhalten transparent machen. ... Und deshalb bleibt Innere Führung ein konstituierendes Element unserer Bundeswehr und hat eine große Zukunft!“

Wichtiges Pausengespräch am Rande der Bundeskonferenz der GKS: MGW Prälat Walter Wakenhut, der Vorsitzende der ZV Oberst i.G. Franz-Josef Pürri und der Bundesvorsitzende der GKS Oberst Karl-Jürgen Kl.



soll intern verteilt und für die GKS-Arbeit verwendet. In bestimmten externen Adressaten zugeleitet und auch ins Internet gestellt werden. Das Positionspapier wurde von der Bundeskonferenz einstimmig angenommen.

Förderkreis der GKS (FGKS)

- Oberst a.D. Engfert war als stellvertretender Vorsitzender darauf hin, dass der FGKS jetzt vier Jahre bestünde. Die erste Phase (Statuten, Geschäftsordnung, Vereinsregister, Verwaltung der Finanzen, usw.) sei abgeschlossen. Er dankt dem Schatzmeister StFw Hülse/Bergers für seine beispielhafte Arbeit. Erstmals wurden Projekte gebildet, die einerseits der Außenwirkung der GKS (Intermediation) andererseits humanitären Zwecken (Projekt Nova Milica) dienen.
- StFw Bergers berichtete als Schatzmeister über die aktuelle Situation des FGKS. Er hat danken in den Standorten, Kreisen, Wehrbezirken weiter mit usw. zu verdienen: „Je mehr Mitglieder wir haben, desto stärker sind wir auch in der Außenwirkung.“
- Die Mitgliederversammlung FGKS soll auch in Zukunft im Rahmen der Bundeskonferenz der GKS stattfinden. Im Bericht über die Mitgliederversammlung 2001, die am 27. April in Bonn durchgeführt wurde, ist in diesem AUFTRAG auf Seite 106 zu finden.

Am 27. April 2001 fand die funktionsfähige zweifache erforderliche konstituierende Sitzung des Bundesverbandes der GKS mit Wahlen des Vorsitzenden und seiner Stellvertreter sowie Berufungen weiterer Mitglieder des Bundesverbandes statt (Ergebnis, Kasten S. 30). Der Bundesverband unterstützte die Absicht des Bundesvorsitzenden, die Geschäftsstelle der GKS von Bonn nach Berlin zu verlegen. Da im KMBA kein Platz zur Verfügung gestellt werden kann, soll ein Haus in Anlehnung an eine katholische Einrichtung gefunden

werden. Eine ad hoc-Arbeitsgruppe wird sich mit den Auswirkungen auf die praktische Arbeit des Verbandes befassen.

Geistlicher Beirat der GKS

Der Geistliche Beirat der GKS, Metropolitankardinal Prälat Georg Köstel, erklärt:

- Er danke für das ihm als neuem Geistlichem Beirat entgegengebrachte Vertrauen und die positiven Signale dieser Bundeskonferenz, die ihm und anderen Mut zum Mitbestimmen machen.
- Bei der GKS-Arbeit gehe es um unmittelbare Auseinandersetzung mit Fragen nach dem Christsein, Soldatsein, Staatsbürgers- und Indigenatsrecht.
- GKS-Arbeit sei ein Dienst, den die Mitglieder als Kirche unter dem Soldaten für die Streitkräfte leisten.
- Die Erklärungen und Positionen dieser Bundeskonferenz machten das Selbstverständnis der GKS deutlich und ihre Stimme werde gehört.
- Die Mitglieder der GKS müssten die Vielfalt ihrer Christen sein einbringen. Diese Vielfalt dürfe nicht verloren gehen. Hier liege die wahre Funktion eines nationalausgerichteten Gliederts.
- „Wir sind nur einige wenige, aber eben einige wenige, und unter dem Geist Gottes doch wieder viele. Also bleiben wir nötig!“ nennt Metropolitankardinal Köstel.

AG 3: „Neuaufrichtung der Bundeswehr – Neuaufrichtung der GKS?“

1. Eine Neuaufrichtung der GKS hängt von den Aufgaben der GKS ab. Die Aufgaben der GKS sind vollständig und umfassend benannt im GKS-Grundsatzpapier „Gemeinsam in die Zukunft“ und in ihrer Ordnung, die von der Bundeskonferenz 1995 verabschiedet wurden (dokumentiert im Handbuch). Sie sind auf der verschiedenen Ebenen anzusetzen und anzuwenden.
2. Der Interessen der GKS überschneiden sich mit denen der Katholischen Militärseelsorge. Hier sind zu nennen: Einsatzbegleitung, Familienaufbau, Lebenskündlicher Testament (LKT). LKT ist jedoch keine Aufgabe der GKS, sondern der Militärseelsorge selbst. Die GKS kann nur unterstützen, indem ihre Mitglieder den Anspruch auf LKT deutlich machen, ggf. einfordern und selbst aktiv davor mitnehmen.
3. Auf der Ebene der Ansprechpartner (AP) und GKS-Kreise ist zur Zeit eine Neuaufrichtung nicht erforderlich. AP werden zukünftig im Bedarfsfall gewinnen. Hier sind insbesondere AP im zivilen Standort oder berufsgruppenübergreifend zu gewinnen. Auch aus dieser GKS-Kreis erhält ein GKS-Kreis entstehen.
5. Die GKS richtet sich auf der mittleren Ebene der Wehrbereiche nach der zukünftigen Struktur der Katholischen Militärseelsorge aus. Erst wenn dazu eine Entscheidung gefallen ist, wird die GKS Überlegungen zur Neuaufrichtung der mittleren Ebene anstellen.

Abschluss der Bundeskonferenz

Bundsvorsitzender Klein sagte zum Abschluss der Konferenz:

„Ich danke allen Teilnehmern für die lebendige und kritische Mitarbeit. Es sei erlaubt, an ehrenamtlicher Arbeit auch Freude zu empfinden, vor allem auch die Freude, immer wieder Gleichgesinnten zu begegnen.“

Vor den Soldaten liege eine große Umstrukturierung der Bundeswehr, die sich auch auf die GKS anwende. Aber unsere Arbeit werde weitergehen.

Minister und Generalspektur hätten beim Geburtstag des Militärbischofs die Bedeutung der Militärsorge unterstrichen und festgestellt, religiös-sozialisierte Soldaten verhielten sich in Coerzitionsmaßnahmen anders als Nichtgläubige.

– Klein weist darauf hin, dass die beschlossenen Erklärungen bzw. Positionspapier „Soldat am den Schwelle des 3. Jahrtausends“ und „Jüngere Führung – Herausforderungen und Chancen“ von allen Mitgliedern der GKS gekannt und vertreten werden müssen.

– Er halte es für besonders wichtig,

sich mit der Zukunft der Bundeswehr und der Neuorientierung der Militärsorge und damit auch der GKS auseinander zu setzen.

AG 4: Umgang mit Sexualität in der Bw*

Ansatz für das Thema

Frauen in der AVK

Problematik des Themas im

Zusammenhang der Einsätze

Schutz von homosexuell Veranlagten

Veränderungen in der Gesellschaft

Ziel: Möglichkeiten für den Umgang mit dieser Thematik in den Streitkräften

Einschluss und Entfaltung

Geflossenheit, Abwachen bei weiteren Entwicklung im „Alltag“

inhaltliche Vertiefung, Rat von sozial-ökonomischer und theologischer Seite

Bestimmung der Eigenverantwortung des Menschen vor Gott

Sexualität grundsätzlich Privatangelegenheit, aber besondere Verantwortung gem. SG, WDO, S-GB

Umgang mit und Missbrauch von Schutzmaßnahmen

GKS sollte wenig eigene

Stellungnahme abgeben

– Behandlung des Themas im I&U

per Wochenendveranstaltungen

Vorschlag: Verfertigung des Themas

im Sachausschuss/interne Führung

Quellen

Führungshilfe „Umgang mit der

Sexualität“ Grenzp. 34 vom

20.12.2000

KMBA 30.02.2001

Gesetz zum Schutz der Beschäftigten

vor sexueller Belästigung am

Arbeitsplatz vom 24.06.1994

Wahlen und Berufungen in den Bundesvorstand der GKS

Wahl der Bundesvorsitzenden

Zum Bundesvorsitzenden wird Oberst Graf-Ing. Karl-Heinz Klein wiedergewählt

Zu stellvertretenden Bundesvorsitzenden werden

OTL Paul Brochhagen und

OSiW a.D. Hans Jürgen Mathias wiedergewählt

Berufungen

– Religiöses in Bundesvorstand

Oberst a.D. Jürgen Bringmann

Bundesgeschäftsführer

Hilke a.D. Günter Fajguden

Chefredaktor AUFTRAG

OTL a.D. Paul Schulz

Presse Sprecher

OTL Helmut Jörner

Berufungen Sachausschüsse

– Innere Führung:

OTL Gerhard Stolz

Sicherheit und Frieden

Oberst Dr. Klaus Admann

– Internationale Sachausschüsse

OTL i.G. Bernhard Klau

– Konzeption und Information:

Major Alfred Warner

Berufungen Sachverständige

Oberst a.D. Günther Krenz, Leiter für

SiW Frank Hübische o. Oberst a.D.

Hans-Georg Menzel, XAS

OTL a.D. Klaus Brandt, Redaktor

AUFTRAG

OSiW a.D. Hans Jürgen Mathias,

Sein hore 3. Lebensphase Nord

OTL a.D. Volker Hoff, Sein hore

3. Lebensphase Süd

Oberst a.D. Bernd Engler, Stelle Vor

Förderkreis GKS

SiW Hubert Behms, Schatzmeister

Förderkreis GKS

KURZ NOTIERT Studie: Kirchliche und religiöse Websites wenig bekannt

Kirchliche und religiöse Websites sind nach einer Studie des Heilbronner Online-Marktforschungsinstituts EARSandEYES vom Juni 2001 bei Internet-Usern wenig bekannt. Erwartet wurden vorrangig Informationen zu Trauung, Taufe, Konfirmation und Kontaktadressen, teilte EARSandEYES am 7. Juni mit. Online-Gottesdienste hatten sich mit 15 % von insgesamt 117 befragten Internet-Nutzern zwischen 18 und 19 Jahren geworben.

Glaubensgemeinschaften und ihre Institutionen hatten bislang im Internet „nur wenig Erfolg“, heißt es in der Studie. Nur ein Fünftel aller Befragten habe spontan eine Website mit religiösem Inhalt nennen können. Und das, obwohl fast zwei Drittel der Befragten einer Glaubensgemeinschaft angehört und das Internet mehrmals pro Woche oder täglich nutzten. Am meisten wurden die User der Websites des Deutschen Evangelischen Kirchentages (Kirchentag.de), der Norddeutschen Evangelischen Kirchen (Kirche.de) und des Vatikan (vatican.va)

kennt. Die meistbesuchten Websites seien die der Evang. Kirche in Deutschland (EKD) und der Vatikan.

Internet-Adresse zu „2003. Das Jahr der Bibel“

Unter der Internet-Adresse <2003dasjahrderbibel.de> werden ab Ende Juni aktuelle Informationen zum geplanten Bibeljahr zu finden sein. Wie die Deutsche Bibelgesellschaft am Donnerstag in Stuttgart mitteilte, soll durch Aktionen und Veranstaltungen mit „landesweiter Ausstrahlung“ sowie durch Bibelwochen und -ausstellungen die Heilige Schrift in zwei Jahren wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt werden. „2003. Das Jahr der Bibel“ ist eine gemeinsame Initiative der christlichen Kirchen, der Deutschen Bibelgesellschaft, des Katholischen Bibelwerks sowie anderer kirchlicher Verbände und Werke. Das Motto des Bibeljahrs lautet „Suchen und Finden“. (KNA)

Christsein in säkularer Gesellschaft

Vortrag vor der Bundeskonferenz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten in Berlin am 27.04.2001

FRANZ GEORG FRIEMEL

Vorbemerkung

Sie werden merken, dass mein Erfahrungshintergrund für das Thema „Christsein in säkularer Gesellschaft“ mein 37-jähriges Leben in der DDR war.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob Christsein in der untergegangenen DDR Christsein in einer säkularen Gesellschaft war. Manchmal hatten wir eher den Eindruck, als Christen unter der Herrschaft einer anderen Religion zu leben, als etwa wie Christen in Ägypten oder im Sudan. Allerdings hat sich nach dem Herbst 1989 herausgestellt, dass die marxistisch-leninistische Lebens- und Heilslehre doch vielleicht keine richtige Religion war, jedenfalls hat sie nicht die Widerstandskraft gehabt, die man von einer Religion verlangen müsste.

Die Grundthese meines Vortrags könnte so lauten:

Christsein in der großen Stadt ist möglich, wenn man einen Auftrag – Sie können auch sagen, eine Botschaft – hat und zu einer Gemein-

schaft gehört. Allein in einer großen Stadt wäre tödlich.

Das wird in 12 Kapiteln ein wenig entfaltet.

1 – Abseits-Situationen

Als ich in Münster studierte, gab es ein Spiel zwischen Preußen Münster und dem 1. FC Fürth. Aus irgendeinem Grund war ich mitten unter die Fans von Fürth geraten. Als Münsterländer und Münsteraner Student glaubte ich, Sympathie für die Preußen haben zu sollen. Ich zeigte zwar keine laute Sympathie für sie, aber ich jubelte auch nicht mit, als die Fürther, unter denen ich saß, in Erregung gerieten. Ich missfiel dadurch meinen Nachbarn auf den Zuschauerbänken. In diesem Augenblick fühlte ich mich ziemlich allein: Ein unangenehmes Gefühl! In dieser im Grunde belanglosen Erinnerung ist schon etwas angedeutet von der Situation eines Einzelnen, der anders denkt, fühlt oder meint als die Mehrzahl seiner Mitmenschen. Der Anlass war lächerlich: Meine Sympathie für

eine Mannschaft wich ab von der Meinung derer, die um mich herum saßen. Es handelte sich um eine Alltagssituation, die vermutlich jedermann nachvollziehen kann. Es ging nicht um den wahren Glauben, die Sache hatte nichts mit Bekenntnis zu tun, bei dem in einem äußersten Fall einer sagt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!

Wenn wir – aufmerksam geworden – alltägliche Erlebnisse, in denen wir uns plötzlich allein erleben, zusammentragen, erfahren wir vielleicht ähnliche Beispiele wie diese:

- In einer Gruppe, die sich ziemlich einheitlich den „Grünen“ zurechnet, äußert jemand eine Meinung, die eher dem Standpunkt der CDU entspricht (oder umgekehrt).
- Ein Nichtraucher in einer Konferenz, die fast nur aus Rauchern besteht.
- Das Wort ergreifen vor vielen Leuten.
- In einer Gesellschaft als Einziger unpassend – zu gut, zu schlecht – angezogen sein.
- Bei einer Wahl in der DDR in die Kabine gehen (die niemals fehlte, aber bekanntlich gemieden wurde, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden).

Das waren relativ kurze Augenblicke des allein Stehens, die bald wieder vorbei waren.

Es gibt aber auch ein länger dauerndes „Abseits“, das zugleich Zeugnischarakter hat. Nicht wenige DDR-Christen erinnern sich: Als Achtklässler in der DDR als Einziger in der Klasse nicht an der Jugendweihe teilzunehmen.

Gabriele Anders erzählt folgendes Erlebnis aus ihrer Jugend in der DDR – sie war fünfzehn. Ein so ge-



Lockeres Gespräch in der Pause nach dem Vortrag: der Referent, Prof. Dr. Franz Georg Friemel (l.), Wehrbereichsdekan VII Prälat Heinrich Hecker und der Bundesvorsitzende der GKS Oberst Karl-Jürgen Klein.

nanntes „persönliches Gespräch“ war angeordnet worden. *„Mehrere Lehrer, Parteisekretäre und Schülerfunktionäre saßen mir wie bei einem Gericht gegenüber. Mir wurden meine sehr guten Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern vorgeworfen. Als Christ könne ich diese nur durch Lügen erreicht haben, denn Logik und Wissenschaftlichkeit hätten doch wohl in meinem christlichen Denken keinen Platz. Ich erinnere mich an meine Wut, die ich unter Tränen heraus schrie, verzweifelt über die Dummheit dieser „getreuen“ Genossen, denen ich den Ursprung der Materie mit meinem Schöpfungsglauben vereinbar zu erklären versuchte“⁽¹⁾.*

Wir alle kennen bedeutende Namen von Einzelnen, die anders dachten und redeten als die Menge. Anders, weil sie in ihren Erkenntnissen den Anderen voraus waren; anders, weil sie einen Auftrag hatten; anders, weil sie ihrem Gewissen treu blieben.

Ich nenne ziemlich willkürlich und aus verschiedenen Bereichen: Galilei, Nelson Mandela und Thomas Morus aus der profanen Geschichte; die Propheten Jeremia und Jona als sozusagen einsame Rufer in der Bibel (wobei die Jona-Gestalt im kleinen biblischen Buch verschiedene Arten von Abstand und Vereinzelung erkennen lässt: Als Zeuge für Gottes Willen und als ein von Gottes Erbarmen Enttäuschter).

Über die eher individuellen Vereinzelungen hinaus erfahren sich Menschen auch als in Gruppen vereinzelte – so merkwürdig das erscheint: Katholiken leben unter Protestanten, Juden unter Nichtjuden, Christen unter Atheisten.

2 – Furcht vor Isolierung

Die Beispiele lassen sich vermehren. Jeder kennt solche Situationen. Sie machen unsicher. Es gibt im Menschen offenbar eine untergründige Angst davor, sich zu „isolieren“; – „isola“ bedeutet ja „Insel“. Wir möchten im Einklang mit der Mehrheit leben. Wir zeigen nicht gern eine abweichende Meinung. Wir möchten „d'accord“ sein. Auch die Märchen kennen dieses Gefühl. Es ist die Situation des weißen Raben, des hässlichen Entleins, des jüngsten, für einfältig gehaltenen Bruders. Es

gibt in uns einen geheimen Sinn, der die Meinung der Vielen erspürt und vor Abweichung warnt. Die Situation des Christen in einer säkularen Gesellschaft gehört in diesen Katalog hinein. Wir haben es zunächst mit einem Gefühl zu tun, vielleicht auch mit einem Ergebnis von Selbst-Beobachtung. Das ist zunächst einmal zu registrieren.

Meiner Wahrnehmung nach entwickelt sich diese Sensibilität für Nichtübereinstimmung mit der Meinung der Umgebung im Alter von etwa acht Jahren. Ich stütze diese Behauptung auf eine Erfahrung, die ich als Dorfpfarrer viele Jahre hindurch machen konnte: Fast täglich kamen die Kinder der Schule, die mit ihrem Lehrer im Klassenverband zur Turnhalle gingen, in der Nähe des Pfarrhauses vorbei. Die Kinder der ersten und zweiten Klasse und noch die am Anfang des dritten Schuljahres riefen, wenn sie mich sahen, aus der Gruppe heraus: „Hallo, Herr Pfarrer!“ In den höheren Klassen riefen sie es nicht mehr und gaben auch kein Zeichen der Verständigung oder des Einverständnisses. Sie schauten weg. Es war ihnen bewusst geworden, dass es nicht opportun ist, als Schüler einer sozialistischen Schule mit dem Pfarrer in Zusammenhang gebracht zu werden. Der Lehrer hätte es nicht gern gesehen, und die Mitschüler hätten es befremdlich gefunden, mit einem „Vertreter der Kirche“ in einem freundschaftlichen Verhältnis angetroffen zu werden. Sie hätten sich vereinzelt. In der Katechese am Nachmittag war das Verhältnis jedoch ungetrübt und herzlich.

(Dieses Aufmerken, welches signalisiert, ich bin nicht mehr im Einverständnis mit meiner Umgebung, ist vermutlich ein Schutz aus uralten Zeiten der Menschheit, weitergegeben in einer langen Evolution, eine Anlage der Natur. Sie muss natürlich kulturell bearbeitet werden. Zu dem, was ein Mensch im Laufe seines Lebens lernen muss, gehört auch die Distanz zur Umgebung, die Fähigkeit, sich abzusetzen und „nein“ zu sagen, eine Art Contra-Sozialisation. Zwei Trotzperioden, die im entwicklungspsychologischen Geschehen sozusagen eingebaut sind, erscheinen wie eine von der Natur gegebene Vorübung dafür.)

3 – Ein sozialpsychologisches Experiment

Am Anfang der fünfziger Jahre berichtete der amerikanische Soziologe Solomon Asch über ein Experiment, das er über fünfzig Mal durchgeführt hatte.

Er legte Versuchspersonen eine einfache Aufgabe vor. Sie sollten die Länge verschiedener Linien im Verhältnis zu einer Vergleichslinie schätzen. Es gab eine Musterlinie, dazu drei verschieden lange Vergleichslinien, von denen eine der Länge der Musterlinie entsprach. Man konnte unschwer erkennen, welches die Linie war, die mit der Musterlinie übereinstimmte. Asch setzte acht bis neun Personen vor die Tafel mit den Linien. Die Teilnehmer an dem Versuch hatten die Aufgabe, – von links nach rechts der Reihe nach – zu sagen, welche der drei Linien ihrer Meinung nach der vorgegebenen Linie entsprach. Die Teilnehmer waren aber, außer einer Person, in den Sinn und die Abfolge des Experimentes eingeweiht. Sie waren nur scheinbar Versuchspersonen, in Wirklichkeit aber Gehilfen beim Test. Die eigentliche Versuchsperson saß am Ende der Reihe, ganz rechts. Sie erlebte Folgendes:

Alle die vor ihr gefragt wurden, nannten übereinstimmend eine zu kurze Linie als der Musterlinie entsprechend. Sie – als nicht von vornherein festgelegte Person – war die einzige, die nach dem Augenschein richtig hätte urteilen können. Nun hört sie aber acht Mal eine falsche Antwort, und zwar mit großer Sicherheit ausgesprochen. Sie kommt in Verlegenheit, ja unter einen gewissen Druck. Wie würde sie sich angesichts der Meinung – der falschen Meinung – aller anderen verhalten? Würde sie unsicher werden? Würde sie sich dem, was sie von den anderen hört, anschließen und sich nicht auf das verlassen, was sie mit eigenen Augen sieht? Oder würde sie der Meinung sein, ich bin hier offenbar der einzige Mensch, der die Dinge richtig sieht? Wer bis hierher von dem Test hört, denkt wahrscheinlich, es sei keine große Strapaze des Willens, das auszusprechen, was vor Augen liegt, und mindestens 99 Prozent der getesteten Personen würden in

ihrem Urteil nicht wankend werden. Das Ergebnis dieses Psycho-Labors war aber unerwartet.

Von je zehn Versuchspersonen blieben zwei – unbeeindruckt von der Meinung der anderen – bei dem, was sie selbst sahen. Sechs von zehn schlossen sich der Aussage derer an, die vor ihnen falsch geantwortet hatten. Sie verzichteten auf die eigene Meinung. Zwei von zehn waren hin und her gerissen. Sie schlossen sich in den verschiedenen Durchgängen manchmal der Meinung der anderen an, manchmal standen sie zu der eigenen. Es handelte sich um eine unwichtige Frage, die eigene Interessen in keiner Weise berührte: dennoch schlossen sich 60 Prozent der an dem Versuch Beteiligten der Meinung der Mehrheit an, auch wenn der Augenschein dagegen sprach. 20 Prozent standen zu ihrem eigenen Urteil, auch wenn sie das Gefühl hatten, damit ziemlich allein zu stehen.

Natürlich wurde das Asch-Experiment von verschiedenen Seiten in Frage gestellt. So fragte man z.B., ob es sich dabei nicht eher um eine amerikanische Geisteshaltung handle und nicht um eine allgemein menschliche. Deswegen wurden ähnliche Experimente in leicht geänderter Form in Frankreich und in Norwegen durchgeführt. Frankreich gilt als individualistisch, Norwegen gilt als ein Land mit starkem Sozialzusammenhalt. Bei diesen europäischen Experimenten sahen die Versuchspersonen die Falschaussagen nicht, sondern sie hörten sie nur. Das Ergebnis war aber nicht wesentlich anders: In Norwegen waren es 80, in Frankreich 60 Prozent, die sich der Mehrheitsmeinung anschlossen. Später wurde das Experiment noch verfeinert. Man fragte z.B. wie groß die Zahl derer sein muss, die vorher falsch antworteten, damit der in der Reihe zuletzt Sitzende die falsche Antwort übernimmt.²⁾

4 – Die Kirche und ihre Umwelt

Menschen sind irgendwie abhängig von dem, was andere denken, vor allen Dingen, wenn diese anderen eine große Mehrheit bilden. Der Einzelne möchte die Dissonanz zur Meinung der anderen gering halten. Er versucht, sich anzupassen. Das Erlebnis, dass man sich schwer

tut, eine eigene Meinung gegen entgegenstehende Meinungen Vieler durchzuhalten, kann auch die Gestalt annehmen, dass „unsere“ Auffassung, nämlich die unserer kleinen Gruppe, gegen die Meinung sehr Vieler, gegen ein ganzes Milieu steht. Die mit der kleinen Zahl verbundene Problematik betrifft in unserer Gesellschaft zunehmend die Christen.

Kirche kann in einer Umwelt existieren, die vom Christentum geprägt ist. In diesem Fall entsprechen sich Kirche und Umwelt. Man verhält sich sozial richtig, wenn man sich religiös kirchlich verhält. Auch das ist übrigens eine Art Anpassung. – Man könnte sich Mitläufer denken, die durch die Meinung der vielen Gläubigen zur Anpassung bestimmt werden.

Die Unterschiedlichkeit in den Auffassungen zwischen einer Gruppe und ihrer Umgebung kann aber auch zunehmen: Was man glaubt, was man für wertvoll hält, was gilt und wonach man sich richtet, Lebensdeutungen und Wertsysteme, können sich von den Maßstäben der Umgebung zunehmend unterscheiden. Seit der Aufklärungszeit gehen in den Ländern Europas die Wertvorstellungen der Kirche und die der übrigen Gesellschaft in steigendem Maße auseinander.

Es war uns in der DDR nicht fremd, dass die Mehrzahl in unserem Land über existentielle Themen völlig anders dachte als die christliche Gemeinde: eine atheistische Gesellschaft als Milieu für die Kirche. Allerdings gab es in der DDR oder der CSSR diese Frontstellung nicht pur, aus der Vergangenheit waren noch christliche, sogar kirchliche Restbestände vorhanden: der Sonntag, die großen Feste des Jahres hatten ihre Bedeutung. Die Sprache war immer noch geprägt von Anspielungen auf die Bibel, in manchen ethischen Normen gab es gewisse Übereinstimmungen zwischen den 10 Geboten Walter Ulbrichts und dem Dekalog. Zu einer vom Christentum geprägten Gesellschaft gehörte – ohne langes Nachdenken – ein christlich-bürgerliches Selbstverständnis. Da aber, wo eine nicht christliche Ideologie die Gesellschaft bestimmt, ist der weltanschauliche Haupttyp selbstverständlich der Nichtchrist aufgrund der mit der Vereinzelung gegebenen Isolierungsfurcht.

In der DDR waren wir damals überzeugt, dass trotz der Kultur, die noch christliche Züge aufwies, christliche Gewohnheiten, Bräuche und Wertvorstellungen an Kraft verlieren würden. Nachdem wir nun aber etwa fast zwölf Jahre die kulturelle, weltanschauliche und von pluralistischen und hedonistischen Wertvorstellungen geprägte Luft der Bundesrepublik Deutschland atmen, ist uns bewusst geworden, dass die neue Situation sich formal nicht so sehr vom früheren atheistisch geprägten Milieu unterscheidet. Es ist zu erwarten, dass christliche Grundhaltungen in der säkularen Gesellschaft nach und nach verblassen werden. Dennoch wird es glaubende und in ihrem Glauben frohe und sichere Christen geben.

5 – Dennoch-Christen

Obwohl es wie ein ehernes Gesetz erscheint, dass sich der Mensch an die Mehrzahl anpaßt, hat es in der DDR weiterhin Christen gegeben und wird es in Zukunft in Deutschland, wo weltanschaulich niemand zu irgendetwas verpflichtet ist, Christen geben. Trotz der erlebten Spannung zwischen dem, was in der Gemeinde verkündet wird, und dem, was „man“ sagt, liest, diskutiert oder im Fernsehen anschaut, ist der Rückgang der eigenen Überzeugung, die Minderung der Teilnahme am kirchlichen Leben, der Konformismus mit dem Zeitgeist, kein unabänderbares Gesetz. Es gibt auch unter den Menschen, die eine starke Dissonanz zwischen der allgemeinen Meinung und dem, was in der Familie oder in der Gemeinde gilt, erleben und unter ihr leiden, solche, die dennoch Kontakt zur Kirche halten, am Sonntag am Gottesdienst teilnehmen, die dennoch am Glauben und am Evangelium festhalten, die die Spannung verkraften und den Stress, der damit verbunden ist, durchstehen. Sie nehmen am Glauben und am Leben der Kirchengemeinden voll teil. Sie finden darin ihre Sicherheit trotz des glaubenslosen Milieus. Woran liegt das?

Es ist ohne Zweifel richtig zu sagen, es handle sich um ein Werk der Gnade Gottes. Das sozialpsychologisch Unwahrscheinliche wird durch Gottes Hilfe Ereignis. Die sozialisti-

schen Prognosen hinsichtlich des vollständigen Absterbens der Religion haben sich nicht bewahrheitet. (Die Soziologen sprechen sogar von einer Renaissance des Religiösen, allerdings einer teils selbst gebastelten, teils aus ostasiatischen Fundstücken zusammen gesetzten und unverbindlichen „patchwork“-Religion).

Gibt es zu der Antwort, das Festhalten einer Minderheit an Kirche und Glaube geschehe durch Gottes Hilfe, vielleicht aber eine psychologisch nachvollziehbare profane Erklärung und Entsprechung, eine zu beschreibende Motivation; lässt sich vielleicht die Erfahrung, dass es dennoch Glaubende gibt, sozusagen sozialpsychologisch ausdrücken? Erinnern wir uns!

In der Auswertung der großen Umfrage vor der Würzburger Synode hat der Sozialpsychologe Gerhard Schmidtchen eine „Motivanalyse des unwahrscheinlichen Kirchenbesuchers“³⁾ gegeben. Er hat sich den Typ von Christ vorgenommen, der uns in unserer heutigen weltlicher werdenden Gesellschaft interessieren muss, nämlich den der Umwelt fremd gegenüber stehenden Christen, den Glaubenden in der Diaspora. Er ist vermutlich der Christ einer mittelfristigen Zukunft, auch der Zukunft im Rheinland oder in Bayern. Auch dort wird es dann – wie in den neuen Bundesländern – Menschen geben, die eine starke Diskrepanz zwischen Kirche und Umgebung empfinden und dennoch überzeugte Christen bleiben. Schmidtchen hat solche Christen als „Dennoch-Kirchgänger“ beschrieben. Auf Grund der Auswertung von vielen hunderttausend Fragebögen – es handelte sich damals um die bis dahin größte religionssoziologische Umfrage der Welt – kommen bei ihnen folgende drei Merkmale zusammen:

- Sie haben eine enge Bindung an eine Gemeinde;
- sie kommen (zweitens) aus einem religiösen Elternhaus. In sozialpsychologischer Fachsprache ausgedrückt: Es handelt sich um Menschen mit einer „primären religiösen Sozialisation“. Es handelt sich also um Menschen aus Familien, in denen gebetet wurde. Schmidtchen folgert in diesem Zusammenhang: „Je stärker

das Verhältnis zur Kirche in einem Sozialisationsprozess begründet wurde, je besser es in der Gemeindestruktur abgesichert wird, desto leichter können Widersprüche zwischen Kirche und Gesellschaft ertragen werden.“⁴⁾

- Ein drittes Merkmal des „Dennoch-Kirchgängers“ besteht darin, dass er Fragen hat. Er fragt nach seinem Glauben, fragt nach seinem Leben. Er hat Probleme. Er möchte wissen. Er lebt nicht oberflächlich „darüber hin“: „Katholiken, die die Kirche gesellschaftlich als nicht instrumentell empfinden und doch zur Kirche gehen, denken etwas häufiger über die Todesproblematik nach, als Katholiken in gleicher kognitiver Situation, die nicht zur Kirche gehen“.⁵⁾

Wenn ich es simpler ausdrücken darf: Wer Probleme hat, wer Transzendenz ahnt, wen Fragen beschäftigen, wer über Gott und die Welt, über Leben und Sterben nachdenkt, findet am Sonntag den Weg zu Kirche leichter, auch wenn er das Gefühl hat, dass das, was in der Kirche gesagt wird und das, was die Menschen draußen sagen und denken, ziemlich stark differiert. Allerdings wird es auf die Dauer nicht genügen, in einer christlichen Familie „sozialisiert“ zu sein. Es gibt Tausende von Söhnen und Töchtern gläubiger Eltern, die die Beziehung zur Kirche aufgegeben haben. Zur Trauer und tiefen Enttäuschung ihrer Eltern. Deshalb wird in unserer Situation die Aufgabe dringlicher, entfernt Stehenden einen Weg zu Kirche und Glauben zu zeigen und Zeugnis davon zu geben, aus welchen Quellen und Kräften wir leben.

6 – Schlüsselperson und Gruppe

Wir halten uns noch einen Augenblick bei der Frage auf: Wie geschieht es, dass ein Mensch Christ ist und glaubt, sich nach einer christlichen Ethik richtet und bei dieser Einstellung bleibt, wo doch die ganze Umwelt davon nichts weiß und nichts davon hält.

Die Soziologen Peter L. Berger

und Thomas Luckmann haben versucht, folgende Frage zu beantworten: Wie geht es zu, dass ein Mensch in eine neue Sinnwelt hinein wächst? (Als historisches Urbild dafür sehen sie übrigens die religiöse Konversion an.⁶⁾)

Die neue Sinnwelt, eine neue Art zu leben, ein neues Lebenswissen kann eine einfache Änderung des Lebens sein, die etwa geschieht, wenn sich Jemand das Rauchen oder das Trinken abgewöhnen will, wenn eine tiefsitzende Fehlhaltung korrigiert werden soll. Die Änderung kann aber auch die ganze Existenz betreffen und einen grundsätzlichen Neuanfang, ja geradezu eine Art Konversion, bedeuten.

Dass ein Mensch nach einer neuen Sinndeutung lebt, dass er seine Ansichten und seine gesamte Lebenseinstellung ändert, hängt nach den beiden Autoren

- erstens – davon ab, dass er irgendwo auf eine neue Art zu leben stößt, dass er die Bekanntheit anderer Lebensart macht und dass es eine Stelle gibt, an der Jemand mit einer neuen Art zu leben in Berührung kommt. Für die Änderung ist
- zweitens – nötig, dass er auf andere stößt, auf „Freunde“ im weitesten Sinn, die sich diese Lebensart zu Eigen gemacht haben und überzeugend dazu stehen. Er braucht die Gruppe der ähnlich Denkenden. Er bekommt dadurch die Sicherheit, dass die geplante Änderung nicht eine Verrücktheit oder eine Marotte ist. Er merkt, andere leben danach und leben gut, richtig und überzeugt. Zum Umdenken gehört also die Gruppe, welche Plausibilität garantiert. Dann ist
- drittens – eine „Schlüsselperson“ nötig, ein Mensch, der für die Neuerschließung einer Wertwelt bedeutsam ist. Die Sozialpsychologen verwenden dafür den Begriff des „signifikant Anderen“. So werden etwa bei einer Eheschließung Mann und Frau für einander solche Schlüsselfiguren, die eine tiefgreifende Neuformung des bisherigen Lebens ermöglichen. Ein Therapeut in einer Analyse kann eine solche Position haben, ein Bußpriester in einer Beichte, die einen wirk-

8 – Die hohen, zarten Dinge ...

Bitte fantasieren Sie sich mit mir Beimal in die uralte wilde Zeit zurück, da unsere Vorfahren noch vor der Steinzeit in Höhlen lebten und in einer unwirtlichen Umgebung alle Kraft in die Erhaltung des Lebens und die Bewältigung des unmittelbaren Daseins investieren mussten. Das wichtigste war die Nahrungssuche, die Abwehr wilder Tiere oder möglicher Feinde, Schutz vor Unwetter und Wärme im Winter.

In einer solchen Situation des „struggle for life“ hört einer der Höhlenbewohner bewusst die Vögel singen, er bemerkt die Umfärbung des Himmels beim Sonnenuntergang, er beobachtet die Sprünge eines Rehes. Er betrachtet seine kleine Welt plötzlich nicht mehr unter dem Gesichtspunkt des Überlebens oder des Nutzens, sondern er staunt: Ist das schön!

Wenn er so etwas in seiner Horde laut sagt, wird er vielleicht für einen Spinner oder für einen Schmarotzer gehalten, der sich dem Kampf um das Dasein entzieht. Vielleicht ist aber in der Gruppe ein Anderer, der schon einmal hingerissen war von einem Bach, der zwischen Bäumen dahin fließt oder einem Felsen oder einer Fuchsfamilie, die vor ihrem Bau spielt. Der eine nimmt den Anderen beiseite und fragt ihn: Du auch? Du hast auch das Gefühl, dass etwas schön ist? Die Beiden tauschen sich aus in dieser Urhorde, die notwendigerweise alles unter dem Gesichtspunkt des Überlebenskampfes betrachten muss. Eine neue Kategorie ist geboren, die der Schönheit, der Kunst. Vielleicht findet noch ein dritter oder ein vierter Mensch des Anfangs dazu. Es bildet sich so etwas wie eine Gemeinde, die den Gedanken festhält und den Blick weitet und schärft.

Ein Einzelner hat keine Chance, in solch gefährlichen Lebenssituationen die Idee der Schönheit lange durchzuhalten, aber drei oder vier, die dann ihre Gesichter auf die Wände der Höhlen zeichnen oder das Hausgerät verzieren, haben die Chance, dass Kunst in ihre Welt einzieht. Auch bei den Jägern und Sammlern erhält Kunst eines Tages Plausibilität, und wenn dann ein Fest

lichen Neuanfang darstellt. Die Mutter ist selbstverständlich für das Kind die „signifikant Andere“. Chancen in die Position eines Helfers bei einer Lebensänderung zu rücken, bestehen für den Seelsorger etwa bei einer lang dauernden Begleitung in einer Krankheit, bei einem Todesfall, bei einem Eheunterricht oder bei einem gelingenden Taufgespräch. Es ist vorausgesetzt, dass die Beziehung zwischen dem Menschen, der auf dem Weg in eine neue geistige Welt ist und neue Erfahrungen macht, und dieser Schlüsselperson eine Beziehung des Vertrauens ist. Aufgrund dieses Zutrauens kann es dann zu einer Neuformung der Grundanschauungen kommen. Dafür ist es

- viertens – nötig, dass das Gespräch weitergeht und dass daraus eine Dauerkommunikation wird. Der Mensch, der sein Leben geändert hat und seine alte Wertewelt verlassen hat, muss mit einer Gruppe, die von der neuen Sinnwelt geprägt ist, in Beziehung bleiben; die Schlüsselperson, die ihn eingeführt hat, allein genügt nicht. Das neue Wissen, die neue Art zu leben soll ja nicht nur aufgebaut, sondern auch erhalten und vertieft werden. Aus einem Initiationsgespräch wird dann ein Dauergespräch mit der Gruppe, in der dieses Wissen lebendig ist. Diese wissenssoziologische Theorie, die nicht von Theologen kommt, sondern von Soziologen, ist hilfreich. Es gibt in ihr eine Art „Glauben“ und soziale Elemente, die Gruppe bzw. die Gemeinde.

7 – Sachverhalte und Sinnverhalte

Die Tatsache, dass wir uns möglichst oft an ein vorhandenes Wissen vieler oder an eine scheinbar sichere Wahrheit anschließen möchten, schließt nicht aus, dass es Unterschiede und Abstufungen im Wunsch nach Anschluss und Übereinstimmung in neuen Wissensbereichen gibt. Wo man zählen oder wägen kann, wo etwas evident erscheint oder sich leicht aus Evidentem ablei-

ten lässt, wenn es sich um naturwissenschaftliche, mathematisch ausdrückbare Erkenntnisse handelt, um Fakten, die der eigenen Beobachtung zugänglich sind oder sich logisch davon ableiten lassen, ist das Bedürfnis nach Unterstützung der Erkenntnis nicht so groß wie in den Bereichen des Geltens, der Werte oder des Sollens. Die Studenten aus dem Experiment von Solomon Asch hatten den Wunsch, sich schon bei der Überlegung, wie lang Linien sind, sozial abzusichern; dieses Bedürfnis nimmt zu bei Fragen der Lebensführung, der Sinnsuche, der Moral, bei menschlichen Grundfragen, die der Katechismus so ausdrückt: Wozu sind wir auf Erden? Oder wie Kant es formulierte: Was können wir wissen? Was dürfen wir hoffen? Was sollen wir tun? Was ist der Mensch?

Bei derartigen Fragen ist die Tendenz, sich der Mehrzahl anzuschließen, besonders groß. Wie man leben soll, ist nicht so demonstrierbar wie ein mathematischer Satz oder ein physikalischer Sachverhalt. Galilei hatte Recht, vor der Inquisition abzuschwören und sich im Stillen zu sagen: „Die Erde, sie bewegt sich doch!“. Es handelte sich hierbei um einen Sachverhalt, der bei fortgeschrittenerem naturwissenschaftlichen Bewusstsein und bei besseren Forschungsmethoden für alle darstellbar sein würde. Ich erinnere auch daran, dass Max Planck der Meinung war, eine neue Theorie in der Physik könnte sich erst dann durchsetzen, wenn die Vertreter der alten Theorien ausgestorben seien. Sie haben richtig gehört: in der Physik. Umso mehr brauchen Sinnverhalte, um frohen Herzens übernommen zu werden, mehr Plausibilität durch Andere als Sachverhalte, die in sich schlüssig sind. In Bereichen, die sich der empirisch handfesten Beweisführung entziehen, brauchen wir Menschen die Unterstützung durch andere. Religion als umfassende Deutung der Welt, des Menschen und des Geheimnisses der eigenen Existenz bedarf deswegen in besonderer Weise des sozialen Trägers, der Gruppe Gleichgesinnter, der Gemeinde. Das alles sind im Grunde Selbstverständlichkeiten. Es schadet aber nichts, wenn wir sie ein wenig sozialpsychologisch durchschaubar machen.

gefeiert wird, braucht man sie vielleicht sogar dazu.

9 – Ein Inhalt und eine Gemeinschaft

Damit ein neues Wissen, ein neuer Lebensstil, eine tiefe Verantwortung für Gedanken, Worte und Werke, eine Hoffnung über den Tod hinaus, eine Verbundenheit mit einem Menschen, in dem Gott selbst sich offenbart, in der menschlichen Gesellschaft bleiben kann, ist es nötig, dass eine Gruppe dieses Wissen in der Gesellschaft präsent hält. Es gehören zwei Faktoren zusammen, profan gesprochen: ein Inhalt und eine Gruppe, in religiöser Sprache: ein Glaube und eine Gemeinde bzw. eine Kirche. Beide sind so sehr miteinander verbunden, dass der Glaube schwindet, wenn die Gemeinschaft, in der er lebt, bröckelt oder sich auflöst. Diaspora als gefährliches Phänomen entsteht da, wo die Gemeinde sich vereinzelt und dadurch gleichzeitig der Glaube als eine das Leben tragende Kraft schwach wird. Wenn man es umkehrt, ist die Aussage auch richtig: Wo der Glaube eine Gemeinschaft nicht mehr lebendig durchformt, verliert diese Gemeinschaft ihren Zusammenhalt. Meist wird der Begriff „Diaspora“ im Sinne einer Gefährdung verstanden.

10 – Diaspora

Seit der Reformation unterschied man in Deutschland katholische Gebiete und „Diaspora“. Diaspora war die Bezeichnung für eine religiös-gesellschaftliche Situation, in der wenige Katholiken unter vielen Protestanten leben, vielleicht müssten wir sagen „leben müssen“, denn Diaspora war Mangel-Situation, Armut, Einflusslosigkeit und Gefahr für den Glauben. Das griechische Wort für „Zerstreuung“ bezeichnet ursprünglich die Situation von Juden, die fernab vom Land Israel meist in der hellenistischen Kultur des Mittelmeerraumes, aber auch in den östlichen oder südlichen Nachbarstaaten lebten. In der DDR wurde im Laufe der Jahre die konfessionelle immer mehr als eine ideologische Diaspora empfunden; damit ist das Leben von Christen – von evangelischen und katholischen unter Athei-

sten gemeint. Das war eine ökumenisch wichtige Erfahrung. Diaspora ist in vielen Gegenden der Welt nicht die Ausnahme, sondern die Regel, sie ist seit den ersten christlichen Gemeinden im Mittelmeerraum der Normalzustand des christlichen Daseins. Die Christen der ersten Jahrhunderte verstanden sich als in der Fremde der heidnischen Welt lebend. Sie sahen ihre Heimat im wahren Jerusalem (Jak 1,1, 1; Petr 1,1).

Diaspora muss nicht als bedrückendes Schicksal empfunden werden. Wo eine kleine lebendige christliche Gemeinde existiert, die das Wort Gottes aufgenommen hat, das Herrenmahl feiert und für die Brüder und Schwestern, die auf der Schattenseite des Lebens existieren müssen, offen und hilfsbereit ist, ist es richtiger – auch theologisch richtiger – das Leben in der kleinen Gruppe der Andersdenkenden, denn eigentlich denken ja die Christen „anders“ – als Auftrag, ja als Erwählung zu verstehen. Die Gemeinschaft mit Gott, die Hoffnung auf ewiges Leben, die gute mitmenschliche Gemeinschaft untereinander vermitteln eine gewisse innere Sicherheit, bauen ein christliches Selbstbewusstsein auf und schaffen die Voraussetzungen für Zeugnis und Mission.

11 – Stützen des Selbstwertgefühls

Leben in einer säkulareren werden Welt, Leben in einer Diasporasituation ist nicht überall gleich. Sie kann mit Verfolgung verbunden sein, wie es augenblicklich in manchen Staaten Indiens oder im Sudan der Fall ist. Sie ist möglicherweise verbunden mit erheblichem staatlichen und kirchlichen Misstrauen – nämlich von Seiten einer anderen Konfession – wie etwa in Russland. Sie ist auch zu denken als eine von gesellschaftlichem Wohlwollen und einem gewissen Interesse begleitete „Filiale einer Weltfirma“, was ungefähr der Lage der katholischen Kirche in den skandinavischen Ländern entsprechen dürfte.

Lassen Sie mich im Rückblick noch einige Bemerkungen zum Lebensgefühl von DDR-Katholiken machen. Um auszuhalten, gab es nicht nur übernatürliche Motive. Die kleine und relativ unbedeutende katholi-

sche Kirche in der untergegangenen DDR hat von dem Bonus „Weltkirche“ immer profitiert. Von den Bischöfen bis zu den Pfarrgemeinderäten herrschte Übereinstimmung darüber, dass die Haltung, die heute schon manchmal mit ironischem Unterton „Treue zum Heiligen Vater“ genannt wird, kein emotionales Relikt aus dem 19. Jahrhundert war, sondern eine für die Reputation der kleinen Kirche wichtige, ja geradezu hoch politische Option. Sie unterstützte das für das gesellschaftlich wenig relevante Gebilde „Kirche“ unerlässliche Selbstwertgefühl. Es gab einige andere Faktoren, die in ähnlicher Weise stärkend und versichernd wirkten; sie steigerten die theologisch positive Selbsteinschätzung und hatten eine gewisse natürliche Bereitschaft zur Folge, gesellschaftliche Nachteile zu ertragen. Dazu zählt z.B. die Einsicht, dass der Marxismus-Leninismus zwar eine enorme und bedrohliche militärische Macht zusammengeballt hatte, dass er aber gleichzeitig das arme Herz des Menschen unberührt ließ. Er war nicht in der Lage, etwas zum Leid der Menschen zu sagen, nichts über die Liebe. Was über Kreativität gesagt wurde, war aus westlichen Büchern abgeschrieben, ohne dass die Quelle vermerkt werden durfte. Gleichzeitig wurde das Schöpfungstum der Arbeiterklasse beständig beschworen. Wer sich Gedanken machte, merkte, dass viele neuere Erkenntnisse – vor allem in der Lehre vom Menschen – nicht weitergegeben werden durften. Die immer als wissenschaftsfeindlich und als „Hort des Aberglaubens“ verspottete Kirche brachte sie ins Land. Studentengemeinden, Kreise von Akademikern, Studienkurse, die die Seelsorgeämter veranstalteten, glichen – so gut es ihnen möglich war – derartige Wissensdefizite aus. Beratung, Methoden der Gesprächsführung, Tiefenpsychologie, Friedensforschung, die ökologischen Probleme, die Kenntnis der literarischen Neuerscheinungen und manchmal auch die Autoren selbst und Vieles mehr lernten interessierte Katholiken durch kirchliche Vermittlung kennen (Heinrich Böll habe ich in Leipzig bei den Jesuiten kennen gelernt).

Solche Erfahrungen stärkten die eigene innere Position gegenüber der

„atheistischen Staatsreligion“ und damit indirekt die Stellung als Christ. Eine starke Hilfe gegen Verunsicherung war die Erfahrung einer positiven Zuordnung von Kirche und Freiheit. In der Kirche musste man nicht sagen, was man nicht sagen wollte. Hier wurden keine Deklarationen verlangt. Kirche und Gemeinde waren im sozialistischen Staat eine Stätte des freien Wortes. Mit dieser Erfahrung von Freiheit inmitten von Unfreiheit war wiederum eine Stärkung der Plausibilität der kirchlichen Zugehörigkeit verbunden, die ganz im Gegensatz zur statistisch geringen Zahl stand. Es handelte sich um eine sozusagen zusätzliche Einsicht in den Wert des eigenen Glaubens. Man fühlte sich dieser Ideologie qualitativ überlegen, nicht an Zahl, nicht an Macht. Es entwickelte sich eine Ahnung, dass das Evangelium mehr ist als diese Ideologie aus dem vorigen Jahrhundert. Der Begriff „Diaspora“ erzeugt zuerst Vorstellungen wie „Kleinheit“, Armut und gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit. Dass zu der allererst zu nennenden Berufung von Seiten Gottes, Glaube, Hoffnung und Liebe in einer Kirche der kleinen Herde zu realisieren, einige eher psychologische als theologische Stützelemente hinzu kamen, prägte die Eigenart der katholischen Kirche in der Diaspora der DDR. Wenigstens als Stichwort in dieser Aufzählung von „Stützen“ wäre zu nennen das starke Interesse der westdeutschen Bistümer an Allem, was in der katholischen Kirche in der DDR geschah. Was von den Erfahrungen dieser kleinen Kirche als „eigenen



Der stellvertretende Bundesvorsitzende der GKS Oberstleutnant Paul Brochhagen, der die Bundeskonferenz moderierte, dankt Professor Friemel für den eindrucksvollen Vortrag mit der großen Plakette der GKS.

das uns zugeteilt ist, im Raum der Bundeswehr, scheinen mir einige Chancen zu liegen.

Anmerkungen

Gaben“ den „übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzu gebracht“ werden könnte – wie es das 2. Vatikanische Konzil fordert⁷⁾–, ist freilich eine andere Frage.

12 – Was sollen wir tun?

Ich habe für die katholische Kirche in einem Großraum, dessen Christlichkeit allmählich zu verdunsten scheint, im vereinigten Deutschland oder gar im größer werdenden Europa, keine Rezepte zu verschreiben. Ehe Methoden diskutiert werden, wie wir neue Christen gewinnen können, ist in der Kirche in Deutschland die Überzeugung zu stärken, dass wir einen Auftrag zum Zeugnis haben. Dann können wir darüber nachdenken, wo die Anknüpfungspunkte für den heutigen Menschen sind und was am Anfang des 21. Jahrhunderts uns selbst in dieser Kirche sicher und bis ins Innerste zugehörig macht. Im missionarischen Operationsgebiet,

- 1) Gabriele Anders, *Leben auf der Insel*. Eine Frau erzählt, wie ihr Christsein in der DDR war. In: CiG, 45. Jahrg. (1993), S. 86
- 2) Asch, Solomon E., 1951: *Effects of Group Pressure upon the Modification and Distortion of Judgments*. H. Guetzkow (Hg.): *Groups, Leadership, and Men*. Pittsburgh: Carnegie – Nachgedruckt: Dorwin Cartwright/Alvin Zander (Hg.): *Group Dynamics. Research and Theory*. Evanston, Ill./New York, 1953: Row, Peterson and Comp., S. 151-162
- Asch, Solomon E., 1952: *Group Forces in the Modification and Distortion of Judgments*. *Social Psychology*. New York: Prentice Hall Inc., S. 450-473; vgl. Paul Watzlawick u.a., *Menschliche Kommunikation*. 8. Aufl. Bern 1990 und Elisabeth Noelle-Neumann. *Öffentliche Meinung*. Frankfurt/Main; Berlin 1989, 60-66
- 3) G. Schmidtchen, *Zwischen Kirche und Gesellschaft*. Freiburg 1972, 80-87
- 4) G. Schmidtchen, a.a.O. 82
- 5) G. Schmidtchen, a.a.O. 82
- 6) PL. Berger/T. Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/Main 1977, 169ff; vgl. auch P.M. Zulehner, *Heirat-Geburt-Tod*. Wien 1996, 37ff
- 7) LG 13

KURZ NOTIERT:

Katholische Kirche will Seelsorge in Großstädten verstärken

Die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) will die Seelsorge in Großstädten ausbauen. Auf dem Land seien die Kirchen noch voll, in den Städten schon fast verwaist, erklärte der Erfurter Bischof Joachim Wanke am 21. Mai in Köln bei einer Tagung der DBK zur „Citypastoral“. Mit Projekten in zentralen Innenstadt- und Domgemeinden, die auch außerhalb der Kirchenräume stattfänden, stelle sich die Kirche den Herausforderungen einer mobiler werdenden Gesellschaft. Zu den bereits bestehenden Angeboten der Citypastoral gehörten neben religiösen auch kulturelle und kommunalpolitische Veranstaltungen, so Wanke, der Vorsitzender der Pastorkommission der DBK ist.

Neue Seelsorgeformen in Ballungszentren sind nach den Worten Wankes notwendig, weil die traditionellen Orte der Glaubensvermittlung wie Elternhaus und Schule

zerbröselten. Eine Chance bestehe darin, kirchenferne Menschen an Lebenswenden oder säkularen Feiertagen anzusprechen. So habe er gute Erfahrungen mit der Einladung an Kirchenfremde in den Erfurter Dom, einer Diskussion über den Sinn des Schenkens in einem Kaufhaus und der Segnung von Paaren am Valentinstag gemacht. Je größer die Entfremdung von der Kirche sei, umso eher seien die Menschen mit neuen Angeboten ansprechbar, sagte der Bischof. Ziel sei es zu zeigen, „dass Gott zum Alltag gehört“. Die Erfahrungen der Mitarbeiter in der Cityseelsorge zeigten, dass die normale Pfarrarbeit nicht mehr ausreiche. Wanke wies darauf hin, dass die Gemeindegründungen des Apostels Paulus und der frühen Kirche vor allem in den großen Städten des römischen Reiches stattgefunden hätten. (KVA)

„Der katholische Soldat am Beginn des dritten Jahrtausends“

Geistlicher Beirat des AMI-Generalsekretariats zur AMI-Position

MILITÄRDEKAN PRÄLAT WALTER THEIS

Braucht der Soldat ein Ethos, ein richtiges Ethos, nicht nur ein Vorzeigeethos, um seine Existenz in einer für seinen Beruf gelegentlich kein Verständnis mehr aufbringenden Umfeld zu begründen?

Ethos als Handeln aus Einsicht ist mehr als ein gelegentliches Motiv für ein Handeln, das vielleicht auch noch reflektiert wird. Es setzt im Leben gewonnene Werthaltungen voraus, die nicht nur äußerlich, sondern innerlich akzeptiert sind und die weitgehend gemeinsam im so genannten Umfeld akzeptiert sind. Das ist und wird heute immer schwieriger.

Die konfessionelle Zusammensetzung der deutschen Bundeswehr (1/3 katholisch, 1/3 evangelisch, 1/3 ohne Konfession) lässt vermuten, dass von einem gemeinsamen Ethos des Soldaten kaum gesprochen werden kann. Jeder wird sein Motiv, seinen Beweggrund haben, warum er das tut, was er tut; warum er Soldat ist. Dass man sich darüber hinaus noch schön klingende und erhabene Formulierungen zurechtlegt und bei feierlichen Anlässen und Sonntagsreden, z.B. Feierliches Gelöbnis, Jubiläen oder Ähnlichem, zum Besten gibt, hilft noch nicht viel.

Ethos ist weniger für die Höhepunkte und Ausnahmesituationen; Ethos ist das Salz in der Suppe des grauen Einerlei des Alltags, und der kann für den Soldaten sehr grau aussehen. Will man diesen Alltag bestehen und durchhalten, braucht man etwas, was einen trägt und durchträgt, wenn der Applaus ausfällt, der Erfolg nicht greifbar und motivierend wirkt und das Geschäft nicht gerade attraktiv und dadurch akzeptiert ist. Handeln aus Überzeugung bewahrt vor Frust.

Deshalb der erste Schritt:

Sind wir überzeugt, dass der Soldatenberuf ein zwingend notwendiger Beruf ist – auch heute noch? Notwendig wie alle anderen akzeptierten Berufe, aber kein Beruf wie jeder andere.

Es gibt nicht viele traditionelle und damit klassische Berufe, die sich in Selbstverständnis, Selbstdarstellung und Akzeptanz so entwickelt und damit gewandelt haben, wie der Soldatenberuf. Er ist damit im guten Sinn ein moderner Beruf, der auf der Höhe der Zeit steht. Und um ihn auf der Höhe der Zeit zu halten, muss er ständig reflektiert und den Erkenntnissen entsprechend neu bedacht werden – Binsenwahrheit, die Sie kennen und mitvollziehen.

Außerhalb Ihres Berufes wird diese Erkenntnis nur sehr bedingt nachvollzogen. Vorstellungen vom Söldner, Landsknecht, Krieger, Eroberer und Gewalttäter spuken noch in vielen Köpfen.

Jetzt gibt es das AMI-Papier „Der katholische Soldat am Beginn des dritten Jahrtausends“.

- Es hat den Vorteil,
- in der katholischen Welt von katholischen Soldaten akzeptiert zu sein, weil sie sich darin grundsätzlich wieder finden trotz vielen national geprägten Färbungen von Soldatsein in den einzelnen Ländern;
 - es gibt den katholischen Soldaten die Gewissheit, auf dem Fundament der kirchlichen Friedenslehre zu stehen;
 - den Soldaten in den Kontext einer positiven Lebensbewältigung und Problemlösung der Welt-situation zu stellen, die für ein Leben Grundvoraussetzung ist: Frieden und Friedenserhaltung;
 - der von allen Menschen guten Willens akzeptiert werden kann, ja muss: Frieden auf Erden den Menschen – der Soldat als Diener des Friedens – auf dem Weg zum Frieden.

Überzeugung nach außen setzt Selbstvergewisserung nach innen voraus. Auch das leistet das AMI-Papier mit seinen Fragen, die Anfragen sind an jeden Einzelnen, der heute Soldat sein will und auf die er eine – genauer gesagt – seine Antwort geben muss:

- Wozu dienen wir?
- Wofür stehen wir?
- Was erwarten wir?

Das Papier wird aber erst dann ein gutes Papier, wenn es dem Schicksal vieler Papiere entgeht: verfasst zu werden unter viel Mühe, präsentiert, gelesen oder auch nicht gelesen zu werden, verabschiedet und angenommen zu werden, gelocht, abgeheftet und dann vergessen zu werden.

Das Papier muss Leben und Überzeugung werden, Hilfe für den eigenen Berufsvollzug und wenn es sein muss – und es muss sein – Argumentationshilfe für die Menschen, die immer noch völlig überholte Vorstellungen an den Soldatenberuf herantragen und damit sich selbst und den Soldaten das Leben schwer machen.

Die Erklärung ist aber keine Taschenkarte, auch kein Rezept, das man entsprechend benutzt. D.h. das Papier kann nicht nur gelesen werden; es muss immer wieder gelesen, besprochen, diskutiert und reflektiert werden, weil es von solcher Dichte ist, dass man vieles erst nach und nach, und jeweils unter verschiedenen Anfrageperspektiven an die Aussagen erkennt.

Ein weiterer gesunder Aspekt ist der fordernde – oder herausfordernde – Charakter. Viel zu oft wissen wir, was uns fehlt, und sofort fordern wir es von anderen ein. Das Papier fordert zunächst uns persönlich ein, und dann erst das Umfeld, ohne das Soldatsein nicht effektiv sein kann, weil er dessen Teil ist: Volk, Gesellschaft, Streitkräfte, Kirche. Das hat auch etwas mit Effektivität und Subsidiarität zu tun. Erfolgreich bin ich, wenn ich erst das vollziehe, was ich selbst vollbringen kann.

Zum Umgang mit dem Papier

Für den Umgang mit diesem Papier ist es wichtig zu wissen, dass diese Erklärung des AMI ein internationales Arbeitsergebnis widerspie-

gelt. Dieses bedeutet, dass es das Produkt eines über der Zeitachse gewachsenen und hart erkämpften internationalen Konsenses ist. Die Erklärung ist damit kein reines GKS-Papier, wie wohl der GKS-Einfluss klar und unzweideutig (siehe Leitsätze der GKS) erkennbar ist. In diesem für alle katholischen Soldaten auf der Welt äußerst wichtigen Papier finden sich alle beteiligten Nationen wieder, einige deutlicher und breiter, andere in für sie als vitale Interessen formulierten Einzelaspekten. Wichtig, und lange für undenkbar gehalten, war die gemeinsame Arbeit und der gefundene Konsens. Dabei mussten Kompromisse eingegangen werden, ohne eigene Positionen zu verfälschen oder aufzugeben.

Wir hoffen, dass wir in dieser Erklärung die richtigen Schwerpunkte gesetzt haben. Wenn dem so wäre, hätten wir mit diesem Papier auch ei-

nen Grundbeitrag geleistet für die Gestaltung des Betätigungsfeldes LKU. D.h. neben der Tatsache, dass wir uns persönlich und in den GKS-Kreisen damit befassen, damit es wirklich unser Papier wird, muss es verbreitet und bekannt gemacht werden bei

- den Militärgeistlichen als den Verantwortlichen für den LKU
- bei den Kommandeuren, indem es Pfarrer und Vertreter der Laien vorstellen
- den Kooperationspartnern und dem sozialen Umfeld, z.B. durch die Zeitschrift „Militärseelsorge“
- in kirchlichen Kreisen, insbesondere in der Kommission *Justitia et Pax*
- allen, die daran ein Interesse haben, dass soldatischer Dienst auf eine Weise geleistet wird, die der Welt hilft, in einem gerechten Frieden zu leben.

So ist diese Erklärung eine Ergänzung des Bischofswortes „Gerechter Friede“. Wenn es mehr als ein Papier, sondern umgesetzte, angewandte, gelebte Berufspraxis wird, bleibt für den Soldaten immer noch ein Risikobereich sittlich gerechtfertigten Handelns im Einsatz, den er stets zu bedenken hat, der sein Leben und Tun so spannungsvoll sein lässt, der ihn vor Hochmut und kurz-sichtiger Genügsamkeit bewahren kann und muss.

Nutzen wir die Erklärung für unser Auftreten und Handeln, denn

Wer schweigt, ohne dass er etwas zu sagen hätte, heuchelt.

Wer aber schweigt, obwohl er etwas zu sagen hat, handelt verantwortungslos.

Weder Heucheln noch Verantwortungslosigkeit sind aber soldatische Tugenden.

Der Wortlaut der Erklärung der AMI-Generalversammlung

„DER KATHOLISCHE SOLDAT AM BEGINN DES 3. JAHRTAUSENDS – SELBSTVERTSÄNDNIS, SELBSTDARSTELLUNG UND AKZEPTANZ“ vom 15. November 2000 in Rom ist dokumentiert im AUFTRAG Nr. 243 / April 2001, Seite 94-97.

GKS sorgt sich um die Innere Führung

Bundeskonzferenz verabschiedet Positionspapier

„Innere Führung der Bundeswehr heute und morgen – Herausforderung und Chancen“

„Innere Führung ist die Seele der Bundeswehr“, so bringt die Gemeinschaft Katholischer Soldaten ihre Auffassung über die Führungskonzeption der Bundeswehr auf den Punkt. Auf der diesjährigen Bundeskonferenz vom 26. bis 28. Mai in Berlin haben die Delegierten zum Thema ein Positionspapier vorgelegt, das auf Problemfelder und Schwachstellen in der Streitkräfte-Organisation und im Bundeswehr-Alltag hinweist.

Die Streitkräfte stehen vor ihrer wohl größten Reform, die sie von einer Friedens- zu einer Einsatzarmee verändern soll. Von den neuen Aufgaben und den mit der Umstrukturierung verbundenen Änderungen sind nicht nur die Soldaten, sondern auch deren Familien betroffen. Umgliederungen bedeuten Umzüge; Ortswechsel brechen gewachsene Beziehungen ab und belasten Soldaten, die außerdem zunehmend mit Auslandseinsätzen zu rechnen und längere Trennungen von ihren Familien, von Freunden und Bekannten zu verkraften haben.

Die Einbindung in multinationale Strukturen konfrontiert die Soldaten mit den Armeen anderer Nationen, die ein anderes Rollenverständnis von den Streitkräf-

ten und ein unterschiedliches soldatisches Selbstverständnis haben. Gerade die bundeswehr-spezifische Gehorsamskultur könnte Soldaten anderer Armeen verunsichern: die Bundesbürger in Uniform dienen aus Einsicht in Notwendigkeiten nach bestem Wissen und Gewissen; sie üben auftragstaktische Freiheit ein, die den Soldaten als mündigen Bürger ernst nimmt und bei Vorgabe des Zieles quasi zum Subunternehmer macht. Das Selbstverständnis der Bundeswehrsoldaten unterscheidet sich deutlich von einer Haltung: „Right or wrong – my country“. Der GKS geht es darum, dass die Berufsethik für die deutschen Soldaten bewahrt und gefördert wird, auch und gerade, wenn sie mit Soldaten anderer Nationen zusammenarbeiten. Innere Führung könnte ansteckend wirken.

Die deutschen Soldaten sind bereit, zum Schutz fundamentaler Menschenrechte äußerstenfalls Gewalt anzuwenden. Jeder Einsatz muss politisch notwendig und rechtlich und moralisch begründet sein. Letztlich setzen die Soldaten ihr Leben ein. Die GKS warnt vor reinem Effizienzdenken, das Menschen zur „Kostenstelle mit zwei Ohren“ degradiert und erwartet selbst-

verständlich, dass der Bundeswehr für die ihr übertragenen Aufgaben auch die entsprechenden Mittel zur Verfügung gestellt werden. Vorgesetzte jeder Verantwortungsebene stehen in der Pflicht, moderne Menschenführung zu praktizieren, die den Menschen in seiner Würde ernst nimmt. Die Soldaten lehnen Bürokratismus ab, weil er sie gängelt und einengt und davon abhält, sich gebührend um ihre Mitarbeiter zu kümmern.

Die GKS wünscht eine wirkliche Reform „von Grund auf“, die sowohl bisher verschleppte Mängel beseitigen als auch vorausschauend darauf hinwirken soll, dass keine Fehler in die neuen Strukturen und Verfahren „eingewoben“ werden. Innere Führung soll auch das Markenzeichen der „neuen“ Bundeswehr sein. Als konstitutives Element ist sie gleichsam ein kategorischer Imperativ für die Bundeswehr; Innere Führung hat – hoffentlich – eine große Zukunft.

GKS-POSITION IM WORTLAUT:

Innere Führung heute und morgen – Herausforderungen und Chancen

Vier Jahre vor ihrem 50. Geburtstag steht die Bundeswehr vor ihrer (vielleicht) größten Reform. Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten hat in den letzten 40 Jahren immer wieder den Wert der Inneren Führung als eine „Unternehmenskultur für die Bundeswehr“ betont und nach Kräften gefördert. Obwohl die für die Bundeswehr Verantwortlichen in jüngster Zeit wiederholt ein klares und deutliches Bekenntnis zur Inneren Führung abgelegt haben, sieht die GKS jetzt in der Phase der Erneuerung von Grund auf die Notwendigkeit, aber auch die Chance, Mängel, die in der Vergangenheit die Truppe und den Dienstbetrieb belastet haben, abzustellen.

Die katholische Kirche hat in jüngster Zeit wiederholt die Konzeption der Inneren Führung gewürdigt¹⁾ und ihren Wert als sinnstiftende und normgebende Führungskultur betont. Gleichwohl weist sie auf Gefährdungen hin, die sich aus der Zusammenarbeit mit Streitkräften anderer Nationen ergeben könnten. Die Bischöfe erkennen Unterschiede im Selbstverständnis und der inneren Organisation, die schon allein aus funktionalen Gründen eine Standardisierung von Abläufen und Verfahren nahe legen. Nach ihrer Meinung darf die Bundeswehr ihre „Unternehmensphilosophie“, die Prinzipien der Menschenführung, die sie auszeichnende Gehorsamskultur sowie die bewährte „Auftragstaktik“ nicht aufweichen und schon gar nicht zur Disposition stellen. Die von der Inneren Führung geförderte Berufsethik setzt Urteilsfähigkeit, selbstbestimmtes Handeln und die damit verbundene Eigenverantwortung voraus. „Innere Führung hebt auf einen Solda-

ten ab, der gewissenhaft handelt.“, unterstreicht der katholische Militärbischof, Dr. Walter Mixa.

Die GKS sieht sich bestätigt und ist dankbar für die kirchliche Äußerungen. Mit dieser Erklärung will die GKS darauf hinwirken, dass mögliche Gefahren für die Innere Führung und damit für das Selbstverständnis der Soldaten abgewendet werden. Die GKS erwartet, dass sowohl die politische Leitung sowie die militärische Führung der Bundeswehr, aber auch die Truppe selbst, die hier vorgestellten Bewertungen bedenken und beherzigen.

1 – Innere Führung heute – ein Markenzeichen der Bundeswehr

Innere Führung ist eine Art Gesellschaftsvertrag, der ein konstruktives Vertrauensverhältnis zwischen Bürger und Soldat, zwischen Staat und Armee verlangt. Innere Führung bindet die Bundeswehr an den Rechts- und Sozialstaat der Bundesrepublik Deutschland und macht sie zu einem Teil seiner selbst, zu einer „Armee in der Demokratie und für die Demokratie“. Damit gilt der Primat der Politik für alles, was mit der Bundeswehr, in ihr und durch sie geschieht. Die Dynamik der Inneren Führung ergibt sich aus dem Spannungsfeld zwischen bürgerlicher Freiheit und soldatischer Ordnung.

Innere Führung ist das Ergebnis aus einerseits belastenden und andererseits befreienden Erfahrungen der Vergangenheit. Die daraus gezogenen Lehren werden u.a. durch folgende Leitbegriffe charakterisiert: das Friedensgebot des Grundgesetzes, die Menschenwürde und der damit

korrelierende Grundrechtskatalog, die parlamentarische Kontrolle und der Primat der Politik, die Beteiligung an Systemen kollektiver Sicherheit, das Verbot der Vorbereitung eines Angriffskrieges mit der daraus resultierenden Festlegung der Streitkräfte auf Verteidigung. Gewissenhaftes Handeln der politischen Entscheidungsträger vorausgesetzt schützen alle diese Sicherungen vor dem Missbrauch der Streitkräfte und verhindern Fehlentwicklungen. Aus diesem Grund werden die Soldaten der Bundeswehr nicht auf eine Person, sondern auf die Verfassung verpflichtet.

2 – Die Berufsethik der Bundeswehr – vielschichtig und tiefgründig

Das Selbstverständnis des deutschen Soldaten geht von dem anspruchsvollen Menschenbild des Grundgesetzes aus: Der „Bürger in Uniform“ bleibt freie Person mit einer unveräußerlichen Würde wie jeder Mensch (wir Christen sehen im Menschen das Imago Dei, das Ebenbild Gottes), mündiger Bürger, der nicht nur für sich selbst verantwortlich ist, pflichtbewußter Demokrat in Kenntnis seiner Rechte und Pflichten als Ausdruck seiner politischen Reife und ein dem Nächsten und der Gemeinschaft verpflichteter verlässlicher Kamerad.

Die Synthese aus diesen Ansprüchen ist ein motivierter Soldat, der weiß, warum er dient und wofür er in letzter Konsequenz steht und der aus Einsicht in die Notwendigkeit seines Auftrags gehorcht. Somit ist Innere Führung weit mehr als die anständige Behandlung von Untergebenen,

sondern im ganzheitlichen Sinne die Realisierung von Werten und Normen des Grundgesetzes im militärischen Alltag.

Auf den Punkt gebracht, ist Innere Führung also eine dynamische Konzeption, welche, ausgehend vom **Menschenbild des Grundgesetzes**, die innere Verfassung der Bundeswehr entscheidend prägt, das Miteinander der Soldaten konstruktiv regelt und zu gewissenhaftem Dienen motiviert. Aus der Wechselbeziehung Armee / Staat definiert sie das **Rollenverständnis** von „Streitkräften in der Demokratie“, und aus dem Verhältnis Gesellschaft / Soldat heraus stützt und gestaltet sie das **Selbstverständnis** (Leitbild) vom „Staatsbürger in Uniform“. Ihre Prinzipien bewirken – richtig angewendet und umgesetzt – auf vielfältige Weise die **Integration** der Armee in den Staat, konkret: des Bürgers in die Bundeswehr, des Soldaten in die Gesellschaft und – schließlich – der Bundeswehr in die Demokratie.

3 – Das erweiterte Auftragspektrum als Herausforderung

Wenngleich die Hauptaufgabe der Bundeswehr gemäß politischer Vorgabe die **Landes- und Bündnisverteidigung** ist, konzentrieren sich die Streitkräfte aufgrund politischer Vorgabe auf **Friedensmissionen** im Ausland. Diese Einsätze erfordern nicht den klassischen Kämpfer, sondern eher den Vermittler, den **Schutzmann** (Miles protector) und den **Aufbauhelfer**. Die Soldaten im Einsatz bestätigen, daß sie entsprechend gut vorbereitet und ausgebildet wurden. **Jeder Soldat muß wissen und verstehen, wofür er ausgebildet und gegebenenfalls eingesetzt wird. Er soll überzeugt sein, daß sein Auftrag politisch notwendig, militärisch sinnvoll und moralisch begründet ist.** Diese Forderung bekräftigt die GKS und mahnt gleichzeitig an, die politische, historische und kulturelle Bildung in der Truppenpraxis so umzusetzen, wie es in einschlägigen Weisungen gefordert wird.²⁾

Insbesondere der freiwillig dienende Soldat muss als deutscher Staatsbürger in Uniform im Auslandseinsatz **Risiken und Gefahren** auf sich nehmen, während deutsche

Staatsbürger in Zivil zu Hause ihrer gewohnten Arbeit in friedlicher Umwelt nachgehen oder im Ausland Urlaub verbringen. Der Soldat kann Verwundung und Tod nicht länger verdrängen. Dies ist eine neue Qualität, die sich auf das Selbstverständnis des Soldaten auswirkt.

Die GKS erinnert in diesem Zusammenhang an das Friedensgebot der Präambel der Grundgesetzes: „... dem Frieden in der Welt zu dienen.“, hinter dem die Goldene Regel steht: „Behandelt die Menschen so, wie ihr selbst von ihnen behandelt werden wollt!“ (Mt 7,12). Die Forderung des Vatikanischen Konzils (bereits 1965!) ist deutlich genug und - nach Meinung der GKS – die Rechtfertigung, Völkerrecht und Menschenwürde weltweit zu schützen: „**Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei!**“³⁾

4 – Der Einsatz auf dem Balkan – Politisch notwendig, moralisch begründet

Die NATO-Luftschläge gegen die Bundesrepublik Jugoslawien sind ohne Mandat des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen erfolgt. In diesem Fall wurden sie jedoch als **Nothilfe** zum Schutz fundamentaler Menschenrechte im Sinne der Grundsätze der Charta der VN legitimiert. Der Kampfeinsatz der Bundeswehr im Kosovo war danach aus ethischer Sicht begründet. Als Lehre aus diesem Einsatz sieht die GKS für zukünftige **Kampfeinsätze** zum Schutz der Menschen vor schwersten Menschenrechtsverletzungen Bundesregierung und Parlament in der Pflicht, gegenüber den Soldaten und der Gesellschaft **zweifelsfrei zu begründen**, dass ein Kampfeinsatz ethisch gerechtfertigt, völkerrechtlich abgesichert und nach nationalem Recht zulässig ist. Nur so können die Soldaten den von der politischen Führung erteilten Auftrag **guten Gewissens** erfüllen.

Problematisch ist es, wenn die Staatengemeinschaft selektiv gegen Menschenrechtsverletzungen vorgeht. Auch wenn dies für nationale Entscheidungen wegen der Begrenzt-

heit der Einwirkungsmöglichkeiten nachzuvollziehen ist, sind doch die VN grundsätzlich in der Pflicht, die Prinzipien der **VN-Charta umfassend zu verwirklichen**. Daher sind große Anstrengungen erforderlich, die VN und insbesondere die Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit des Sicherheitsrates zu stärken. Ebenso sind Konfliktverhinderung und Krisenbewältigung entscheidend zu verbessern. Soldaten müssen nachvollziehen können, dass ihr Einsatz in einem äußersten Notfall (Ultima Ratio) nach dem Scheitern aller Anstrengungen der Politik unvermeidlich ist.⁴⁾

5 – Auf gesellschaftliche Entwicklungen reagieren

Ohne Rückbesinnung auf **christlich-abendländische Werte** lässt sich Innere Führung nicht verstehen – Herkunft ist Zukunft. Wie können Vorgesetzte Fehlentwicklungen und Defiziten beispielsweise in der Menschenführung entgegenwirken, wenn sie selbst ohne ethische Bindung aufgewachsen sind? Grundsätzlich muss die Werteorientierung und eine entsprechende Erziehung im Elternhaus und die historisch-politisch-kulturelle Bildung in der Schule erfolgen. Die Bundeswehr kann nur bedingt Lücken schließen. Die Verwirklichung der Inneren Führung verlangt einen Soldaten, der über moralische Kompetenzen verfügt. Diese können nicht befohlen werden, sondern sind Resultat von Bildungs- und Reflexionsprozessen. Der von der Militärseelsorge erteilte **Lebenskundliche Unterricht** leistet hierzu wertvolle Beiträge⁵⁾ „zur Förderung der sittlichen, geistigen und seelischen Kräfte, die mehr noch als fachliches Können den Wert des Soldaten bestimmen.“⁶⁾ Deshalb fordert die GKS, dass der Lebenskundliche Unterricht wieder den ihm gebührenden festen Platz im Dienstalltag erhält.

Der Trend zur Individualisierung kennzeichnet moderne Dienstleistungsgesellschaften. Damit einher geht ein **Wandel in der Einstellung zur Arbeit**. Der „fun generation“ geht es weniger um selbstaufopferndes Dienen, sondern mehr um einen Lustgewinn bei der Arbeit; sie schätzt ein „wohliges“ Betriebsklima hoch ein. Daher sollte der Dienstherr

der Attraktivität des Arbeitsplatzes Bundeswehr mehr Bedeutung beimessen und darüber nachdenken, wie er junge Menschen vom Sinn des Wehrdienstes überzeugt, deren individuelle Fertigkeiten nutzt, Teamfähigkeit fördert und eine angemessene Besoldung bietet.

6 – Zur Ambivalenz technischer Neuerungen

Die moderne Informationstechnologie bringt für die Führungskultur in der Bundeswehr Chancen und Risiken zugleich. Einerseits lassen sich Informationen schnell vermitteln, andererseits können hierarchische Ebenen übergangen werden, wodurch evtl. die notwendige Filter- oder Korrekturfunktion von Entscheidungsebenen ausgeschaltet würde. Nur in begründeten Ausnahmefällen sollte über mehrere Führungsebenen hinweg bis in die taktische Einheit hineinbefohlen werden. Wenn jedoch solche Durchgriffe ohne Not geschehen, wird die vielgepriesene „Auftragstaktik“ durch „Micromanagement“ ausgehöhlt, was früher oder später zu Gleichgültigkeit in den übergangenen Zwischenebenen führen wird.

Die durch die neuen Medien zunehmende Informationsfülle und die damit einhergehende Gefahr der Reizüberflutung kann Menschen überfordern, wenn sie mit dem Überangebot nicht zurechtkommen, weil ihnen die Medienkompetenz und manchmal auch die Konzentrationsfähigkeit fehlt. Der Bürger in Uniform soll jederzeit wissen, was er tut und wie ihm geschieht. Dazu muss er einschätzen können, welchen Wert bestimmte Informationen haben. Vor allem muss er wissen, wo sie herkommen und wie sie einzuordnen sind und welchen Nutzen sie haben. Deshalb erwarten die für entsprechende Verwendungen vorgesehenen Soldaten, dass sie ausreichend angeleitet bzw. ausgebildet werden.

Die Informationstechnologie und die „Kommunikation mit dem Rechner“ können Menschen „gefangen nehmen“ und ihr Sozialverhalten beeinträchtigen. Es kann dabei zu Defiziten in der Wahrnehmung des Anderen, aber auch in der eigenen Sprache, Gestik und Mimik kommen, was sich – oft unbewusst – negativ

auf die für den militärischen Führer wichtige soziale und emotionale Kompetenz auswirken kann.

7 – Technokraten und Bürokraten erzeugen Frust

Wie überall machen auch Soldaten negative Erfahrungen mit überforderten Vorgesetzten: praxisferne Bevormundung, zunehmendes Absicherungsdenken und quasi-autistisches Führungsverhalten von beratungsresistenten Vorgesetzten, die schon immer alles besser gewusst haben, wirken sich destruktiv auf die Bereitschaft aus, Verantwortung zu übernehmen, gerade dann, wenn es geboten erscheint, in die Gefahr hinein zu handeln. Weil dies in einer hierarchischen Struktur schwerer wiegt, als sonst irgendwo, gilt es, den „Technokraten in Uniform“ die Grenzen der Operationalisierung aufzuzeigen, wenn sie ihr Führungshandeln auf betriebswirtschaftliche Verfahren und Abläufe reduzieren. Geistige Arbeit lässt sich ebenso wenig unter Kostengesichtspunkten erfassen, wie Fürsorge, Kameradschaft oder Solidarität. Der Mensch ist eben mehr als ein „Kostenstelle mit zwei Ohren“⁷⁾.

Trotz der bereits im Jahr 1979 gewonnenen Erkenntnisse der de-Maiziere-Kommission⁸⁾ haben eine in Erlasse gegossene Regelungswut sowie ein auf Formulare gezwungener Bürokratismus die tägliche Administration nicht wesentlich verändert. Dies beeinträchtigt das Betriebsklima, führt zu Abstumpfung und Resignation und hält nicht selten gerade Vorgesetzte von ihren eigentlichen und wichtigen Führungsaufgaben ab. Die GKS plädiert daher für mehr auftragstaktische Freiheit und für ein Minimum an Bürokratie.

8 – Berufszufriedenheit und Motivation

Berufszufriedenheit erzeugt Motivation, die wiederum vom Sinn der Aufgaben und von der Erfahrung genährt wird, daß Denken und Handeln etwas bewegt. Nicht jeder Soldat spürt, dass er für einen sinnvollen Dienst gebraucht wird, dass mit seiner Zeit verantwortlich umgegangen wird und dass er gerecht behandelt

wird. Und derjenige, der sich fordern läßt, soll auch tatsächlich gefördert werden. Wer immer wieder enttäuscht und getröstet wird, verabschiedet sich früher oder später innerlich und kündigt den Dienst auf. „Motivierte, zufriedene und engagierte Soldaten sind das größte Kapital der Bundeswehr,“ so der Generalinspekteur, General Kujat.

Hierarchische Strukturen mit Vorgesetztenverhältnissen verlangen um des Auftrags willen Einordnung, jedoch keine Unterwerfung. Jede Art von Anbiederung ist (menschen)unwürdig. Gleichwohl fördert Uniformität und Drill, wenn sie um ihrer selbst willen eingeübt werden, den angepassten Soldaten, der in heiklen Lagen eher „kuscht“ als aufbegehrt. So fällt es manchem Soldaten schwer, sich auf die Tugend der Zivilcourage zu besinnen und Rückgrat zu zeigen. Das mit moderner Menschenführung und dem kooperativen Führungsstil angestrebte vertrauensvolle Miteinander der Soldaten verlangt Offenheit und konstruktive Kritik. Dazu ist es notwendig, eine Atmosphäre des gegenseitigen Respekts zu schaffen und einander ernst zu nehmen. Schließlich vertrauen Soldaten zunächst auf die Führungsfähigkeit der Vorgesetzten.

9 – Auftrag und Mittel – das rechte Maß

Es ist nicht hinzunehmen, Soldaten Aufgaben zu übertragen, ohne ihnen die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Eine unzureichende und seit Jahr und Tag „über den Rand genährte“ Struktur ist zu einer Dauerbelastung für die Truppe geworden und ein „Attraktivitätskiller“. Die Soldaten erwarten eine auftragsorientierte Struktur mit entsprechender Personal- und Materialausstattung sowie effiziente Abläufe, wie sie einem entwickelten Industriestaat angemessen sind. Die Truppe hört es gerne, wenn der Generalinspekteur fordert, den Soldaten „wieder die Mittel an die Hand zu geben, die sie für die Erfüllung ihrer Aufgaben benötigen“

In den letzten Jahren hat eine bedenkliche Entwicklung um sich gegriffen: die Personalstärke der Bundeswehr wird reduziert, Dienstposten werden gestrichen, etliche der daran

gebundenen Aufgaben aber bleiben oder werden „verdrängt“. Zwangsläufig kommen auf den Einzelnen **immer mehr Aufgaben** zu, auch solche, die früher auf höherwertigen Dienstposten erledigt wurden oder auf mehrere Schultern verteilt waren. Solche Belastungen können sich wie Mehltau auf die – eigentlich gewünschte – Dienstfreude legen; sie führen nicht selten zu Frustration, in machen Fällen gar zum „Burn-out“.

Die stimmigen Rahmenbedingungen für die Personalführung müssen konsequent angewandt werden. Wenn Soldaten auf so genannte „höherwertige Dienstposten“ mit gesteigerter Verantwortung versetzt, jedoch nicht, wie in Aussicht gestellt, befördert oder in die entsprechende Besoldungsgruppe eingewiesen werden, wird dies von den Betroffenen als Ausbeutung empfunden, weil sie um den „Mehrwert“ gebracht werden. Um künftig **Verwendungs- und Beförderungstaus zu vermeiden**, sollten STAN⁹⁾ und Stellenplan zur Deckung gebracht werden! Die GKS erwartet in diesem Zusammenhang Maßnahmen, die eine strukturgerechte, transparente und flexible Personalführung ermöglichen.

10 – Vorsorge, Fürsorge, Nachsorge

Die für besondere **Auslandverwendungen** vorgesehenen Soldaten werden in der Regel gut auf ihre künftige Aufgabe vorbereitet. Vorsorge ist ein bewährtes Mittel, unvorhergesehene Situationen und die Belastung durch die Trennung von den Angehörigen unbeschadet zu überstehen. Im Einsatz kann sich der Soldat auf fürsorgliche Vorgesetzte und Kameraden verlassen, zugleich kann er auf die Begleitung von Militärgeistlichen und Truppenpsychologen bauen. Es beruhigt ihn, wenn er weiß, daß seine Angehörigen gut versorgt sind und daß er im Falle einer Verletzung oder Verwundung mit einer optimalen sanitätsdienstlichen und angemessenen materiellen Versorgung rechnen kann.

Mögliche langfristige Auswirkungen von schlimmen Erlebnissen auf die Psyche des einzelnen sowie gesundheitliche Beeinträchtigungen durch **Einsätze** in ungewohnten Verhältnissen erfordern eine intensive

Nachsorge. Soldaten, die belastende Erfahrungen gemacht und womöglich traumatisierende Erlebnisse durchgestanden haben, müssen sich diese Last „von der Seele reden“ können. Dazu können gute Kameraden, kompetente Psychologen und einfühlsame Militärseelsorger einen wertvollen Beitrag leisten.

Die **Kontingenzdauer** bei Auslandseinsätzen ist (von vier) auf sechs Monate verlängert worden. Die Verlängerung wird als große Belastung empfunden, insbesondere wenn Familienbetreuungszentren zu weit entfernt sind, so dass die dort angebotene Unterstützung nicht angenommen werden kann. Die Trennung von der Familie bringt in vielen Fällen ernsthafte Probleme wie Verfremdung oder Vereinsamung mit sich, manche Partnerschaft zerbricht. In diesem Zusammenhang erwartet die GKS, dass über Beziehungsprobleme genauso offen und mit dem gebotenen Respekt gesprochen wird wie über das lange Zeit tabuisierte und trivialisierte Thema Sexualität. Auch hierbei kann die Militärseelsorge wertvolle Hilfe leisten.

11 – Kulturelle Einflüsse konstruktiv aufnehmen

Die Ausrichtung der Bundeswehr auf **multinationale Strukturen** erfordert eine enge Kooperation in den Stäben und Truppenteilen und bleibt nicht ohne Auswirkung auf die Führungs- und der Unternehmenskultur. Dabei kommt es darauf an, einerseits offen zu sein für das Know-How anderer Armeen, andererseits den in der Bundeswehr durch die Innere Führung geprägten Standard zu erhalten und ggf. noch weiterzuentwickeln. Die GKS geht davon aus, daß der Geist der Inneren Führung ansteckend ist und auf Dauer zur Nachahmung anregt.

Das Menschenbild des Grundgesetzes unterscheidet nicht nach Rasse und Hautfarbe, nicht nach Abstammung und Religion. Der Schutz der Menschenwürde ist das oberste Ziel der Politik und allen staatlichen Handelns. Die Soldaten der Bundeswehr gehen mit **ethnischen, kulturellen und religiösen Minderheiten** sensibel um. Vorgesetzte informieren über Inhalte und Unterschiede anderer Religionen und stellen

das Gemeinsame heraus. Im dienstlichen Alltag und in den Arbeitsabläufen wird, wo immer möglich, auf Speisevorschriften, auf Gebetsgewohnheiten und auf spezielle Fasten- und Feiertage Rücksicht genommen. Kameradschaft verpflichtet zur Toleranz.

Seit Anfang dieses Jahres gehören **Frauen in Uniform** – nicht nur im Sanitäts- und Musikdienst – zum Truppenalltag. Natürlich werden die von Männern dominierten Streitkräfte sich an die geänderten Verhältnisse gewöhnen (müssen). Der „Betriebsfrieden“ wird dann gefördert, wenn Frauen und Männer respektvoll miteinander umgehen und wenn für beide Geschlechter die gleichen Auswahl- und Förderungskriterien in den verschiedenen Laufbahnen und Verwendungen gelten. Die Entscheidung für den Waffendienst für Frauen ist keine Frage der Ethik, sondern eine Entscheidung des Gesetzgebers zugunsten der Gleichstellung der Frau. Trotzdem gilt es, die im Art. 6 GG verbrieften Rechte von Ehe und Familie – insbesondere der Schutz für Frauen als Mütter – im Dienstalltag zu verwirklichen und persönliche Härten zu vermeiden, wenn beide Ehepartner als Soldat Dienst leisten.

12 – Innere Führung – der „kategorische Imperativ“ für die Bundeswehr

Die angerissenen Problemfelder lassen sich bewältigen, wenn die politische Leitung und die militärische Führung in Wahrnehmung ihrer Verantwortung die Rahmenbedingungen des Dienstes verbessern oder dort schaffen, wo sie noch nicht entwickelt sind. Auf der „Arbeitsebene“ kommt es darauf an, das zu realisieren, was den mündigen Bürger zum motivierten Soldaten macht: Einsatz für die **freiheitliche und demokratische Ordnung** des Grundgesetzes und des Völkerrechts, **sittliche Bindung** an die dort verankerten Werte, aus denen sich wiederum **soldatische Tugenden** ableiten lassen, eine darauf abgestimmte **politische, historische und kulturelle Bildung, militärfachliche Qualifikation, gewissenhafter Gehorsam in „auftragstaktischer“ Freiheit** aus Einsicht in dienstliche Notwendigkeiten. Eine so gepflegte Berufsethik ist auf

Frieden in Freiheit im Kleinen und im Großen ausgerichtet ¹⁰⁾.

Der GKS liegt daran, dass die Soldaten der Bundeswehr auch in Zukunft ihre Pflicht zum treuen Dienen erfüllen und den Anspruch der Inneren Führung nach Kräften gerecht werden können. Es wird darauf ankommen, wie sie einander begegnen, wie sie ihre Untergebenen annehmen und umgekehrt. Die Soldaten sollten sich gemeinsam in Unterrichten, in Arbeitsgruppen, in Diskussionsrunden und Pausengesprächen besinnen und über sich und ihren Dienst nachdenken. Wo immer Defizite erkennbar werden, ist Bildung das beste Mittel gegen Verführung, Verdummung und Bevormundung.

Wer den mitdenkenden Soldaten fordert und kritischen Gehorsam aus Einsicht kultivieren will, wird sich über den „Bürgermut vor Fürstenthronen“ (Zivilcourage) freuen und „Soldatenmut vor Vorgesetzten“ fördern. Vorgesetzte, die um ihr Ansehen fürchten, weil ihre Entscheidungen oder ihr Führungsverhalten hinterfragt werden, haben ihre Autorität bereits verspielt und sind fehl am Platze. Souveräne Vorgesetzte ge-

ben Fehler selbstbewusst zu, zumal es ihrer Glaubwürdigkeit und Autorität nicht schadet!

Innere Führung zeigt sich nicht nur darin, wie Vorgesetzte führen, sondern auch, wie sich Soldaten, Vorgesetzte und Mitarbeiter, aufführen, wie sie sich fühlen und benehmen. Vorgesetzte in einer Armee wie der Bundeswehr werden stärker herausgefordert und geprüft als in anderen Armeen, weil sie „ihre Soldaten“ in ihrer Würde achten, sie an ihren Entscheidungen beteiligen und ihr Führungsverhalten transparent machen; denn führen heißt auch: informieren!

Innere Führung als dynamische Konzeption ist so angelegt, dass sie auf den gesellschaftlichen Wandel ebenso reagieren kann wie auf neue Erkenntnisse und Herausforderungen. Sie macht die Bundeswehr zu einer vornehmen, menschlichen, demokratiefreundlichen, sozialverträglichen und international geachteten Armee. Und deshalb bleibt Innere Führung ein konstitutives Element unserer Bundeswehr und hat eine große Zukunft!

Anmerkungen:

- 1) vgl: Die deutschen Bischöfe: „Gerechter Friede“ (GF) vom 27.09.2000 sowie: Vortrag des Militärbischofs Dr. Walter Mixa am Zentrum Innere Führung, Koblenz, am 07.02.2001, „Christliches Menschenbild und Innere Führung“.
- 2) BMVg: Weisung zur Durchführung der politischen Bildung in den Streitkräften ab 01.01.1996.
- 3) vgl. Gaudium et Spes (GS) 79 und GF 133.
- 4) vgl. GKS-Erklärung vom 05.05.2000: „Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte“
- 5) vgl. Gemeinsame Erklärung des Vorsitzenden der Deutschen Kommission Justitia et Pax und des katholischen Militärgeneralvikars vom 24.03.2000: „Innere Führung – unverzichtbare ethische Grundlage für Streitkräfte“.
- 6) ZDv 66/2: „Lebenskundlicher Unterricht“ vom November 1959.
- 7) BM Scharping, am 14.03.2000 auf einer Tagung mit Bataillonskommandeuren in Strausberg.
- 8) vgl. Bericht der de-Maiziere-Kommission (1979): „Führungsfähigkeit und Entscheidungsverantwortung in den Streitkräften“.
- 9) Stärke, Tätigkeits- und Ausrüstungsnachweis.
- 10) vgl. Leitsätze der GKS in: „Gemeinsam in die Zukunft“, AUFTRAG 217 / Mai 1995, Seite 5.

GEFUNDEN:

Weisheiten des 4. Jahrhundert v. Chr., geeignet als Grundsätze der Inneren Führung

- *Pflicht ohne Liebe
macht verdrießlich.*
- *Verantwortung ohne Liebe
macht rücksichtslos.*
- *Gerechtigkeit ohne Liebe
macht hart.*
- *Wahrheit ohne Liebe
macht kritiksüchtig.*
- *Klugheit ohne Liebe
macht betrügerisch.*
- *Freundlichkeit ohne Liebe
macht heuchlerisch.*
- *Ordnung ohne Liebe
macht kleinlich.*
- *Sachkenntnis ohne Liebe
macht rechthaberisch.*
- *Macht ohne Liebe
macht grausam.*
- *Ehre ohne Liebe
macht hochmütig.*
- *Besitz ohne Liebe
macht geizig.*
- *Glaube ohne Liebe
macht fanatisch.*

nach Lao-tse

FRIEDENSETHIK

Moral und Ethik dürfen in der Stunde militärischen Handelns nicht von der Bühne abtreten

Militärbischof Mixa fordert politisch-moralische Auswertung des Kosovo-Konflikts

Zur ethischen Legitimation militärischer Gewaltanwendung äußerte sich der Katholische Militärbischof und Bischof von Eichstätt Dr. Walter Mixa am 7. Mai vor über 250 Offizieren der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. Unter Bezug auf das Hirtenwort „Gerechter Friede“ sprach sich Mixa für eine ethische Überprüfung der im Verlauf des Kosovo-Konflikts angeführten politischen Begründungen für die militärischen Operationen aus.

Unter Berufung auf die Aussage des damaligen Nato-Sprechers Jamie Shea: „Wenn wir die öffentliche Meinung in Deutschland verloren hätten, hätten wir sie im ganzen Bündnis verloren“, stellte Mixa die Frage nach der politischen Bedeutung moralischer Appelle an höchste Werte. Die Entscheidung „ad bellum“ stelle die Parteiendemokratie „vor nahezu unlösbare Begründungsaufgaben“. Wenn aber die Politik moralische Ansprüche erhebe, müsse sie – auch im nachhinein – bereit sein, die erhobenen Ansprüche einer ethischen Überprüfung unterziehen zu lassen. Mixa wörtlich: „Eine politisch-moralische Auswertung des Kosovo-Konflikts kann unmöglich pensionierten Generalen und der PDS überlassen bleiben“.

Mixa hatte zuvor auf seine besondere Verantwortung als höchster Soldatenseelsorger hingewiesen. Die Soldaten erwarteten zu recht auf direkte Fragen an ihre Seelsorger klare Antworten. Demzufolge könne er sich nicht auf die Verkündigung von Prinzipien sowie allgemeinen Werten und Normen beschränken. Er müsse

hingegen im Sinne einer angewandten Friedensethik die politischen Wirkungen moralischer Optionen bedenken. Als Lehre aus der Geschichte hätte die deutsche Militärseelsorge die Erkenntnis gewonnen, dass sie sich nicht politisch oder militärisch instrumentalisieren lassen dürfe. Das Glaubwürdigkeits-Kriterium sicherheitspolitischer Kommunikation verlange den Willen zur Wahrheit. Die von den deutschen Bischöfen vertretenen Kriterien für eine ethisch zulässige „humanitäre Intervention“ müssten von der notwendigen völkerrechtlichen Ermächtigung bis hin zum Einsatz militärischer Mittel konkret angewendet werden. Politische Parteien, Völkerrechtler, Medien und gesellschaftliche Organisationen hätten sich die Frage gefallen zu lassen, ob sie in den Monaten der Krise die notwendige, kritische Politikbegleitung geleistet hätten: „Haben wir Bischöfe, haben die Institutionen unserer Kirche, die sich mit Fragen der Sicherheitspolitik und der Verteidigung befassen, die ihnen zukommenden Aufgaben zur öffentlichen Stärkung des ‘moral point of view’ wahrgenommen?“

Mixa kündigte konkrete Maßnahmen zur Verbesserung der Gewissensbildung von Soldaten an. Mixa warnte schließlich vor den Folgen von Sinndefiziten im Zusammenhang mit Auslandseinsätzen. Nichts könne Soldaten mehr belasten als die Einsicht, möglicherweise für eine unbedeutende oder gar schlechte Sache ihren Dienst zu leisten. (KMBA/Beyel)

Nachfolgend der Vortrag im Wortlaut:

„Die Waffen segnen?“ – Legitimation militärischer Einsätze der Streitkräfte und Militärseelsorge

KATHOLISCHER MILITÄRBISCHOF DR. WALTER MIXA

Der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr „ist bestellt, um die Seelsorge unter den zur Deutschen Bundeswehr gehörenden Katholiken zu ordnen, zu leiten und wirksam zu gestalten“.

So heißt es lapidar in Art. 1 der Päpstlichen Statuten für den Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr vom 22. November 1989. „Kraft seines Amtes wird er es sich angelegen sein lassen, den ihm unterstellten Katholiken die christliche Lehre, die Sakramente der Kirche und die seelsorgliche Leitung leichter

und fruchtbarer zugänglich zu machen“.

Mein heutiger Besuch in der Führungsakademie der Bundeswehr, dem zentralen Ort der Aus- und Fortbildung der hohen militärischen Verantwortungsträger unserer deutschen Streitkräfte, gibt mir Gelegenheit zu erläutern, was dieser Auftrag konkret für die Bezeugung des „Evangelium des Friedens“ (Eph 6, 15) und die Verkündigung der kirchlichen Lehre vom „gerechten Frieden“ bedeutet.

Denn als Seelsorger muss ich darauf achten, die konkreten Bedin-

gungen und Verhältnisse und vor allem die Menschen selbst in den Blick zu nehmen, für die ich mich mit meinen Militargeistlichen, den Pastoralreferenten und ihren Mitarbeitern pastoral verantwortlich weiß. Konkret und wirksam muss dieser Dienst also sein – und auch demütig und selbstkritisch, möchte ich hinzufügen. Denn auch die Katholische Militärseelsorge unseres Landes – und die zuletzt zitierte Formel weist durch ihre Sprachgestalt auf ihr Alter von fast 150 Jahren hin – muss sich ihrer eigenen Geschichte stellen: Wie sind die Soldatenseelsorger frü-

herer Jahrzehnte dem Auftrag friedensethischer Verkündigung und der Gewissensbildung gerecht geworden? Was können wir Seelsorger heute aus dieser Geschichte lernen und was haben wir gelernt? Wie können wir unseren Beitrag dazu leisten, dass Sie als militärische Führer Ihre eigene Verantwortung gegenüber dem staatlichen Auftraggeber und den Ihnen unterstellten Soldaten und nicht zuletzt all denen Menschen gegenüber gewissenhaft wahrnehmen können, die durch Ihr Handeln betroffen sind? Diese Fragen stellen sich heute mit unabwendbarem Ernst, denn Einsätze der Bundeswehr können mit militärischer Gewaltanwendung, mit Verwundung und Tod – und auch mit Scheitern und Niederlage verbunden sein.

In den vergangenen Monaten hatte ich verschiedentlich Gelegenheit, die wesentlichen Aussagen des Hirtenwortes der Deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“ vom September 2000 Soldaten bekannt zu machen. Hier in der Führungsakademie der Bundeswehr hat sich in dankenswerter Weise mein bischöflicher Mitbruder im Erzbistum Hamburg, Weihbischof Dr. Jaschke, dieser Aufgabe gestellt. Aber auch in der unmittelbaren persönlichen Begegnung mit Soldaten und Soldatinnen aller Dienstgradgruppen, hier in der Heimat und im Einsatzgebiet auf dem Balkan, konnte ich manche in diesem Text aufgeworfene Sachverhalte und Probleme ansprechen. Dabei wurde mir immer wieder bewusst, dass Soldaten **direkte Fragen** an ihre Seelsorger richten und **klare Antworten** erwarten. Weiterhin habe ich erfahren, dass diese Unmittelbarkeit in der Sache und oft auch die Unverblümtheit der Sprache Ausdruck entgegengebrachten Vertrauens sind; eines Vertrauens, das aus der Nähe wächst, in der sich Soldaten und ihre Militärseelsorger – zumal im Auslandseinsatz – im alltäglichen Leben, in Dienst und Freizeit, begegnen, sich kennen- und wertschätzen lernen.

Daran durfte auch ich teilhaben, und darum möchte ich heute einige **Fragen zur angewandten Friedensethik** ansprechen, mich also nicht auf die Verkündigung von Prinzipien und allgemeinen Werten und Normen beschränken, sondern auf

Fragen aus dem Leben und Erleben von Soldaten zu antworten versuchen.

1. „Lehren“ der Geschichte

Auch heute kommt es vor, dass Militärgeistliche gefragt werden, wie oft sie denn schon Waffen gesegnet hätten. Die dann gegebene Antwort, eine solche Segnung sei heute unzulässig und schon in beiden Weltkriegen katholischerseits nicht vorgenommen worden, ist zwar richtig, trifft aber wohl nicht den Kern des in der Frage Angesprochenen. „Den Segen geben“ meint wohl eher, den militärischen Gewalteinsatz ethisch zu billigen oder gar gutzuheißen, ihn als gutes Mittel zu einem hohen Ziel, ja vielleicht sogar als Ort der menschlichen Bewährung oder gar des heroischen religiösen Opfers zu preisen. Ja, es ist wahr, all dieses hat es etwa im Ersten Weltkrieg im großen Umfang gegeben. Es wurde nicht nur um den Sieg der eigenen Fahnen gebetet, sondern die gerechte Sache wurde für jede Seite von den Christen und ihren geistlichen Hirten fest vertreten – in Frankreich, in Italien, in der Habsburger Monarchie mit ihren vielen Völkern und auch in Deutschland. Vielleicht gerade in unserem Land, weil die katholische Minderheit nach dem Kulturkampf nicht als ultramontanistisches, trojanisches Pferd hinter den Söhnen des „deutschen Luthers“ zurückstehen wollte. Die Zeugnisse der moralischen und religiösen Überhöhung nationalistischer Kriegspropaganda beider Kirchen sind zahlreich. Die Feldseelsorger hingegen, die ja oft unmittelbar der Wirklichkeit des modernen Krieges ausgesetzt waren, waren in diesem Chor noch eher diejenigen, die sich zurückhielten – und schwiegen.

Ein solches beredtes Schweigen war das auffällige **friedensethische Zeugnis der Kriegspfarrer der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg**. Als vor Jahren der seinerzeitige Militärgeneralvikar Ernst Niermann ehemalige katholische Feldgeistliche um die Niederschrift ihrer Erinnerungen bat, erhielt das dann zustande gekommene Buch – als Zitat aus einem Beitrag – die sinnfällige Überschrift: „*Mensch,*

was wollt ihr denen sagen?“: zum „gerechten Sinn“ dieses Krieges, zu befohlenen Verbrechen, zu militärisch sinnlosen Befehlen und Operationen, zum tragischen Tod unschuldiger junger Soldaten durch die Hand eigener Kameraden.

Die Kirche – ich kann hier nur für meine eigene sprechen – hat aus dem Erlebnis von modernem Massenkrieg und Diktatur ihre Lehren gezogen:

- a) **Das Wesen des Politischen, die Beziehung von Staat und Gesellschaft und die öffentliche Rolle der Kirche in der Massengesellschaft wurden neu bestimmt.** Die innere Orientierung an patriarchalischen, hierarchisch strukturierten, von der „hausväterlichen“ Autorität abgeleiteten Politikmodellen wurde zugunsten einer **Hinwendung zur parlamentarischen Demokratie** überwunden.
- b) Die Wertung des Krieges als eines **quasi „natürlichen“ Mittels staatlicher Politik**, wie sie zum Kern des neuzeitlichen, souveränen Staatsmodells gehört, wurde aufgegeben. Der **theoretische und praktische Kompromiss** in der modernen Staatsauffassung – den sog. „äußeren“ Bereich, vor allem die Organisation der Gewaltsamkeit, als Sache des Staates, den „inneren“ Bereich Seele, Gemüt, Emotion – als Angelegenheit von Religion und Kirche anzusehen, wurde **endgültig in seiner Widersprüchlichkeit durchschaut und abgelegt**.
- c) Eine **Seelsorge in den Streitkräften** muss als **Aufgabe der Gesamtkirche** betrachtet und geleistet werden. Sie darf **nicht politisch oder militärisch instrumentierbar sein und sich nicht auf Riten und individuelle Frömmigkeitsübungen abdrängen lassen**. Stattdessen muss sie einerseits als wirkliche „Militär“- und nicht nur „Soldaten“-Seelsorge einen öffentlichen, sozial-ethischen Auftrag auch gegenüber der Institution der Streitkräfte wahrnehmen. Andererseits muss sie **wirksam** – nicht nur in schönen Worten – auf eine Gewissensbildung zumal des militärischen Führer-

corps hinwirken können.

In der Entwicklung der kirchlichen Friedenslehre selbst spiegelt sich dieser Prozess unmittelbar wider. Aus einem völlig bedeutungsarmen, in der theologischen Ausbildung und Wissenschaft und mehr noch im kirchlichen Leben fast völlig bedeutungslosen Traktat über den „bellum iustum“ wurde eine **systematisch entfaltete kirchliche Soziallehre über „gerechten Frieden“**. Diese schließt den Schutz und die Förderung grundlegender Menschenrechte ein, jenseits zu begrenzender Souveränitätsansprüche der Staaten, und ebenso die Entwicklung und den Schutz der natürlichen Umwelt. Sicherheitspolitik und ihre Mittel, zumal der militärische Faktor, werden ausschließlich in dieser **Zielperspektive auf den Schutz von Frieden und Menschenrechten hin** für sittlich legitim erklärt. In unserem Bischöflichen Wort zum „Gerechten Frieden“ können Sie diese Linie unschwer verfolgen.

Einen Aspekt möchte ich – letztlich auch als Bestandteil geschichtlichen Lernens – noch besonders hervorheben: **die kirchliche Thematisierung und Wertung des Gewaltproblems**. Hier war schon im Text des Vorgängerwortes „Gerechtigkeit schafft Frieden“ (1983) die biblische Botschaft von dem **durch Gott geschenkten „Schalom“** in seiner unmittelbaren Beziehung zu den Heilzeichen des neuen Gottesreiches hergestellt, wie sie Jesus in der Bergpredigt angesagt hat. Der von Gott in Christus geschenkte Frieden, der damit zugleich zum moralischen Auftrag menschlichen Handelns wird, lebt von Gerechtigkeit und Freiheit. Die Gewalt hingegen untergräbt bzw. zerstört letztlich sowohl die eine wie die andere. Freiheit und Gerechtigkeit können daher auch niemals in einem Konkurrenzverhältnis zueinander verstanden werden. Ohne einen christlich durchformten Pazifismus wäre uns Katholiken eine solche Erkenntnis historisch kaum zuge wachsen. Als Militärbischof weise ich daher mit **Dank auf die Verdienste des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“** der Vorkriegszeit und der Internationalen Friedensbewegung „Pax Christi“ nach dem Zweiten Weltkrieg

hin, ohne dabei ihre politischen Aktivitäten im Einzelnen bewerten zu wollen. Dass in unserer katholischen Kirche – etwa in der Deutschen Kommission *Justitia et Pax* – Soldaten, christliche Pazifisten und anerkannte Kriegsdienstverweigerer sich gemeinsam für den Frieden engagieren können, hat diese Lehrentwicklung zur Voraussetzung. **Diese sieht einerseits – und das ausschließlich – im Soldaten einen „Diener für Sicherheit und Freiheit der Völker“** (II. Vatikanisches Konzil, GS Nr. 79), andererseits nimmt sie auch einem verabsolutierten Gesinnungspazifismus die Spitze, indem sie auch dem Pazifisten abverlangt, im Grenzfall den gewaltsamen Schutz der Würde und der Rechte von Menschen zu bejahen.

2. „Ethische Legitimation“

Der große deutsche Soziologe Max Weber hat schon vor 100 Jahren darauf hingewiesen, in welcher **Weise politisches Handeln** – gerade im Kontext organisierter Strukturen – **auf die Zustimmung, auch die innere Zustimmung, jener angewiesen ist, die von den konkret erhobenen Herrschaftsansprüchen betroffen sind**. Macht oder gar Gewalt können niemals auf Dauer „Staat machen“. Dieses Werben um Zustimmung und das Gewinnen dieser Unterstützung von Politik nennt Max Weber Legitimation, die für die Stabilität politischer Herrschaft unverzichtbar ist.

Was dies für eine parlamentarische Demokratie unseres deutschen Typs, in der die politischen Parteien eine herausragende Rolle spielen, bedeutet, brauche ich hier nicht weiter zu erläutern. Der geschilderte Hintergrund aber ist von Belang, wenn wir uns heute – aus der Sicht der Seelsorge – danach fragen, welche Rolle Moral und Ethik in diesem Zusammenhang spielen.

Ethische Positionen und Optionen sind ein Faktor, der dazu beiträgt, dass politische Handlungen öffentliche Akzeptanz finden. So werden **Moral und Ethik, zumal in der öffentlichen Repräsentanz, u. a. durch die großen Kirchen, zum Gegenstand bzw. Faktor der Politik**. Sie werden es – wie jüngste Er-

fahrungen zeigen – vor allem dann, wenn rechtliche oder reine Verfahrens-Legitimationen zur Lösung politischer Streitfragen offensichtlich nicht ausreichen. Die **Einsetzung eines Ethik-Rates durch die Bundesregierung** soll etwa dabei helfen, schwierige, für das politische Publikum schwer durchschaubare, zugleich aber mit erheblichen Gruppeninteressen verbundenen Grenzfragen medizinischer, rechtlicher und politischer Art zu lösen.

Wie die Erfahrung zeigt – ich erinnere etwa an die Situation des Zweiten Golfkrieges sowie den Kosovo-Konflikt – kommt **sicherheitspolitischen Entscheidungen zum militärischen Einsatz der Streitkräfte hierbei nochmals eine Sonderrolle** zu. Mit der Entscheidung „ad bellum“ wird heute eine Grenze überschritten, die die politischen Entscheidungsgremien und Persönlichkeiten vor **nahezu unlösbare Begründungsaufgaben** stellt. Es liegt nahe, angesichts solcher Bedingungen öffentlich vorgetragene Begründungen für politische und militärische Entscheidungen mit einem hohen Grad der Emotionalität zu verbinden. Aber auch diese bedarf ihrerseits – wenn sie nachhaltig wirksam sein soll – noch einer, wie ich es nennen möchte, rationalisierenden Zuspitzung. Die kann dann im moralischen Appell an höchste Werte gesucht werden.

Angesichts der medialen Vermittlung politischer Begründungen und Argumentationen kommt der handelnde Politiker ganz sicher auch in existentiell empfundene Grenzbereiche. Der NATO-Sprecher während der Kosovo-Operationen, *Jamie Shea*, hat kürzlich in einer Fernsehdokumentation auf die besondere, entscheidende Rolle der politischen Führer für die öffentliche Meinungsbildung in ihren Ländern hingewiesen. Ein besonderes Lob sprach er dem deutschen Bundeskanzler, aber auch dem Verteidigungs- und Außenminister aus. Und er schloss mit der Anmerkung: **„Wenn wir die öffentliche Meinung in Deutschland verloren hätten, hätten wir sie im ganzen Bündnis verloren“**. Es war aber offensichtlich, dass ohne die Unterstützung durch die öffentliche Meinung die militärischen Operationen nicht hätten

fortgesetzt werden können.

Das war und ist eine politische Wirklichkeit, die sich durch ethische Reflexionen nicht ersetzen lässt. Darf aber daraus gefolgert werden, dass Moral und Ethik in der Stunde politischer Entscheidungen und militärischen Handelns von der Bühne abtreten müssen? Das darf und kann nach meiner festen Überzeugung nicht so sein. Allerdings bedarf der Modus des Wirksamwerdens ethischer Optionen in diesem Kontext einer näheren Bestimmung. Einerseits ist sicherlich das persönliche Ethos der handelnden Personen anzuführen. Jeder, der Entscheidungen trifft und damit auch die Verantwortung dafür übernehmen muss, wird sich der Schwere der Verantwortung bewusst sein. Und kaum jemand wird in solchen Situationen jene Werte und Normen aus dem Blick verlieren, die unserem Menschsein Würde und Entschlossenheit geben. Das ist aber nur die eine Seite.

Die andere zeigt sich im öffentlichen Prozess der Legitimation, zumal heute in ihrer medial-kommunikativen Vermittlung. „Eine zentrale Kategorie sicherheitspolitischer Kommunikation ist Glaubwürdigkeit“, las ich dieser Tage in einem intelligenten Text. „Sie ist die unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg jeglicher Kommunikationsbemühungen durch die Exekutive“. Als Kriterien der Glaubwürdigkeit werden Offenheit, Transparenz und Konsistenz (Beständigkeit) genannt. Und ich füge noch einen ethisch gehaltvollen Faktor hinzu: die Wahrheit. Die Macht der Fernsehbilder, die für die eigene Sache werben, mag im Moment die öffentliche Meinung maßgeblich beeinflussen. Auf Dauer und bei einer Zuspitzung der Lage, insbesondere bei Zunahme der eigenen Belastungen, reicht sie nicht mehr aus.

Die Botschaft, die durch die Bilder vermittelt werden soll, muss eben letztlich doch schlicht „wahr“ sein. Und dabei geht es nicht nur um die Tatsachen-Wahrheit. Der ethische Anspruch, der durch den bildhaft vermittelten Appell erhoben wird, muss sich in einer nachgängigen Reflexion als einlösbar erweisen. Das gilt für die Kriterien, die bei der Bewertung jener Handlungen heranzuziehen sind, die die abgebil-

deten Tatbestände verursacht haben. Dasselbe trifft nicht minder auf die getroffenen Güterabwägungen zu, die in jeder Situation unabdingbar sind.

Der Kosovo-Konflikt war ja auch für uns Bischöfe in der Vorbereitung unseres Wortes ein „Lehrstück“: Angefangen bei der notwendigen völkerrechtlichen Ermächtigung, der Mandatierung durch den UN-Sicherheitsrat, bis hin zu Anwendungsfragen bei der Durchführung der militärischen Maßnahmen – sei es der Schutz der Zivilbevölkerung, der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit und des Suffizienzprinzips und schließlich die Linderung humanitärer Notlagen – waren wir uns immer der grundlegenden Problematik bewusst, dass es die Handelnden mit der konkreten Beantwortung dieser Fragen schwerer haben als jene, die sie als ethisches Kriterium formulieren.

Hier gelangen wir an jenen Punkt, der in Vergangenheit und Gegenwart Kritiker auf den Plan gerufen hat, die die Lehrer der Moral mit einem umfassenden Ideologie-Vorwurf konfrontieren. Denn eine ethische Lehre, die sich in der Praxis als nicht anwendbar erweist, erfüllt die an sich selbst gestellten Forderungen nicht. Ja mehr noch, sie erweist sich zu leicht als geeignet, nach außen einen moralischen Mantel der Legitimität dort umzulegen, wo tatsächlich sogar direkt unmoralische Motive und nicht zu rechtfertigende Strategien das Handeln bestimmen. So wird denn behauptet, in der Geschichte seien alle Kriege als „gerechte“ geführt worden, es komme eben nur auf die jeweilige Interessen-Perspektive an. Und mehr noch: Da nach christlichem Verständnis die Ethik jeden Einzelnen in seinem Handeln unbedingt verpflichtet, werde dann entweder die moralische Person oder aber das behauptete Ziel der Lehre vom „gerechten Frieden“ desavouiert. Dann gelte nach wie vor der in einem moraltheologischen Handbuch des Jahres 1907 enthaltene Satz: „Da jedoch der Einzelne selten im Stande ist, über Recht oder Unrecht eines Krieges sicher zu urteilen und es dem von der Staatsgewalt ausgehenden oder militärflichtigen Soldaten auch nicht zusteht, die Gerechtigkeit oder Erlaubt-

heit eines Krieges zu untersuchen, so hat er selbst im Falle des Zweifels an der Gerechtigkeit des Krieges einfach Folge zu leisten“.

Nach den genannten Lehren aus der Geschichte kann ich es, zumal aus seelsorglicher Sicht als Ihr Militärbischof, bei einer solchen Betrachtung nicht bewenden lassen.

Der Einzelne – weder der verantwortliche Politiker noch der handelnde Soldat – darf für die Moralität militärischer Gewaltanwendung isoliert und quasi „privat“ in Haft genommen werden. Vorrangig ist der öffentliche, politische Prozess. Und hier, so meine ich, stellen sich aus ethischer Perspektive eine Reihe von Fragen als Lehren aus der Kosovo-Krise. Ich möchte nur einige nennen:

- In welcher Weise haben die politischen Parteien, sowohl die Regierungsparteien wie die in der Opposition, den entscheidenden Beschluss des Deutschen Bundestages vorbereitet und auch öffentlich begründet?
- In welcher Weise sind die Medien, vor allem das Fernsehen, ihrer Aufgabe der öffentlichen Information und kritischen Begleitung des Regierungshandelns nachgekommen? Es scheint mir doch recht billig, zwei Jahre nach den kriegerischen Ereignissen durch den Vorwurf „Es begann mit einer Lüge“ einem maßgeblich handelnden Akteur eine Gesamtverantwortung für die „Wahrheit“ zuzuweisen, bei deren Suche man in der kritischen Situation selbst jämmerlich versagt hat.
- In welcher Form und mit welchen Argumenten haben die maßgeblichen Vertreter der Völkerrechtswissenschaft, national und international, die Frage einer zureichenden Mandatierung eines Streitkräfteeinsatzes zu der durchgeführten, als humanitäre Intervention gekennzeichnete Maßnahme im Kontext des politischen Entscheidungsprozesses öffentlich thematisiert?
- Welche Beiträge haben die großen gesellschaftlichen Organisationen zur notwendigen Politikbegleitung in den Monaten der Krise geliefert? Gab es nicht ein mehr oder weniger geheimes

Einverständnis, dass – wie Jamie Shea es nannte – „die politischen Führer nun die entscheidende Rolle für die öffentliche Meinung spielten“ – und nur sie?

Die zuletzt ausgesprochene Frage muss ich, der Ehrlichkeit halber, natürlich auch an die Institution richten, in der ich selbst Verantwortung trage, nämlich die katholische Kirche in Deutschland. Haben wir Bischöfe, haben die Institutionen unserer Kirche, die sich mit Fragen der Sicherheitspolitik und der Verteidigung befassen, in dem Zeitraum, in dem die Weichen für die künftigen Entscheidungen gestellt wurden, die ihnen zukommenden Aufgaben zur öffentlichen Stärkung des „moral point of view“ wahrgenommen? Ich muss als höchster katholischer Militärseelsorger diese Frage stellen, um die Last der Kritik, auch mancher Unterstellungen, nicht einseitig verantwortlich handelnden Politikern oder den Soldaten und Soldatinnen unserer Bundeswehr aufbürden zu lassen.

3. Aufgaben, Chancen und Grenzen der Militärseelsorge

Lassen Sie mich, bevor ich zur Umschreibung konkreter Aufgaben unserer Militärseelsorge im Kontext dessen, was wir **ethische Legitimierung politisch-militärischer Entscheidungen** nennen wollen, komme, einige allgemeine **Schlussfolgerungen** aus meinen Überlegungen ziehen.

1. Im öffentlichen Prozess politischer Legitimation militärischer Maßnahmen müssen die öffentlichen Instanzen die ihnen im demokratischen Staat und einer freien Gesellschaft zukommende Rolle tatsächlich wahrnehmen. Um Lehren aus dem Geschehenen ziehen zu können, muss dies wenigstens im Nachhinein erfolgen. Diejenigen, die zum Handeln verpflichtet sind, haben das Recht und die Pflicht, ihre Erwartungen und Forderungen an diese Institutionen auch öffentlich zu äußern.

Die GKS hatte bereits vor dem Beginn der Nato-Militäraktion gegen Jugoslawien (24.03.1999) in einem Brief an Verteidigungsminister Rudolf Scharping kritische Fragen zur völkerrechtlichen und ethischen Legitimation eines solchen Einsatzes gestellt. Das Schreiben und die Antwort des BMVg sind im AUFTRAG dokumentiert (Nr. 237/Okt. 1999, S. 6 ff.: „Die GKS stellt Fragen zur humanitären Intervention der NATO im Kosovo“). Darüber hinaus hat die Bundeskonferenz der GKS mit ihrer Erklärung vom 5. Mai 2000 „Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte“ strenge Kriterien für den Einsatz der deutschen Streitkräfte aufgestellt.

2. Wenn es um das Problem der Anwendung militärischer Gewalt geht, ist heute – ich möchte sagen „Gott sei Dank“ – der „ethische Faktor“ tatsächlich nicht übergebar. Wenn die Politik hier moralische Ansprüche erhebt, muss sie – auch im Nachhinein – bereit sein, die erhobenen Ansprüche einer ethischen Überprüfung unterziehen zu lassen. Natürlich ist man auch im Falle des militärischen Einsatzes von Streitkräften nachher klüger als vorher. Das hindert aber nicht, sich einer ethischen Rechenschaftspflicht unterziehen zu müssen, wenn man denn sein Handeln ausdrücklich moralisch begründet hat.

3. Gerade in meiner besonderen vermittelnden Rolle als höchster Militärseelsorger und Angehöriger der Deutschen Bischofskonferenz muss ich mich dafür einsetzen, nach Möglichkeit zu gewährleisten, dass die handelnden Politiker und militärischen Führer die von uns Bischöfen mit **Anspruch auf Verbindlichkeit** (zumindest für die Katholiken) genannten **Prinzipien und Kriterien zur Bewertung des Geschehenen praktisch anwenden**. Eine politisch-moralische Auswertung des Kosovo-Konfliktes kann also unmöglich pensionierten Generalen und der PDS überlassen bleiben.

Was nun die Aufgabe unserer Katholischen Militärseelsorge in diesem Zusammenhang ist, möchte ich jetzt in Kürze und, wie zu Anfang versprochen, **konkret und klar** umschreiben.

1. Ich werde dafür Sorge tragen, dass meine Militärseelsorger über ihre übliche theologisch-ethische akademische Ausbildung hinaus **hinreichende Kenntnisse in System und Anwendungsfragen der kirchlichen Friedenslehre** haben. Zu diesem Zweck besteht seit 1983 das von meinem Vorgänger im Amt als Militärbischof gegründete „**Institut für Theologie und Frieden**“ in Barsbüttel bei Hamburg, das über die wissenschaftliche Forschung hinaus sich stärker im Bereich der Fortbildung der Militärseelsorger, der internen Diskussion innerhalb der Bundeswehr und der Beratung der Bischöfe und ihrer Einrichtungen wie auch durch Teilnahme an der öffentlichen Debatte einbringen wird. Ich bin froh und dankbar, dass in den Reihen der in meinem Jurisdiktionsbereich **engagierten Laien** sowohl in der „Zentralen Versammlung“, also dem diözesanen Pastoralrat, wie in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten Arbeitsgruppen bestehen, die sich schon seit längerem mit friedens- und sicherheitspolitischen Themen befassen. Ich werde mein Augenmerk darauf richten, dass diese wertvolle, hier geleistete Arbeit stärker in der Öffentlichkeit innerhalb und außerhalb der Bundeswehr bekannt wird. Und schließlich werde ich **persönlich ethisch bedrängende Fragestellungen im unmittelbaren Kontakt mit hohen Vertretern von Bundeswehr und Politik zur Sprache bringen**. Das selbe gilt selbstverständlich auch gegenüber den deutschen Bischöfen und ihrer nationalen Bischofskonferenz.

2. Weil die Ethik ihre eigentliche Aufgabe in der Gewissensorientierung des verantwortlich Handelnden hat, liegen die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen moralisch-ethischer Information und Beratung von Soldaten vor allem dort, wo sich das **Pro-**

blembewusstsein von Soldaten formiert, und in der Art und Weise, wie es sich Ausdruck verleihen kann. **Friedensethische Fragestellungen** werden künftig, mehr noch als in der Vergangenheit, **einen zentralen und nachhaltig realisierten Ort im Lebenskundlichen Unterricht haben**. Insbesondere gilt dies für die **zentralen Bildungsinstitutionen der Streitkräfte**, zumal in den Laufbahnlehrgängen für Offiziere und Unteroffiziere, aber auch in den Arbeitsgemeinschaften für Offiziere und Unteroffiziere in militärischen Behörden und vor allem auch in der Truppe selbst. Auf diesem Gebiet sind sicherlich in der Alltagspraxis nicht leicht zu lösende Aufgaben zu bewältigen. Die ethische Reflexion erscheint vielfach als abstrakt, manchmal wirklichkeitsfremd und oft auch kontraproduktiv im Hinblick auf konkrete Zwänge zu Problemlösungen. Hier ist eine **Übersetzungsarbeit** zu leisten, die wirkliche Dialogbereitschaft von beiden Seiten voraussetzt. Dabei muss man sich auf Fragestellungen des jeweils anderen wirklich einlassen. Das ist oft nicht leicht. Aber das gemeinsame Ziel, auf das ein solcher Dialog ausgerichtet ist, sollte uns ermutigen, auch aufwendige und manchmal anstrengende Schritte zu unternehmen. Es geht ja letztlich um die Vergewisserung, ob jeder in seinem konkreten Verantwortungsbereich bei einem militärischen Einsatz, vor allen Dingen bei der Anwendung militärischer Gewalt, vor seinem eigenen Gewissen und vor den Menschen bestehen kann, für die er Verantwortung wahrnimmt.

3. Jetzt ist, so scheint mir, der Punkt gekommen, wo ich jene notwendige Demut in Erinnerung bringen muss, die dem Seelsorger unter den Soldaten in der Institution Bundeswehr angesichts seiner Verantwortung für die Verkündigung des „Evangelium des Friedens“ und der Hoffnung auf die Möglichkeit eines „gerechten Friedens“ angemessen ist. Dies legt zuerst die **Erkenntnis der begrenzten Möglichkeiten** nahe,

unter denen er sich seiner Aufgabe unterzieht, wie auch den in der Sache selbst liegenden, **den Menschen oft überfordernden Aufgaben**, die sich im Zusammenhang mit militärischen Einsätzen stellen. Die Hoffnung, die mich als katholischen Christen, Priester und Bischof beseelt, ist jene, dass **jeder Mensch, der sich gewissenhaft um das Tragen seiner eigenen Verantwortung bemüht, durch Gottes Gnade die Erkenntnis und Kraft erhält, in den Situationen der Herausforderung zu bestehen**. Dies gilt auch, wenn das längst nicht bedeutet, dass sich in dieser Hoffnung alle Probleme als lösbar erweisen und alle Handlungsherausforderungen bewältigen ließen, ohne moralisch schuldig zu werden.

Ich komme nochmals zur Frage **ethischer Legitimation von Politik** zurück. Es gehört zu den mehrfach angesprochenen Lehren aus der Geschichte, die ja letztlich für uns Christen ein Lernen auf dem Glaubensweg der Kirche und der Christen sind, dass, „*das Wohl der ... anvertrauten Völker*“ – und ich füge hinzu: nicht nur das des eigenen, sondern das Wohl aller Menschen dieser Welt – „*zu schützen*“ ist. Das II. Vatikanische Konzil, das dies den Regierenden und den für den Staat Verantwortung Tragenden ins Gedächtnis ruft, verbindet dies mit der – nur scheinbar trivial lautenden – Mahnung: „*Sie sollen diese ernste Sache ernst nehmen*“ (II. Vatikanisches Konzil, GS Nr. 79).

Der zitierte Aufruf des Konzils ist zuerst sicherlich in sich moralisch gemeint. Sie schließt aber einen davon unabhängigen Gesichtspunkt ein, den auch jene nicht übersehen sollten, die unser christliches Bild vom Menschen, seiner göttlichen Berufung und moralischen Verantwortung gegenüber Schöpfer und Mitmenschen nicht teilen: Wie uns die geschichtliche und die gegenwärtige Wirklichkeit des militärischen Einsatzes von Streitkräften lehrt, **haben Menschen nur begrenzte Ressourcen**, seelische Belastungen und fehlende Einsichten in den Sinn ihres Tuns und oft Erleidens zu verarbei-

ten. Nichts wird auf Dauer den Dienst eines Soldaten **mehr erschweren als die Einsicht, möglicherweise einer unbedeutenden oder gar schlechten Sache seinen Dienst zu leisten**. Selbst wenn es gelänge, in unserer deutschen Gesellschaft auf Dauer für unsere Soldaten, zumal im Auslandseinsatz, das zu bewerkstelligen, was die Amerikaner „support“ nennen, bleiben die letzten Fragen nach dem moralischen Sinn des soldatischen Dienstes in seiner konkreten Form dann immer noch offen. Auch der Soldat, der sich nicht nur von Kameraden, sondern auch von den politischen Institutionen, ja von der Öffentlichkeit, von seinen Nachbarn, seiner Familie und seinen Freunden getragen weiß, fragt sich letztendlich in einem Umfeld anhaltender Unfriedlichkeit, Not und Gewaltbereitschaft, warum er hier sein Leben und seine Gesundheit einsetzen soll. Insofern ist der „**moralische Faktor**“ dem **Dienst und Leben des Soldaten im militärischen Einsatz immanent**. Hier liegen mögliche absolute Grenzen politischen Wollens und jeder militärischen Führungsfähigkeit. Unsere demokratischen Nachbarn in Europa haben in den vergangenen 50 Jahren bei den Versuchen einer militärischen Verteidigung politisch und moralisch überholter Kolonialpolitik ebenso wie auch die Vereinigten Staaten in ihrem Engagement in Vietnam lernen müssen, dass **die eigene Öffentlichkeit, das Volk in der Heimat, der Politik die Gefolgschaft aufkündigt, wenn der Einsatz der militärischen Mittel und Kräfte seine sittlichen Grundlagen verloren hat**.

Meine Damen und Herren, heute und an diesem Ort wollte ich die Gelegenheit nutzen, öffentlich **Überlegungen über Aufgaben, Chancen und Grenzen der Militärseelsorge im Blick auf die friedensethische Gewissensbildung der Soldaten** vorzutragen. Ich konnte ihnen sicherlich keine fertigen Antworten anbieten. Das liegt aber offensichtlich in der Natur der Sache. Ich wäre froh, wenn es mir gelungen wäre, Ihnen das Problemfeld „Friedensethik“ aus der Sicht der Militärseelsorge verdeutlicht zu haben. □

Gedanken zur Krisenprävention – eine kritisch-positive Betrachtung

KLAUS LIEBETANZ

Dieser Beitrag sollte in Zusammenhang mit dem Wort der deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“ gelesen werden. Er relativiert die allzu optimistische Auffassung der Autoren des Hirtenwortes in Bezug auf die zivile Konfliktprävention. Im Gegensatz dazu unterstützt der Beitrag die positive Einschätzung des Bischofswortes im Kapitel II.5 „Konfliktnachsorge als Konfliktvermeidung“ ausdrücklich. Der Verfasser des Artikels fordert darüber hinaus dringend eine „Humanitäre Meldestelle“ bei der „Deutschen Kommission Justitia et Pax“, damit von kirchlicher Seite rechtzeitig auf einen beginnenden Völkermord reagiert werden kann. Ereignisse wie der Völkermord an ca. 850.000 Frauen, Kinder und älteren Menschen fast ausschließlich in Kirchen in Ruanda (60 % Katholiken und 15% Protestanten) im Frühjahr 1994 dürfen sich nicht wiederholen. Das Krisenreaktionszentrum im Auswärtigen Amt würde eine „Humanitäre Meldestelle“ der Kirchen begrüßen.

Das neue Zauberwort für Frieden lautet: Krisenprävention

Seit Mitte der Neunziger Jahre gibt es im Bereich der Europäischen Union einige Initiativen zur Konflikt- und Krisenprävention. Sie stehen im Schwerpunkt der „Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP)“. Dazu gehört eine neue „Strategieplanungs- und Frühwarninheit“ mit einem „Situation Centre“. Ähnliches gibt es seit Jahren bei den Vereinten Nationen. Das neue Zauberwort für Frieden lautet: Krisenprävention. Im Folgenden soll untersucht werden, wie realistisch diese Vorstellungen sind.

Fehleinschätzung über die Anzahl von Krisen

Als im Sommer 2000 das Geiseldrama um die Rebellengruppe Abbu Sajad auf der philippinischen Insel Jolo ihren Höhepunkt erreichte, wur-

den in der Presse Stimmen laut, die Vereinten Nationen hätten bei diesem Konflikt versagt. Die UNO hätte schon viel früher auf die philippinische Regierung einwirken sollen, damit diese der betroffenen Moslemgruppe einen gesicherten Minderheitenschutz gewähre.

Solche Vorschläge setzen voraus, dass es die Vereinten Nationen nur mit einigen wenigen potentiellen Krisenherden zu tun hätten, die sie sukzessiv abbauen könnten. In Wirklichkeit aber gibt es derzeit weltweit mehr als 100 akute Konflikte und über mehr als 1.000 potentielle Krisenherde. Das Stockholmer Friedensforschungsinstitut (SIPRI) kommt 1998 auf ca. 30 „größere bewaffnete Konflikte“ mit jeweils mehr als 1.000 getöteten Menschen pro Jahr. Das Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK) zählt für das Jahr 1998 mit einer etwas weiter gefassten Definition von Krise 128 Konflikte auf der Erde (vgl. Global Trends 2000).

Mehr Krisen und Konflikte als die Medien berichten

Der Verfasser dieser Zeilen hat in der Zeit vom 1. Januar 1992 bis 28. Februar 1995 die Verwendungsnachweise der deutschen humanitären Hilfsorganisationen im Arbeitsstab Humanitäre Hilfe des Auswärtigen Amt geprüft. Bei den ca. 50 Meter Akten über die Aktivitäten der Hilfsorganisationen traten mehr als 100 virulente Krisenherde zu Tage. Die deutsche humanitäre Hilfe deckt jedoch keinesfalls alle weltweiten humanitären Katastrophen ab. Indien und andere Länder ließen z.B. gar keine internationale Hilfe zu, um ihre Unabhängigkeit zu wahren.

Gelegentlich wird der Eindruck erweckt, dass die Medien die interessierte Öffentlichkeit jederzeit über Krisen und potentielle Konfliktherde informieren würden. Dies entspricht nicht den Tatsachen. Das lassen die Nachrichtenfaktoren (Vgl. Galtung / Ruge, 1965) nicht zu. Die Nach-

richtenfaktoren, z.B. Bedeutsamkeit (kulturelle Nähe, Betroffenheit und Relevanz) und der Bezug zu einer Elite-Nation, legen fest, ob eine Meldung zur Nachricht wird. Erst im Zusammenhang mit dem Bürgerkrieg auf Ost-Timor haben die Medienkonsumenten erfahren, dass es seit Jahren mehr als ein Dutzend Konfliktherde auf der indonesischen Inselwelt gibt, die jederzeit explodieren können. Das Gleiche gilt für die blutigen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppierungen auf dem indischen Subkontinent.

Mehr Feuermelder als Feuerwehren

Die Erfahrung zeigt, dass selbst größere Staaten nur eine bis maximal zwei Krisen gleichzeitig bewältigen können. Selbst bei der Lösung bzw. Minderung einer Krisensituation in der Anfangsphase müssen erhebliche finanzielle, wirtschaftliche und unter Umständen militärische Mittel (z.B. Androhung, Stationierung) aufgewandt werden. Angesichts der über 100 akuten Krisen und der ca. 1.000 potentiellen Krisenherde auf unserem Globus konzentrieren sich auch die großen Staaten auf einige wenige Präventivmaßnahmen, die ihren urgentesten Interessen entsprechen.

In diesem Zusammenhang soll auf die US-Präsidentenweisung Nr. 56 vom Mai 1997 hingewiesen werden. Deren Ziel ist es, bei einem plötzlich auftretenden Krisen- und Konfliktfall auf nationaler Ebene rasch ressortübergreifende Krisenteams zu bilden, die als integrierte Stäbe weltweit operieren können. Für die Durchführung einer solchen „komplexen Operation“ ist die eindeutige Stellungnahme zu der Frage notwendig, ob die Durchführung der Gesamtoperation möglich und aus amerikanischer Sicht wünschenswert ist.

Die deutschen Bundesregierungen haben sich bislang nicht anders verhalten. Auch hier ist ein grund-

sätzliches Eigeninteresse für das Handeln oder Nicht-Handeln von entscheidender Bedeutung. Deshalb sind alle moralischen Begründungen für das Eingreifen, wie z.B. im Kosovo, nicht überzeugend. Andernfalls müsste man begründen, warum man bei der humanitären Katastrophe, z.B. in der Elfenbeinküste, nicht eingegriffen hat. Mary B. Anderson stellt in ihrem Report „The Experience of NGOs in Conflict Intervention“ von 1995 fest, dass es deutlich mehr „Early Warning“-Kapazitäten gibt als Fähigkeiten und Potential, um den Krisen und Katastrophen zu begegnen.

Hinzu kommt, dass hinter den Krisen häufig enorme Interessenkonflikte stehen. Diese existieren sowohl in der internationalen Staatenwelt, besonders bei den Nachbarstaaten als auch in den betroffenen Ländern selbst (vgl. den „Bürgerkrieg“ in der Demokratischen Republik Kongo). Zu den realpolitischen Motiven der externen Akteure zählen u.a. das Streben nach Hegemonie, Einfluss-sphären, ökonomische Interessen sowie Image- und Profilierungsstreben in der internationalen Politik. Die internen Spannungen gehen in der Regel an die Wurzel der Existenz der betroffenen Ethnien und religiösen oder weltanschaulichen Gruppierungen und sind durch bloße Überzeugungsarbeit der Friedensfachkräfte nicht aufzulösen. Gewaltige Kräfte können freigesetzt werden und in scheußlichsten Verbrechen enden (vgl. Srebrenica und Ruanda).

Vom 17. bis 19. Mai 2000 fand in der Evangelischen Akademie Loccum ein internationales Werkstattgespräch zum Thema „Krisen- und Gewaltprävention“ statt. Keiner der anwesenden nationalen und internationalen Fachleute konnte auch nur ein einziges Beispiel für eine gelungene Krisenprävention geben. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass es auch positive Ansätze zur zivilen Krisenprävention gibt.

In diesem Zusammenhang wurde bei dieser Tagung auf die positive Bedeutung der „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“ hingewiesen, die im erweiterten Begriff als Prävention von künftigen Krisen angesehen werden kann. Nachkriegszeit kann Vorkriegszeit werden, wenn grundlegende Probleme nicht gelöst wurden.

Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit

Die „Agenda for Peace“ der Vereinten Nationen vom 17. Juni 1992, welche die Erfahrungen von vielen Staaten bezüglich der Friedensarbeit der letzten 50 Jahre miteinbezieht, hat der „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“ (post-conflict peace-building) ein eigenes Kapitel gewidmet. Darin heißt es u.a. in der Ziffer 55:

„Um wirklich erfolgreich zu sein, werden friedensschaffende und friedensichernde Einsätze auch umfassende Anstrengungen zur Ermittlung und Förderung von Strukturen beinhalten müssen, die geeignet sind, den Frieden zu konsolidieren und bei den Menschen ein Gefühl des Vertrauens und des Wohlbefindens zu fördern.“ Dazu können folgende Maßnahmen gehören:

- Entwaffnung der verfeindeten Parteien
- Wiederherstellung der Ordnung
- Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung
- Einsammeln und/oder Vernichtung der Waffen
- Repatriierung von Flüchtlingen
- Unterstützung der Sicherheitskräfte durch Beratung und Ausbildung
- Überwachung von Wahlen
- Förderung von Bemühungen zum Schutz der Menschenrechte
- Reform und Stärkung der staatlichen Institutionen
- Förderung der formellen und informellen Prozesse der politischen Mitwirkung
- Maßnahmen zur Minenräumung, damit normale Lebensverhältnisse wiedereintreten, besonders in der Landwirtschaft und in der Verkehrsinfrastruktur
- Technische Hilfe zur Stärkung neuer demokratischer Institutionen

Diese Maßnahmen setzen eine komplementäre Zusammenarbeit von staatlichen Stellen, humanitären Hilfsorganisationen, Entwicklungsgesellschaften (z.B. GTZ u. DED), Friedensfachkräften, VN-Organisationen und dem im Auftrag der Vereinten Nationen eingesetzten Militär voraus. Jeder Staat (Staatengebilde), der auf diesem Wege in

die rechtstaatliche und demokratische Staatengemeinschaft aufgenommen werden kann, ist ein Meilenstein auf dem Wege zu einer friedlichen Weltordnung, in der Konflikte nur noch mit friedlichen Mitteln ausgetragen werden. Rechtsstaatliche und demokratische Staaten führen erfahrungsgemäß keine Kriege untereinander. Die Bundesrepublik Deutschland ist das erfolgreichste Beispiel für eine „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“.

Völkermord-Prävention

Bei der Ausgangslage von weltweit ca. 100 akuten Krisen und weiteren über 1.000 potentiellen Konflikttherden wird es sehr schwierig sein, auch nur einen Bruchteil dieser Krisen und Konflikte zu verhindern. Mehr lässt der gegenwärtige Stand der Weltsituation (noch keine funktionierende Weltinnenpolitik) nicht zu. Es sollte aber an der Zeit sein, wenigstens größere Völkermorde zu verhindern.

Völkermord beinhaltet Handlungen, die in der Absicht begangen werden, eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören (vgl. VN-Völkermordkonvention, Art. 2). Da Völkermorde nicht aus dem Stand geschehen und einer propagandistischen Vorbereitung und anderen Bedingungen unterliegen, gibt es eine gewisse Vorwarnzeit für die internationale Gemeinschaft. Mit der Völkermord-Konvention von 1948, welche auch die Bundesrepublik Deutschland 1955 unterzeichnet hat, haben sich alle Unterzeichnerstaaten verpflichtet, einen Völkermord, wo auch immer er geschieht, zu verhindern und/oder im Anfangsstadium einzugreifen.

Indikatoren für einen Völkermord

Bezüglich der Früherkennung eines Völkermordes hat der ehemalige Staatsminister Naumann in seiner bemerkenswerten Rede am 28. Januar 2000 in Stockholm bei der internationalen Konferenz über den Holocaust folgende Anzeichen für einen beginnenden Völkermord genannt:

- die adressenmäßige Erfassung

und die Kennzeichnung von Opfergruppen;

- eine Propaganda, in der die vorgesehenen Opfer als tödliche Gefahr für die Täter hingestellt werden;
- die Auswechslung von hohen Offizieren der Tätergruppe, die beim Töten nicht mitmachen wollen;
- das Auftauchen von Tarnbegriffen (Euphemismen) für geplante Tötungen, wie etwa „ethnographische Sanierung“, „ethnische Säuberung“ oder „Bürgerkrieg“;
- die Aufstellung und Ausbildung von speziellen Mordeinheiten, meist Paramilitärs oder Jugendverbände wie in Ruanda;
- das Auftauchen von Flüchtlingen ohne typische Fluchtanlässe wie Hungersnöte und/oder Naturkatastrophen.

Beim Erkennen dieser Vorzeichen von Völkermord sollte die Völkergemeinschaft wachsam sein und mit entsprechenden zivilen und/oder militärischen Mitteln rechtzeitig handeln. Es war ein Skandal, dass 1994 in Ruanda über einen Zeitraum von drei Monaten ca. 850.000 Frauen, Kinder und ältere Menschen fast ausschließlich in Kirchen regelrecht abgeschlachtet wurden, ohne dass die zivilisierte Welt angemessen reagiert hätte.

Eine neue Aufgabe für den Bundesnachrichtendienst

Nach 50 Jahren Reden über den Holocaust ist die Zeit reif für die Errichtung einer „Völkermordfrühwarnstation“. Die jährlichen Holocaust-Gedächtnisfeiern jeweils am 27. Januar (Tag der Befreiung von Auschwitz) im Deutschen Bundestag dürfen nicht ausschließlich innenpolitisch instrumentalisiert werden. Der Deutsche Bundestag muss sich selbstbewusst auch der Frage stellen: „Wie kann Völkermord heute rechtzeitig erkannt und verhindert werden?“ Neben dem Mahnmal für die ermordeten europäischen Juden sollte konsequenter Weise eine funktionierende „Völkermordfrühwarnstation“ eingerichtet werden. Diese könnte später in ein System von Frühwarnstationen der Vereinten

Nationen übernommen werden. Das würde auf die breite Zustimmung der deutschen Bevölkerung stoßen, wie die Reaktionen auf die oben erwähnte Rede des ehemaligen Staatsministers Michael Naumann gezeigt haben.

Das neu errichtete Krisenreaktionszentrum im Auswärtigen Amt wäre dazu aus vielfachen Gründen geeignet. Dem BND könnte dabei eine besondere Schlüsselrolle zufallen, indem er einem von den deutschen Botschaften gemeldeten Anfangsverdacht nachginge und beweiskräftig aufklärte.

Einrichten einer Humanitären Meldestelle bei den Kirchen

In Ruanda wurden zahlreiche weiße Priester und Pastoren in kirchliche Nebenräume abgeführt, während ihre Tutsi-Gemeindemitglieder im Hauptschiff der Kirche mit Macheten abgeschlachtet wurden. Es kann nicht hingenommen werden, dass die weißen Geistlichen im Zeitalter der Kommunikation keine technische Möglichkeiten haben, um die Massaker zu melden, damit wenigstens andere Gemeinden vorgewarnt werden und die Weltgemeinschaft informiert wird.

In Ruanda gab es allein 50 „Weiße Väter“, die den Genozid überlebt haben, ohne darüber rechtzeitig informieren zu können. Auf dem Höhepunkt des Genozids erklärte der amerikanische Botschafter in Ruanda: „Alle Welt spricht von Völkermord, aber wo sind die Beweise?“ (vgl. NV 3/1997 Wie können wir in Zukunft einen Völkermord verhindern? – Gedanken zum Genozid 1994 in Ruanda). Bei aller gebotenen Klugheit sollten die Kirchen bei Völkermord ihre vornehme Zurückhaltung aufgeben, auch wenn wie im Fall von Ruanda die lokale Kirche in den Völkermord verwickelt war. Das dürfte eigentlich schon eine Lehre aus dem Holocaust sein.

Schlussbemerkung

1. Politische und wirtschaftlich Krisenprävention

Vor allem die politische und wirtschaftliche Krisenprävention darf nicht vernachlässigt werden. Es macht z.B. wenig Sinn, wenn die Eu-

ropäische Union im Rahmen der weltweiten wirtschaftlichen Globalisierung ihre Märkte in der 3. Welt ausdehnt und gleichzeitig durch Agrarsubventionen zur Zementierung unfairer weltwirtschaftlicher Rahmenbedingungen beiträgt. Dies führt dort u.a. zu weiterer Verarmung und zu Krisen. Vor diesem ökonomischen Hintergrund ist ein „Europäisches Krisenzentrum“ geradezu schizophren wenn nicht gar zynisch. Man verursacht die Krise und versucht sie frühzeitig zu erkennen. Das wäre das Gleiche, als wenn ein Drogendealer gleichzeitig eine Klinik für Drogenabhängige betreiben oder die Tabakindustrie die Früherkennung von Lungenerkrankungen fördern würde.

2. Abbau des indirekten Rassismus

Im Zusammenhang mit der Krisenprävention muss auch auf den indirekten, aber real praktizierten Rassismus von verantwortlichen westlichen Politikern hingewiesen werden. Dieser indirekte Rassismus hängt sehr eng mit dem Wunsch zusammen, „wieder gewählt zu werden“. Humanitäre Interventionen werden spätestens dann unpopulär, wenn die eigenen Soldaten gefährdet werden. Hier einige Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit:

- In Mogadischu wurden 1993 einige amerikanische Soldaten in einem Hinterhalt getötet und anschließend durch die Straßen der somalischen Hauptstadt geschleift. Daraufhin haben die Vereinigten Staaten ihren großangelegten Einsatz „Restore Hope“ mit ca. 25.000 Soldaten abgebrochen und Hunderttausende von unschuldigen Frauen, Kindern und älteren Menschen ihrem Schicksal überlassen.
- Am 10. April 1994 wurden zehn belgische Soldaten in Kigali bestialisch ermordet. Daraufhin zog Belgien sein Elite-Fallschirmjägerregiment einseitig vom VN-Kontingents aus Ruanda zurück. Das Regiment bildete das Rückgrat der UNAMIR-Truppe. Der überraschende Rückzug hatte die bekannten katastrophalen Folgen für die Tutsi-Bevölkerung und für die moderaten Hutus.
- Im Kosovo-Krieg 1999 flogen westliche Kampffjets in einer so großen Höhe, dass sie von der feindlichen Luftabwehr unter keinen Umständen

den getroffen werden konnten. Dadurch wurde die Fähigkeit der Piloten, Erdziele genau zu identifizieren, stark beeinträchtigt. Der Tod von zahlreichen unschuldigen, süd-osteuropäischen Zivilisten wurde als „Kollateralschaden“ bewusst in Kauf genommen. Nach zwei Monaten Krieg gab es auf westlicher Seite keinen toten Soldaten durch Kriegseinwirkung.

Diese Kritik richtet sich nicht gegen das berechnete Interesse der westlichen Regierungen, ihre Staatsbürger zu schützen, sondern gegen die unverhältnismäßige Inkaufnahme von großen Opfern unter anderen Völkern. Diese o.a. Beispiele zeigen, dass dem Handeln von vielen westlichen Politikern unbewusst folgende Werteskala zu Grunde liegt: 1 US-Amerikaner = 10 Westeuropäer = 100 Osteuropäer = 1.000 Vorderasiaten = 10.000 Schwarzafrikaner.

Dieser indirekte Rassismus spielt leider auch beim o.a. jährlichen Gedenken an die Befreiung von Auschwitz am 27. Januar im Deutschen Bundestag eine Rolle. Kein deutscher Festredner hat bislang ernsthaft die Frage geprüft, wie Völkermord heute außerhalb von Deutschland frühzeitig erkannt und

effektiv bekämpft werden kann. Dies wäre aber eine wichtige Konsequenz aus den Gedenkfeiern.

3. Vorrang für Friedenskonsolidierung

Die „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“ scheint im derzeitigen Weltalter die Erfolg versprechende Methode zu sein, um das Entstehen von zukünftigen Krisen zu verhindern. Dazu ist es zwingend erforderlich, dass „Peace-Keeping“ aus einem Guss geleistet wird. Das heißt u.a., dass die Akteure des Friedensaufbaus, wie humanitäre Hilfsorganisationen, Entwicklungsgesellschaften, Friedensfachkräfte, die VN-Organisationen, die betroffenen Bundesministerien und die eingesetzten Soldaten komplementär zusammenarbeiten. Auf diesem Gebiet zeichnen sich für die Bundesrepublik Deutschland deutliche Fortschritte ab.

4. Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer

Mit der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ des II. Vatikanischen Konzils (1963-65) über die „Kirche in der Welt von heute“ verabschiedet sich die Weltkirche endgültig von der Lehre der „Jenseits-

vertröstung“. Die Christen werden aufgefordert, sich nach besten Kräften aktiv an der demokratischen und sozialen Gestaltung der jeweiligen Gesellschaft zu beteiligen und die Vereinten Nationen nachhaltig zu unterstützen. Damit verbindet sich die christliche Glaubensmotivation mit einer humaneren Zukunftsvision in dieser Welt. Wörtlich heißt es in dieser Konzilsschrift in Ziffer 45 „Wir schreiten der Vollendung der menschlichen Geschichte entgegen, die mit dem Plan der göttlichen Liebe zusammenfällt. Alles in Christus zu erneuern, was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph.1.10).

Religion ist damit nicht länger „Opium für das Volk“, das es ruhig halten und ungerechte Zustände ertragen lässt. Der christliche Glaube wird zum Motor einer Erneuerung in Gerechtigkeit. Dies zeigt sich besonders auffällig in Südamerika, Südafrika, Südkorea und auf den Philippinen, wo Anfang 2001 eine große Menschenmenge tagelang friedlich und betend demonstrierte und einen korrupten und ungerechten Präsidenten aus dem Amt entfernen konnte. Diese Erneuerung von Innen, die durch staatliche Mittel nicht beeinflusst werden kann, ist langfristig die beste Krisenprävention. □

KURZ NOTIERT: HILFSWERKE BEKLAGEN SCHICKSAL VON 300.000 KINDERSOLDATEN

Rund 300.000 Jungen und Mädchen kämpfen derzeit weltweit in bewaffneten Konflikten. Während sich die Situation von Kindersoldaten in Mittelamerika, im Nahen Ost und auf dem Balkan wegen abflauernder Konflikte verbessert habe, sei ihre Situation in Asien und Afrika nach wie vor schlecht, heißt es im ersten globalen Bericht über Kindersoldaten, der am 12. Juni 2001 von der Deutschen Koordination Kindersoldaten in Osnabrück veröffentlicht wurde.

Nach Angaben der neun Hilfsorganisationen werden Kinder in 41 Ländern als Soldaten für Regierungsarmeen und bewaffnete Oppositionsgruppen eingesetzt; manche von ihnen seien nicht älter als sieben Jahre. Das Problem werde durch den wachsenden internationalen Handel mit Kleinwaffen verschärft. Durch internationalen Druck sei aber erreicht worden, dass immer mehr Regierungen auf die Einberufung von Minderjährigen verzichteten, heißt es in dem Bericht. In weiteren 85 Ländern würden Kinder von regulären Streitkräften, paramilitärischen Einheiten, Zivilmilizen und anderen bewaffneten Gruppen rekrutiert, ohne dass sie bisher im Kampf eingesetzt worden seien. Die Jungen und Mädchen würden als Spione, Boten oder Wächter missbraucht. Andere würden gezwungen, mit Ästen Minen

zu suchen und zur Explosion zu bringen. In vielen Ländern würden entflohenen oder gefangene Kinder misshandelt, gefoltert oder getötet.

Auch England und Deutschland

Der Weltreport weist darauf hin, dass der Einsatz von Kindersoldaten nicht nur ein Problem der Drittweltländer ist. Auch England und die USA hätten 16- und 17-jährige Soldaten in Kampfgebieten wie beispielsweise im Golfkrieg eingesetzt. Die Hilfswerke weisen gleichzeitig darauf hin, dass auch die Deutsche Bundeswehr pro Jahr rund 300 freiwillig Dienst Leistende im Alter von 17 Jahren beschäftigt, die allerdings nicht in Kämpfen eingesetzt werden dürfen. Die Koordinationsgruppe rief die Staatengemeinschaft auf, ein Zusatzprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention zu ratifizieren, nach dem das Mindestalter für Soldaten und für Zwangsrekrutierung auf 18 Jahre heraufgesetzt werden soll. Die Deutsche Koordination Kindersoldaten ist Mitglied der „International Coalition to Stop the Use of Child Soldiers“, die den Weltreport gleichzeitig an verschiedenen Orten veröffentlichte, unter anderem in Bangkok, Karatschi, Amman, Beirut, Stockholm, London, Paris und Bogota. (KVA)

EIN GESPRÄCH MIT MDB UTA TITZE-STECHER :

Engagierte humanitäre Hilfe – ihr Markenzeichen in der Rot/Grünen Koalition

Die Bundestagsabgeordnete Uta Titze-Stecher, Hauptberichterstatte-
rin des Haushaltsausschusses für den Einzelplan 05 (Auswärtiges
Amt) und Vizepräsidentin der THW-Helfervereinigung, stellte sich
am 15. Februar 2001 in Berlin den Fragen des Fachberaters für Katastro-
phenmanagement, Major a.D. Klaus Liebetanz. Vgl. auch Auftrag 243, S.
34 „Haushälterin mit Herz und Verstand“



Foto: Eberhardt

Liebetanz (L): Von einigen Entwick-
lungspolitikern wird eingewandt, es
sei ein Fehler, die Entwicklungshilfe
insgesamt zu kürzen und die Humani-
täre Hilfe (moderat) anzuheben. Hu-
manitäre Hilfe sei keine Zukunfts-
investition, sondern nur ein billiges
Trostpflaster der Regierenden, um
nicht wirklich handeln zu müssen.
Was halten Sie von diesem Argument?

Titze-Stecher: Überhaupt nichts,
weil ich denke, da werden zwei Din-
ge miteinander vermischt, die nichts
miteinander zu tun haben, und die
man deshalb nicht gegeneinander
ausspielen darf. Ich bin dafür, dass
bei der Gewährung von Entwick-
lungshilfe nicht nach dem Gießkan-
nenprinzip vorangegangen wird, son-
dern klare Prioritäten gesetzt werden
müssen im Sinne von Nachhaltigkeit
und „sustainable development“. Das
tut auch die jetzige Regierung. Ent-
wicklungshilfe muss immer langfri-
stige Hilfe zur Selbsthilfe sein.

Etwas ganz anderes ist die humani-
täre Soforthilfe. Sie soll Menschenle-
ben retten und mögliche Schäden
und Verluste minimieren helfen. Sie
ist in der Regel zeitlich begrenzt.
Humanitäre Katastrophen sind selten
vorhersehbar. Dies gilt vor allem bei
Naturkatastrophen, wie z.B. Erdbe-
ben. Diese Hilfe hat den Charakter
der unmittelbaren Nothilfe. Unsere
Regierung, die der drittstärksten In-
dustriation der Welt, muss genü-
gend und ausreichend Gelder zur
Verfügung stellen, um auf unvorher-
sehbare Katastrophen reagieren zu
können. Wir müssen den von uns von
der Welt erwarteten Beitrag leisten.

L: Halten Sie es als Haushälterin des
Deutschen Bundestages für ausrei-
chend, den Titel Humanitäre Hilfe le-
diglich finanziell zu erhöhen, oder

gibt es aus Ihrer Sicht noch andere
Faktoren, welche die Effektivität der
deutschen Humanitären Hilfe verbes-
sern könnten?

Titze-Stecher: Da sind wir bei einer
wichtigen Frage. Es kann nicht nur
um die Aufstockung eines Titels ge-
hen, wenn die Strukturen, innerhalb
derer die Arbeit stattfindet, defizitär
sind. Selbstverständlich gehört dazu
die Schaffung eines funktionsfähigen
humanitären Lagezentrums im Ge-
schäftsbereich des Auswärtigen Am-
tes selbst und die angemessene Aus-
stattung sowohl personell wie auch
sächlich des Arbeitsstabes Humani-
täre Hilfe. Das ist für mich eine we-
sentliche Voraussetzung für den effi-
zienten Einsatz der Mittel. Durch die
zunehmende Weltbevölkerung wer-
den immer mehr Menschen in
katastrophengefährdete Regionen
abgedrängt. Dies und zunehmende
Bürgerkriege, die häufig Verteilungs-
kämpfe sind, führen nachweislich zu
einer Zunahme von Katastrophen auf
der Welt. Dies macht eine Aufstok-
kung der Mittel und eine Verbesse-
rung der Instrumente zu ihrer Bewäl-
tigung notwendig. Der Katastrophen-
vorsorge kommt dabei eine wichtige
Aufgabe zu.

L: Seit Jahren werden immer wieder
Stimmen laut, die ein staatliches na-
tionales Katastrophenhilfswerk for-
dern? Was halten Sie von dem der-
zeitigen Modell, das auf der Zusam-
menarbeit der im Koordinierungs-
ausschuss H.H. befindlichen großen
privaten Hilfs- und Regierungs-
organisationen (z.B. das THW) unter
Federführung des Auswärtigen Amtes
beruht?

Titze-Stecher: Ich bin eine An-
hängerin der letztgenannten Kon-
struktion und lehne die Schaffung ein-

nes nationalen Katastrophenhilfs-
werks ab. Wir haben ja bereits einen
Blütenstrauß von funktionierenden
Hilfsorganisationen und Verbänden,
welche in die deutsche humanitäre
Auslandshilfe eingebunden sind.
Eine Parallelorganisation lehne ich
schon aus haushälterischen Gründen
ab. Hinzu kommt, dass einige deut-
sche Hilfsorganisationen wie das
Deutsche Rote Kreuz und die kirch-
lichen Hilfsorganisationen mit loka-
len Partnern vor Ort im Ausland
nahtlos zusammenarbeiten und da-
mit unmittelbar die Hilfe zur Selbst-
hilfe praktizieren können. Des Wei-
teren ist das THW mit seinen 68.000
Helfern die bereits bestehende zivile
bundeseigene Organisation für die
Auslandshilfe. Wir haben heuer das
„Internationale Jahr der Freiwilligen-
arbeit“. Die Menschen sind zuneh-
mend bereit, sich freiwillig zu enga-
gieren; aber nur für konkrete Projek-
te im Rahmen einer bestimmten Zeit.
Diese Ressourcen sollten wir nutzen.
Die ideale Konstruktion besteht für
mich aus einer Mischung von haupt-
amtlichem Apparat, der die profes-
sionelle Struktur aufrechterhält und
pflegt, wie u.a. Weiterbildung und
Imagepflege, und Freiwilligen, denen
die Möglichkeit geboten wird, sich
mit ihren Fähigkeiten und Fertigkeit-
en einzuklinken.

Die Zusammenarbeit und Absprache
im „Koordinierungsausschuss H.H.“
könnte gelegentlich verbessert wer-
den; aber ich sehe keine Notwendig-
keit für eine neue Großorganisation.

L: Der Bundestagsausschuss für
„Menschenrechte und humanitäre
Hilfe“ fordert seit Jahren parteiüber-
greifend eine deutliche Anhebung des
Titels „Humanitäre Hilfe außerhalb
der Entwicklungshilfe“. Selbst der

frühere Bundesaußenminister Klaus Kinkel und der derzeitige Amtsinhaber Joschka Fischer haben sich vehement für die Anhebung dieses Titels ausgesprochen. Tatsächlich wurde jedoch die Summe für den Titel ständig abgesenkt. Wie erklären Sie sich den Umstand, dass es Ihnen für den Haushalt 2001 gelungen ist, den Titel H.H. deutlich zu erhöhen.

Titze-Stecher: Zunächst dürfen wir nicht vergessen, dass der Deutsche Bundestag seit dem Regierungswechsel einen eigenen Ausschuss für „Menschenrechte und humanitäre Hilfe“ (MR u.H.H.) eingerichtet hat, also nicht mehr bloß einen Unterausschuss des Auswärtigen Ausschusses. Das war sicher ein deutliches Signal dafür, dass dieser Bereich für uns eine besondere Bedeutung hat. Mit der ständigen Kürzung der Mittel für humanitäre Hilfe würde der Ausschuss „Menschenrechte und humanitäre Hilfe“ in eine Legitimationskrise kommen. Schon bei der Abstimmung für den Haushalt 2000 haben sich die Ausschussmitglieder enthalten und dem Haushalt nicht zugestimmt. Von der Notwendigkeit der Aufstockung des Titels „Humanitäre Hilfe“ haben mich nicht nur die Mitglieder des Ausschusses „Menschenrechte und Humanitäre Hilfe“ überzeugt, sondern es war auch der öffentliche Druck der Medien, der nach spektakulären Katastrophen wirksam wurde. Ich habe meine rot/grünen Kollegen im Haushaltsausschuss überzeugen können, dass auswärtige Politik sich nicht nur dadurch ausdrückt, Botschaften zu unterhalten, auswärtige Kulturpolitik zu betreiben und deutsche Staatsbürger zu retten, sondern auch dadurch, dass die Bundesrepublik Deutschland sich für die Menschenwürde der Opfer von Naturkatastrophen und Bürgerkriegen einsetzt. Humanitäre Hilfe hat fundamental etwas mit Menschenrechten zu tun, nämlich mit dem Grundrecht auf Leben. Insofern gehört die humanitäre Hilfe in den Kontext rot-grüner Außenpolitik.

L: Der Bundestagsabgeordnete Rudolf Bindig, der Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion für Menschenrechte, hat bereits 1995 im Namen der gesamten SPD-Bundestagsfraktion gefordert, dass der Titel „Humanitäre

Hilfe“ auf mindestens 110 Mio. DM aufgestockt werden müsse. Er verwies dabei besonders auf die so genannten „vergessenen“ oder „schleichenden“ Krisen, vor allem in Afrika. Er hielt eine klare Prioritätenentscheidung für erforderlich, aus der deutlich erkennbar würde, welchen Rang die deutsche internationale Politik dem zivilen Engagement im Ausland beimisst. Halten Sie die Forderungen Ihres Kollegen auch heute noch für erforderlich und gerechtfertigt?

Titze-Stecher: Absolut, sowohl für erforderlich als auch gerechtfertigt. Ich denke, dass die Trendwende, die wir mit der Erhöhung des Titels „Humanitäre Hilfe“ im Haushalt 2001 erreicht haben, kein Einmal-Ereignis bleiben darf, sondern den Beginn eines Trends kennzeichnet. Das heißt, dass wir hier berechenbar, maßvoll und stetig aufstocken müssen. Dabei sehe ich die humanitäre Hilfe nicht nur als äußerste Nothilfe, die Leben retten hilft, sondern es kommt auch darauf an, menschliches Leid zu lindern. Dies gilt besonders für die vergessenen und schleichenden Katastrophen in Afrika, Stichwort „Demokratische Republik Kongo“. Da kann es nicht angehen, dass Deutschland lediglich 1.5 Mio. DM für die Linderung der entsetzlichen menschlichen Katastrophe mit Hunderttausenden von Opfern, zumeist Frauen, Kinder und ältere Menschen, im vergangenen Jahr bereitstellt und für die Katastrophe vor unserer Haustür im ehemaligen Jugoslawien im Rahmen des Stabilitätspaktes allein von der Bundesrepublik ca. 1.2 Milliarden in einem Vierjahreszeitraum aufgewendet sollen. Ich will das nicht gegeneinander aufrechnen, aber für die Katastrophen in Afrika wird noch viel zu wenig getan. Es ist daher meine feste Absicht, die Mittel für humanitäre Hilfe in der mittelfristigen Finanzplanung zu erhöhen und im Haushalt 2002 ganz im Sinne von Rudolf Bindig auf 100 Mio. DM aufzustocken. Die Humanitäre Hilfe muss zu einem Markenzeichen der rot-grünen Politik werden.

L: Frau Titze-Stecher, Sie sind Vizepräsidentin der THW-Helfervereinigung. Was hat Sie motiviert, sich in dieser besonderen Weise für das THW zu engagieren?

Titze-Stecher: Am THW kommt kein Mensch vorbei, besonders kein Abgeordneter. In jedem Wahlkreis findet man Ortsverbände des THW. An mich hat sich der THW-Ortsverband Fürstenfeldbruck gewandt, als es um die THW-Reform 2000 mit der neuen Struktur ging. Ferner habe ich schon vorher gute Erfahrungen mit der Leistungsfähigkeit des THW's vor Ort gemacht, besonders beim Hochwasser an der Amper. Was mir am THW besonders gefällt, ist die ungewöhnliche Konstruktion: 1,5 % Hauptamtliche mit einem Direktor an der Spitze und 98,5 % freiwillige Helfer. Diese freiwilligen Helfer stehen mitten im Leben. Sie haben Berufe, deren Kenntnisse und Fähigkeiten sie auch in der THW-Hilfe nutzen. Oft haben sie mit dem Ersatzdienst für sieben Jahre begonnen und bleiben dann u.U. lebenslang dabei. Sie erfahren bei ihrem Einsatz (gelegentlich auch im Ausland), dass sie gebraucht werden. Sie haben eine hohe Anerkennung bei der Bevölkerung. Deshalb ist es mir sehr leicht gefallen, das mir angebotene Amt als Vizepräsidentin der THW-Helfervereinigung anzunehmen. Der Vorschlag kam vom THW-Landesverband Bayern, der ja nicht gerade als „rote Hochburg“ bezeichnet werden kann.

L: Zum Abschluss noch eine sehr persönliche Frage. Der Titel „Humanitäre Hilfe“ berührt die innersten Werte und die alles entscheidende Frage des Christseins, nämlich „Was ihr für einen der geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“. Wie kommt es, dass Sie als Konfessionslose sich so engagiert für die Erhöhung dieses Titels eingesetzt haben, während sich die so genannten christlichen Abgeordneten in den letzten Jahren deutlich zurückgehalten haben? Gibt es hier Parallelen zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter?

Titze-Stecher: Es kommt nicht darauf an, dass man ein bestimmtes Etikett vor sich herträgt, sondern dass man nach seinen Überzeugungen handelt. Ich glaube, dass Jesus dies mit seinem drastischen Beispiel vom barmherzigen Samariter zum Ausdruck bringen wollte.

L: Frau Titze-Stecher, vielen Dank für das Gespräch. □

Truppenpsychologische Betreuung im KFOR-Einsatz

HORST SCHUH

Pflege von Waffen, Anstrichung und Gerat sowie Körperpflege werden als selbstverständlich betrachtet. Was aber denkt an die Pflege unserer psychischen Fitness? Haben treten psychische Störungen häufiger auf als Herz- und Kreislaufbeschwerden?

Verdrängung

„Wir haben einen Kameraden verloren, er wird morgen in die Heimat zurückkehren.“ Das ist beiden Sätzen aus einer Kameraden- zum Tod eines im Einsatz verunglückten Kameraden stimmen tragend und nachdenklich zugleich. Was kann jemand anerkennen, der verloren gegangen ist? Das Paradoxe an dieser kritischen Nachfrage macht deutlich, dass wir uns grundsätzlich schwer mit dem Tod als normalstem Kristall unseres Lebens anzusehen, ja uns sogar weigern, die Endlichkeit des eigenen Lebens anzuerkennen.

Einsatzstress

Neben der Tabuzone um Sterben und Tod alterieren unsere Kameraden und Kameraden im Einsatz aber noch vielen weiteren psychischen Belastungen. Dazu will ich ein Beispiel geben:

Am 21. November werde ich durch die Meldung eines Wachsoldaten auf den Obergefreiten Andreas Kutscher (Name geändert) aufmerksam, als er in der Kaserne ein längeres Telefonat mit seiner – wie sich im späteren Gespräch herausstellt – Verlobten führt. Seine Stimme ist hart und erregt und durch Weinen unterbrochen, dass es den Umstehenden auffällt. Von dem Wachsoldaten erfahre ich noch, dass der Obergefreite Kutscher vermeintlich Selbstmordgedanken am Telefon geäußert hat.

Nach Beendigung des Telefonats nehme ich mich seiner umgehend an und führe mit ihm ein Beratergespräch in meinem Dienstzimmer und am darauffolgenden Tag ein weiteres in seiner Unterkunft. Er berichtet, dass seine Verlobte, mit der er ein acht Monate altes Kind hat, sich definitiv von ihm abgesagt habe. Damit sei für ihn nicht nur der Zweck seines Auslandseinsatzes, nämlich die finanzielle Fürsorge für seine Familie, sondern auch jeglicher Sinn seines Lebens hinfällig geworden. Er bezeichnet sich selbst als Verleitet-Typ, der bereits als Kind die Zuneigung seiner Eltern und letztlich die Achtung vor sich selbst verloren habe; er wisse weder ein noch aus, sein Schicksal sei unerschütterlich, am liebsten würde er sich das Leben nehmen, wenn er nicht zu träge wäre. Dieser Obergefreite macht einen völlig gelähmten Eindruck. Nur sporadisch gelingt es ihm, seine Verzweiflungsaussprüche zu durchbrechen, um überhaupt ansprechen zu

sein. In seinen Äußerungen greift er sich immer wieder im Kreis und endet in der Bekundung totaler Ausweglosigkeit. Die Nacht verbringt er schlaflos. Lediglich die Zuwendung seiner Kameraden und einige Zigaretten beruhigen ihn vorübergehend. In diesem Zustand ist der Obergefreite Kutscher nicht mehr motivierbar und daher auch nicht mehr einsetzbar. Um Schäden von ihm und seinen Kameraden abzuwenden, sind seine Waffe samt Munition weggeschaffen. Es wäre ständig ein Soldat zur Kontrolle an seine Seite zu stellen. Dies ist nicht zu leisten.

Deshalb schlage ich als Truppenpsychologe vor, seine Kommandierung vorzeitig zu beenden, ihn bis zu seiner Rückkehrung in die Heimat unter Aufsicht im Heimdienst zu beschäftigen und zum Rückflug und bis zum Start der Maschine in Skopje zu begleiten. Bei der Ankunft im Heimatland soll sein Stammtroopenteil für eine psychosoziale Betreuung sorgen und bei der Klärung seiner privaten Angelegenheiten unterstützen.

Einer der wesentlichen Stressfaktoren, auf die sich psychische Belastungen zurückführen lassen, ist also der Kontrollverlust über das Geschehen zu Hause und die damit verbundene Beschneidung von als zentral empfundenen Rollen, wie zum Beispiel der Rolle als Partner, Erziehervater oder der Vater- bzw. Mutterrolle. Da belasten Trennungsschmerz und Heimweh sowie Beziehungsprobleme bis hin zu Krisen im engen sozialen Umfeld in der Heimat. Viele Bedürfnisse wie Sexualität, Intimität, persönlicher Freiraum und Privatsphäre als Voraussetzung zur psychophysischen Regenerierung sind daraus beschaffen. Eingeschränkte Hygienemöglichkeiten, Leben auf eng-

Aufgabenfelder des Truppenpsychologen im Einsatz

1. Führungsberatung bei fachlich zugeordneten Fragen zu
 - Personalführung
 - Innere Führung
 - disziplinare Würdigung
 - Stimmung der Truppe
 - Unfallverhütung, Sicherheit
 - Zusammenarbeit mit der Bevölkerung
2. Analyse von speziellen Anforderungen im Einsatz
3. Mentale Vorbereitung von Soldaten auf wechselnde Einsatzbedingungen
4. Einzelfallberatung bei Soldaten mit individuellen Problemen
5. Mitarbeit bei der Durchführung präventiver Maßnahmen, Information zur Stress-Bewältigung, Umgang mit Drogen
6. Intervention bei Belastungen durch Extremsituationen (Critical Incident Stress Debriefing)
7. Einsatzstressnachsorge (ESNE in Tetovo)
8. Mentale Vorbereitung von Soldaten auf die Rückkehr in die Heimat
9. Durchführung sozialpsychologischer Befragungen
10. Mitarbeit bei der Einstellung auf die besonderen ethnischen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen Strukturen des Einsatzlandes

stem Raum, begrenzte Freizeitgestaltung, hohe Kosten und Schwierigkeiten bezüglich der Kommunikation mit der Heimat (Telefon und Feldpost) werden als Verlust an Lebensqualität empfunden. Hinzu kommen die hohe Arbeits- und Dienstzeitbelastung ohne Wochenerreife sowie der ständige Kampf gegen rassistisch geprägte Nachlassigkeiten. Das Ganze wird begleitet von der Wahrnehmung aktiver oder passiver Bedrohung (Schlägereien, Gewaltausbrüche, Minsengefährdung) und gipfelt darin, Helfer oder Zeuge zu sein beim Bergen von Schwerverletzten, Leichen oder Leichensteinen.

Folger: „Das Weltbild verschiebt sich“ (Bernd Wilkmann). Gewalt, Not und Entfremdung werden zu vorübergehenden Normalität, während sich die Normalität zu Hause aktuell mit der Preissteigerung bei Aldi beschäftigt. Durch Vorbeugung und fachliche Begleitung während und nach den Auslandseinsätzen ist hier wirkungsvoll zu helfen.

Psychologische Unterstützung

Schützinnen und Soldaten, die solchen extremen Belastungen im Einsatzland ausgesetzt sind, brauchen eine geeignete Hilfe von

- ein kritisches Ereignis,
- die dabei erlebte Hilflosigkeit,
- ihre Wut und ihre Trauer,
- nur als gestört empfundene Reaktionen
- und die damit verbundenen Schuld- und Schamgefühle

verstehen und verarbeiten zu können. Es muss ihnen jemand helfen, „die Welt neu zu denken“ (Böhrger, Guggenbühl). Dazu sind die Truppenpsychologen im Einsatz, um in vertraulichen Gesprächen mit Einzelnen oder in Gruppen persönliche Probleme oder besondere Belastungssituationen aufzuarbeiten. Weiterhin beraten sie die Kommandeure der Einsatzverbände in allen psychologisch bedeutsamen Fragen, insbesondere im Hinblick auf die aktuelle Lage der Truppe.

Aufgabenfelder

In Einzelnen nennen die Truppenpsychologen – schwer-

punktnäher folgende Aufgaben wahr: Sie beraten die militärischen Führer bei fachbezogenen Fragen zur Personalführung und zur Stimmung in der Truppe; zum Bereich Unfallverhütung und Sicherheit sowie zur Zusammenarbeit mit der Bevölkerung. Die Analyse von speziellen Anforderungen im Einsatz gehört ebenso zu ihren Aufgaben wie die mentale Vorbereitung von Soldaten auf werkschule Einsatzbedingungen sowie auf die Rückkehr in die Heimat. Von besonderer Bedeutung sind: Einzelfallberatungen bei Soldaten mit individuellen Problemen, Interventionen bei Belastungen durch Extremsituationen sowie die Durchführung präventiver Maßnahmen wie beispielsweise Informations- zu Stressbewältigung oder Drogenberatung und die Einstellung auf die besonderen ethnischen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Strukturen des Einsatzlandes.

Umgang mit der Bevölkerung

Bei der Frühberentung von Konfliktmomenten in der Bevölkerung und bei der Zusammenarbeit mit den verschiedenen Volksgruppen ist die Mitwirkung des Truppenpsychologen ebenfalls gefragt. Im KFOR Einsatz arbeitet der Truppenpsychologe mit der Zelle „Operative Information“ sowie Landeskundlern und Sprachmittlern zusammen, um Erkenntnisse über die psycholo-

gische Lage der einheimischen Bevölkerung zu gewinnen und das Verhalten zu ihr positiv zu beeinflussen. Dazu wurde unter anderem ein sogenannter „Code of Conduct“ für KFOR-Soldaten entwickelt, der durch seinen operativen Nutzwert für die Einsatzvorgabe starke Beachtung und Verbreitung findet. Dieser Verhaltenskodex beinhaltet folgende Hinweise:

1. Der Bevölkerung den nötigen Respekt entgegenbringen, heißt zu Einzelnen, den hohen Stellenwert von Religion und Familie anzuerkennen, den Stolz und die Freiheitsliebe eines traditionsbewussten Volkes zu achten sowie seine Verantwortlichkeit und Leidensfähigkeiten zu verstehen. **Wir sind Gast und nicht Besatzer!**
2. Zu vermeiden sind generell launzellige bzw. ausgrenzende Bemerkungen, undiszipliniertes Verhalten, sowie anzügliche oder obszöne Gesten. **Gesten sind meist mehrdeutig und können deshalb falsch verstanden werden!**
3. Bei Gesprächen ist auf die Anrede zu achten. Unaufgefordertes Duzen kann demütigend sein. Ein höflicher, partnerschaftlicher Umgangsstil kann nur hilfreich sein. **Sein Gegenüber immer so behandeln, wie man selbst behandelt werden möchte!**
4. Die Durchführung des Auftrages wird erleichtert durch klare, verständliche Anweisungen, durch geduldige Erklärung der eigenen Handlungen und durch korrektes, aber maßvolles Durchsetzen eigener Maßnahmen. **Verbindlich sein im Umgang, bestimmt aber fair beim Durchsetzen des Auftrages!**

Tätigkeitsschwerpunkte

Eine besonderes Gewicht kommt natürlich den Todesfällen deutscher Soldaten zu. Sie fordern ein Truppenpsychologen in Form von Einzel- und Gruppengesprächen mit psychisch betroffenen Kameraden an. Aber auch tiefe Unfälle Einheimischer, besonders von Kindern –

Stressbelastung im Kosovo-Einsatz

- Trennungs- und Beziehungsprobleme zu Hause
- Kontrollverlust über das Geschehen zu Hause
- Beschneidung von vitalen Bedürfnissen, Verlust an Lebensqualität
- Klimabedingte Strapazen
- Dienstbelastung z. B. „rund um die Uhr“, Schlafeliza
- Gefühlsregungen: Unfälle, Mince
- Versorgung von Schwerverletzten, Bergen von Toten
- Hass und Feindseligkeit der Volksgemeinschaft zwischen die Fronten geraten
- (latente) Bedrohung und Angst, Übergriffe, Gewalttaten, Schusswaffengebrauch
- Kriegsfolgen: Massengräber, Zerstörungen, Not, Umweltschäden

darunter solche mit schweren Verstümmelungen – zeigen starke traumatische Auswirkungen auf die Soldaten, die Ersthilfe leisten. Für extrem und chronisch belastete Soldaten (burnout) ist die Einsatzstressnachsorge gedacht. Dabei soll den Soldaten die Gelegenheit gegeben werden, „die Seele baumeln zu lassen“: Ausschlafen, Körperpflege, Ausgang in ziviler Kleidung, Wanderungen, landeskundliche Weiterbildung, auf Wunsch Gespräche mit Psychologen und Seelsorgern und persönliche Freiräume sollen die Soldaten auf andere Gedanken bringen und neue Kräfte sammeln lassen. Immer wieder trägt man aus der einheimischen Bevölkerung einen Hilfsbedarf an den Truppenpsychologen heran. Interventionen sind aber wegen sprachlicher und kultureller Unterschiede stets schwierig – besonders bei Kindern, die unter kriegsbedingten posttraumatischen Symptomen leiden. Auch dazu ein Beispiel:

In Prizren unterstützt der Truppenpsychologe einen Kindergarten. Zwei Frauen kümmern sich um Kinder, die alle unter sechs Jahre alt sind. Die kleinen Schützlinge leiden an den traumatischen Folgen von Vertreibung, Flucht und Polizeiterror. Manche der Kinder haben zum Teil mehrere Angehörige verloren. In einem gemeinsamen Projekt, in dem die Kinder zum Malen angeregt wurden, kamen bedrückende Erlebnisse an die Oberfläche. Brennende Häuser, Polizisten und getötete Menschen waren die häufigsten Motive. Aber auch die Vision von einer heilen Welt war zu sehen wie Bäume,

intakte Häuser und beliebte Kinderspiele. Dauerhafte Hilfeleistung ist wegen der kulturellen Distanz allerdings nur bedingt möglich.

Zusammenfassung

Die größte Anstrengung bringt der Truppenpsychologe im Beistand für traumatisierte Soldaten nach kritischen Ereignissen auf. Die meiste Arbeitszeit wird in die Einzelfallberatung investiert mit deutlichem Schwerpunkt bei den Trennungs- und Partnerproblemen. Weitere Akzente liegen im Bereich der Einsatzstressnachsorge extrem und chronisch belasteter Soldaten, in der

Zusammenarbeit mit der Militärseelsorge im Einsatz

1. ... in Pfarrer- bzw. Sozialrunden des Befehlshabers/Kdr
2. ... in Spießrunden, Besprechungen der Vertrauenspersonen o.ä.
3. ... beim Briefing von Gästen
4. ... bei Fallbearbeitung, Beratung
5. ... bei kritischen Ereignissen (Debriefing, Peer)
6. ... im Teamteaching (bei Bildungsveranstaltungen, Information von Rückkehrern)
7. ... bei interkulturellen Fragen
8. ... bei (humanitären) Projekten – intern: Tod im Einsatz – extern: Kindergarten, Witwen und Waisen etc.
9. ... beim Gottesdienst und „Kirchenkaffee“
10. ... beim (täglichen) „cool down“

Projektarbeit und in den Informationsgesprächen für die heimkehrenden Soldaten. Sie sollten bei allem Stolz auf ihre Leistung im Einsatz, so Brigadegeneral Wolfgang Sauer, bedenken, dass ihre Frauen die „Helden des Alltags“ zu Hause waren. Zu guter Letzt: Welchen Rat gibt der Truppenpsychologe dem Soldaten, um sich gegen Stress und extreme Belastungen „abzuhärten“?

1. Vertrauen Sie auf Ihre eigenen zur Verfügung stehenden Fähigkeiten und Kräfte. Seien Sie zuversichtlich und überzeugt, dass Sie auch schwierigen Situationen im Einsatz gewachsen sind.
2. Stehen Sie zum Sinn und zur Legitimation Ihres Auftrags im Einsatz. Seien Sie unbeirrbar und stolz darauf, eine wichtige Aufgabe in Ihrer Einheit und für das Ganze zu leisten.
3. Entwickeln Sie das Gefühl, dass die neuen Anforderungen im Einsatz für Sie nicht nur Risiken, sondern auch Chancen bereithalten. Seien Sie aufgeschlossen für Neues und betrachten Sie Unerwartetes als Herausforderung.
4. Schaffen Sie sich bzw. pflegen Sie Ihren sozialen Rückhalt im Einsatzland und nach Hause. Seien Sie ein guter Kamerad. Wenn Sie für Andere da sind, sind die Anderen auch für Sie da.
5. Lassen Sie sich Ihren Humor auch und gerade in schwierigen Einsatzlagen nicht nehmen. Seien Sie derjenige, der trotzdem lacht und auch unangenehmen Dingen noch etwas abgewinnen kann. □

KURZ NOTIERT: Neue Lagerkapelle im deutschen Feldlager in Prizren eingeweiht

Im Beisein zahlreicher Militärpfarrer und Soldaten wurde am 30. Mai 2001 die Lagerkapelle im deutschen Feldlager in Prizren durch Militärgeneralvikar Prälat Walter Wakenhut und den evangelischen Militärgeneraldekan Erhard Knauer eingeweiht. Was für die Kameraden der befreundeten Nationen beim Einsatz im Kosovo bereits seit längerem selbstverständlich ist, konnte jetzt auch für die deutschen Soldaten im Feldlager in Prizren verwirklicht werden: eine eigene Lagerkapelle. Bislang stand den Soldaten dort nur ein Raum in der „Oase“, der Betreuungseinrichtung von KAS und EAS, zur Verfügung. Und dort, wen auch abseits des Wirtschaftsbetriebes gab es wenig Gelegenheit für wirkliche Augenblicke der Stille und der inneren Einkehr. – Auf Wunsch und Initiative der Soldaten konnte der Plan zum Bau einer eigenen Kapelle

umgesetzt werden. Die Militärbischöfe der Evangelischen und Katholischen Kirche stifteten dazu das Baumaterial. Die Errichtung der Kapelle geschah ganz in der Eigenleistung der Soldaten. Den Bauplan lieferte Oberleutnant Carsten Weber, der gleichzeitig Architekt und Bauleiter des Projektes war. – Die beiden Leiter der Kirchenämter lobten dieses Projekt. Damit sei ein Beitrag geleistet worden, der helfen könne, die Sorgen, Mühen und Probleme des Einsatzalltages besser zu ertragen und zu bewältigen. – Militärpfarrer Gregor Ottersbach, der sechs Monate lang die Soldaten im Einsatz betreut und wesentlich zur Verwirklichung des Kapellenbaus beigetragen hatte, wurde inzwischen turnusgemäß von Militärpfarrer Ewald Beha, bislang Katholischer Standortpfarrer in Neubrandenburg, abgelöst. (KMBA)

Ist erlaubt, was machbar ist?

Meinung zur gegenwärtigen bioethischen Diskussion in Deutschland

Wenn man die gegenwärtige Diskussion um Gentechnik, medizinischen Fortschritt und Bioethik verfolgt, kann man nur froh sein, dass die katholische Kirche in Deutschland – wenn auch erst auf starken römischen Druck hin – noch gerade rechtzeitig die Kurve bekommen hat. Gegen eine scheinbare öffentliche Mehrheit gibt sie mit ihrer Weigerung, einen „Beratungsschein“ auszustellen, dem Lebensschutz auch der nicht geborenen Kinder so eindeutig, unmissverständlich und kompromisslos den Vorrang vor anderen Interessen, dass ihr Votum nun auch gegen eine (verbrauchende) Embryonenforschung glaubhaft ist und Gehör finden wird. Es ist zu bezweifeln, wie es der Ratsvorsitzende der EKD Bischof Manfred Kock jüngst in einem Interview meinte, dass es der Wissenschaft bei der Stammzellengewinnung aus „überzähligen“ Embryonen vorrangig um Heilung gehe, sondern statt dessen wirtschaftliche Interessen und das Sichern von Bio-Patenten im Vordergrund stehen. Deutlich müsse vor zu großen Heilsversprechungen der Wissenschaftler gewarnt werden. Ethikrat-Mitglied Gebhard Fürst, Bischof von Rottenburg-Stuttgart, stellte die Frage, ob für medizinische

Verfahren zu Gunsten kleiner Gruppen von Patienten Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens über den Haufen geworfen werden dürften. Hinterfragt werden müsse zudem, warum sich der Ehrgeiz der Wissenschaftler auf Krankheiten konzentriere, die nur eine Minderheit betreffen, während andererseits Hunderttausende pro Jahr an Malaria, Tuberkulose oder Aids sterben.

Wenn im Zusammenhang mit der Bioethik-Debatte die Frage gestellt wird, ob man noch diesseits oder schon jenseits des Rubikons stehe, dann kann die Antwort nur lauten, der Rubikon wurde mit einer Fristenregelung nach Beratung, der künstlichen Befruchtung im Reagenzglas, der vorgeburtlichen Diagnostik und der Zulassung von Spätabtreibungen längst überschritten. Es ist gut, wenn die Debatte hierüber neu entbrennt und es ist zu hoffen, dass sich doch noch eine Mehrheit dafür findet, dass menschliches Leben und menschliche Würde von Anfang bis zum Ende konsequent geschützt werden. Der folgende Artikel von Manfred Keim, Oberfeldarzt und Leiter eines Sanitäts-Zentrums, er ist Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung, soll dazu einen Beitrag liefern. (PS)

Abschied von der Menschenwürde?

Gedanken über gesellschaftliche Entwicklungen zu Fragen der Bio-Ethik und deren möglichen Folgen

MARTIN KEIM

Aktive Euthanasie

Die Verabschiedung des Gesetzes zur aktiven Sterbehilfe (Euthanasie) im niederländischen Parlament und der geplanten und politischen Unterstützung für die Entwicklung eines Medikamentes für alte Menschen, das den Wunsch nach dem Tod ermöglicht, hat auch in der Bundesrepublik Deutschland die Diskussion nach aktiver Euthanasie wieder belebt. Nach Umfragen in den alten Bundesländern würden ca. 60 % und in den neuen Bundesländern bis zu 80 % der Bundesbürger diese Sterbehilfe begrüßen. Bei all diesen Diskussionen wird deutlich, dass insbesondere die Furcht vor dem Leiden (z.B. heftige Schmerzen), der Verlust der Persönlichkeit durch Fremdbestimmung, das Gefühl der Einsamkeit, des sich im Stichgelassenfühlers oder der Verlust der Würde durch Anwendung der Apparate-

dizin im Rahmen der Intensivbehandlung den Wunsch nach Selbstbestimmung auch angesichts des Todes immer größer werden lassen. Somit geht es nicht primär um den Wunsch nach dem Tod sondern viel mehr um die Frage nach der Würde des Menschen. Nichts fürchtet der Mensch so sehr, als persönlich selbst zum Objekt und damit Gegenstand zu werden bzw. seine Persönlichkeit vollständig zu verlieren und eine Nummer zu werden.

Art. 1 des Grundgesetzes gibt an, dass die Würde des Menschen unantastbar ist. Doch wer bestimmt, was Würde ist? Was ist Würde? In einem Lexikon heißt es kurz zur Würde: „... die einem Menschen kraft seines inneren Wertes zukommende Bedeutung; auch Bezeichnung für die dieser Bedeutung entsprechende achtungsfördernde Haltung!“ In dieser kurzen Definition werden die Worte: „... seines inneren Wertes“, nicht „meines

inneren Wertes“ genutzt. Die Bestimmung der Würde ist damit vorgegeben und stets aus Sicht des gegenüberstehenden Menschen zu sehen, nicht jedoch nach meiner Vorstellung. Damit verbietet sich eine Handlung aus meiner Vorstellung von Würde heraus, aus dem sich für andere Betroffene möglicherweise existentielle Folgen ergeben. Die Entscheidungsfreiheit über den Umgang mit seiner eigenen Würde und damit mit seinem Leben ist allerdings nicht uneingeschränkt, insbesondere dann, wenn andere Menschen in irgend einer Art und Weise zu seiner Selbsttötung behilflich sein sollen, sei es in der Beschaffung oder in der Anwendung der gewünschten Tötungsmittel. Wie viele Menschen wären nach den Wünschen der erkrankten Menschen wegen einer Krise oder eines schweren Leidens dann umgebracht worden: Menschen mit verschiedenen Formen von Depres-

sionen, körperliche Behinderungen Tumorkranken. Keiner fragt dann weiter, wie viele der betroffenen Menschen nach entsprechender Therapie und Betreuung froh waren, noch am Leben gewesen zu sein. Und was mag dann in dem Menschen vorgehen, der Beihilfe zur Selbsttötung geleistet oder selbst die Tötung auf Verlangen durchgeführt hat, mit dieser Tat alleine steht und damit nun alleine fertig werden muss? Von vielen Frauen, die einen Abbruch der Schwangerschaft durchgeführt haben, kamen Zweifel über ihre Entscheidung auf. Diese Zweifel verstärkten sich in den Begegnungen mit anderen Müttern und ihren Kindern. Mit dieser Problematik vielfach allein gelassen, war und ist für einige Frauen eine psychiatrische Betreuung erforderlich gewesen. Die Würde des Menschen ist unantastbar – sie ist unantastbar in jeder Hinsicht unabhängig von der Einschätzung anderer oder ihrer Selbsteinschätzung. Damit hat auch ein kranker oder behinderter Mensch nicht das Recht, selbst über sein Lebensende zu bestimmen. Das individuelle Recht nach Entscheidungs- und Handlungsfreiheit wird damit durch ein höheres Gut eingeschränkt.

Die derzeitige Entwicklung in der Gesellschaft lässt aber den Eindruck entstehen, dass Würde durch Konsum und Klischeevorstellungen fremdbestimmt wird und sie nur in Verbindung mit Selbstbestimmung, Gesundheit und Vollbesitz seiner Kräfte zu erreichen sei. Doch vor dem Zeitpunkt der Geburt und bei schwerer unheilbarer Erkrankung scheint die Würde des Individuums, d.h. des einzigartigen Menschen, in Frage gestellt und verunklart zu werden.

Die Unantastbarkeit weicht der Machbarkeit. Doch wenn gerade jetzt innerhalb der Gesellschaft erkannt wird, dass die Würde nicht am Krankenbett und darüber hinaus enden darf, muss die Flucht über die aktive Euthanasie in den Tod letzten Endes wie eine Kapitulation gegenüber der Unmenschlichkeit wirken. Umgekehrt muss die Frage erlaubt sein, ob wirklich alles für den kranken, alten Menschen unter Achtung seiner Individualität und Bedürfnisse getan wurde und wird. Damit er angesichts des Todes keine Schmerzen erleiden muss, nicht alleine ist, sondern es

Menschen gibt, die den sterbenden Menschen und deren Angehörigen ein Stück begleiten und ihnen durch Menschlichkeit Vertrauen sowie ein Stück Geborgenheit vermitteln. Dies wird nur möglich sein, wenn neben Beratung, psychologischer und seelsorgerischer Betreuung und Unterstützung von Familien zusätzlich Einrichtungen (z.B. Hospize) für die Betreuung sterbender Menschen aufgebaut werden und das dafür erforderliche Personal zur Verfügung gestellt wird. Unter Berücksichtigung der Bevölkerungsentwicklung innerhalb der nächsten 40 Jahre wird dies eine besondere Herausforderung darstellen. Sofern aber aktive Euthanasie kein absolutes Tabu bleibt, die Grenzen zum Töten – und sei es zurzeit „nur“ auf Verlangen – damit verschwimmen, werden weitere scheinbare Rechtfertigungen gefunden, die das Töten von Menschen legitimieren. Eine der schlimmsten, denkbaren Entwicklungen in den nächsten Jahrzehnten wäre die Tötung von Menschen aus volkswirtschaftlichen Gründen, d.h. wenn die Betreuung der großen Anzahl von alten und kranken Menschen für die Restbevölkerung zu kostspielig werden würde. Sollte sich eine derartige Entwicklung abzeichnen, würde neben der Aushöhlung von Grundrechten die gesellschaftliche Grundordnung erschüttert werden und das noch vorhandene menschliche Vertrauen vollständig zerstört.

Das ungeborene menschliche Leben

Wie für alte, behinderte und kranke Menschen gilt Gleiches letzten Endes auch für das ungeborene Leben oder präziser, für den noch nicht geborenen Menschen. Doch was ist Leben und was ist menschliches Leben? Eine kurze physikalisch-chemisch-wissenschaftliche Definition ist bislang aufgrund der komplexen Vielfalt bis heute nicht gefunden worden. Ein anderer Ansatz ist die Beschreibung des Lebens in seinen strukturellen und dynamischen Merkmalen. So ist grundsätzlich das Leben gekennzeichnet durch die Notwendigkeit eines Stoffwechsels (*Metabolismus*), Fähigkeit der Vermehrung (*Reproduktion*) und durch die Möglichkeit der Veränderung des Erbguts (*Mutationsfähig-*

keit). Leben ist immer mit Individualisierung verbunden, d.h., lebende Organismen sind immer von der Umwelt gut abgegrenzte Gebilde, deren kleinste Einheit die Zelle ist. Damit wird die Individualität in seiner Grundstruktur bereits mit der Verschmelzung von Ei und Samenzelle und durch das so neu entstandene und sich weiter entwickelnde Leben über das vorhandene Erbgut geprägt. Dabei spielt der Ort der Verschmelzung von Ei und Samenzelle keine Rolle. Auch wenn im Laufe der Entwicklung speziell des Menschen bis zu seinem Tod äußere umweltbedingte Einflüsse die Persönlichkeit und Individualität mit beeinflussen, bleibt als Grundvoraussetzung für die Individualität die genetische Information bestehen. Der individuelle Mensch entwickelt sich in seiner Persönlichkeit in einem dynamischen Prozess, der mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle beginnt und erst mit dem Tod endet. Dieser Prozess wird nicht durch die Geburt unterbrochen oder abgebrochen sondern setzt sich mit der Geburt weiter fort. Wenn aber die Grundlagen für Individualität und Persönlichkeit bereits mit der Verschmelzung von Ei und Samenzelle und die weitere heranreifende Entwicklung des Menschen als Embryo, Fetus, Säugling, Kleinkind bis ins hohe Alter hinein erfolgt, kann keine willkürliche Zeitabgrenzung in dieser Entwicklung vorgenommen und mit anderen Wortvarianten belegt werden, um eine Legitimation zur Tötung eines nicht ausgereiften Menschen zu begründen. Die Würde des Menschen ist mit Beginn seiner Individualität, d.h. bereits mit Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, zu achten, zu wahren und zu schützen.

Ulrike Riedel, ehemalige Abteilungsleiterin im Bundesgesundheitsministerium, war zuständig für die Gesetzgebung der Biomedizin, Humangenetik und Fortpflanzungsmedizin. Während der Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken am 03./04. Mai 2001 sagte sie in ihrer Rede, dass maßgeblich für die Verabschiedung des Embryonenschutzgesetzes (ESchG) 1990 die befruchtete Eizelle als menschliches Leben im frühesten Stadium unter dem Schutz der Menschenwürde nach Art. 1 Abs. 1

Grundgesetz (GG) steht, die Menschenwürde unveräußerlich ist und einer Abwägung mit anderen Grundrechten, auch nicht mit Art. 5 Abs. 3 GG (Freiheit der Wissenschaft und Forschung) zugänglich sein darf.

Diese Grundauffassung wurde 1993 im 2. Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zur Frage des verfassungsrechtlichen Status des ungeborenen menschlichen Lebens ausdrücklich bestätigt. In diesem Urteil wurde aufgeführt: „Das sich entwickelnde Leben nimmt an dem Schutz teil, den Art. 1 Abs. 1 GG der Menschenwürde gewährt. Es ist nicht entscheidend, ob der Träger sich dieser Würde bewusst ist und sie selbst zu wahren weiß. Die von Anfang an im menschlichen Sein angelegten potentiellen Fähigkeiten genügen, um die Menschenwürde zu begründen.“ Bei Missachtung des Grundrechtes wird man in allen anderen Fällen zu jedem Lebensabschnitt Argumente finden, die das Töten von Individualität eines Menschen scheinbar legitimiert und legalisiert.

Dies zeigt sich bereits in krasser Form in der Tötung des Menschen aus sogenannter eugenischer Indikation bis kurz vor dem regulären Geburtstermin. Damit wird die Tötung voll lebensfähiger Menschen die einer Intensivmedizin kurz vor der 40. Schwangerschaftswoche (SSW) nicht bedürfen, ermöglicht. Welche Perversion zeigt sich hier, wenn in der 36. SSW Kinder voll lebensfähig geboren werden und lediglich als Unterstützung für die weitere Hilfe den Brutkasten benötigen, wenn Kinder bereits in der 24. SSW zur Welt kommen und sich mit Unterstützung der Intensivmedizin zu gesunden Menschen entwickeln können. Wenn aber aus sogenannter eugenischer Indikation Menschen bis kurz vor der Geburt wegen einer Erkrankung oder einer Behinderung getötet werden können, ist der Schritt nicht mehr groß, diese Menschen auch (kurz) nach ihrer Geburt umzubringen.

Die Unterlassung einer möglichen, würdevollen therapeutischen Hilfe wird in der Annahme, dass keine nennenswerte Lebenserwartung besteht, ja bereits in einigen Fällen praktiziert. Entsprechende Aussagen betroffener Eltern waren zu diesem Thema in dem ARD-Dokumentati-

onsbeitrag „Alles ist möglich“ am 16. Mai 2001 um 23:30 Uhr zu hören gewesen. Damit zeigt sich schon jetzt, dass insbesondere durch Wortgewandte der Willkür Tür und Tor geöffnet wird. Gerade aber im Interesse der schwächsten Mitmenschen, zu denen wir alle auch einmal gehören werden, sollte eine derartige Entwicklung verhindert werden.

Präimplantationsdiagnostik (PID)

Unter Präimplantationsdiagnostik (PID) versteht man die Untersuchung des Erbmaterials eines Embryos in vitro (im Reagenzglas), bevor es zur Einnistung in die Gebärmutter transferiert wird. Ziel dieser Diagnostik ist die Früherkennung von genetischen Defekten, um bei vorhandenem genetischem Defekt den Transfer gegebenenfalls abzuwehren bzw. den Eltern mit hoher Wahrscheinlichkeit den verständlichen Wunsch eines gesunden Kindes zu ermöglichen. Sofern sich im Rahmen der PID eine erbliche Belastung bzw. genetische Anomalie zeigen sollte, werden diese Embryonen vernichtet. Die PID dient damit nicht einer therapeutischen Diagnostik mit dem Ziel einer Therapie der Störung sondern vielmehr einer Selektion durch „Aussortieren“, dessen Ausmaß mit zunehmender Kenntnis von möglichen genetischen Erkrankungen noch nicht abgeschätzt werden kann.

In der Vererbungslehre ist bekannt, dass trotz einer genetischen Eigenschaft dieses Merkmal nicht automatisch zum Tragen kommen muss. „Genotyp“ und „Phänotyp“ müssen nicht zwingend im Einklang stehen. Selbst wenn das Kind das Gen für die Möglichkeit der Entwicklung einer Tumorerkrankung oder Stoffwechselerkrankung in sich trägt, bedeutet es noch nicht, dass diese Erkrankung auch tatsächlich eintritt. Vielfach müssen noch viele weitere äußere Voraussetzung eintreten ehe es zu einer derartigen Erkrankung kommt (multifaktorielle Vererbung).

Doch selbst wenn es im Verlaufe eines Lebens zu einer schweren Erkrankung kommen würde, stellt sich die Frage, ob dieser Grund ausreichend wäre, dem Embryo das Leben insgesamt vorzuenthalten!? Und selbst wenn sich bei der genetischen

Untersuchung eine Trisomie 21 (Down-Syndrom = „Mongolismus“) herausstellt, ist noch nichts darüber ausgesagt, wie ausgeprägt sich diese Erkrankung entwickeln wird. Wenn man diese Kinder sieht, ist man überrascht, welche Lebensfreude, welches Urvertrauen in ihnen steckt und wie sie sich selbst über kleine, unscheinbare Dinge freuen können. Eine Begegnung mit diesen Kindern stimmt nachdenklich, wenn man selber feststellen muss, wie arm wir selber geworden sind. Daher muss die Frage erlaubt sein, ob wir wirklich ernsthaft entscheiden wollen, wie weit dieses Menschenleben zu würdigen ist und welches Anrecht hier auf Leben besteht? Während der Studienzeit berichtete Dr. Heiner Koch bei der katholischen Studentengemeinde in Düsseldorf von einem mongoloidem Kind, das auf die Frage nach seinem Reichtum antwortete „Viel kann ich nicht, aber eines kann ich besser als ihr – Lachen!“

Sofern die offene Wirbelsäule (Spina bifida) mit der sich daraus entwickelnden Querschnittslähmung bei sonst geistiger Gesundheit ebenfalls für die „Eliminierung“ zur Diskussion gestellt wird, muss in der Konsequenz auch die erschreckende Frage erlaubt sein, ob und wann dann demnächst auch die Menschen, die durch einen Unfall oder durch eine andere Erkrankung die Querschnittslähmung erleiden mussten, für die Tötung anstehen.

Pränataldiagnostik und Präimplantationsdiagnostik wollen Entscheidungshilfen zwischen „lebenswert“ und „lebensunwert“ geben. Dabei wird völlig vergessen, dass es sich bei der Diagnostik und der sich daraus ergebenden Prognose um eine Wahrscheinlichkeit handelt, die stets mit einer Fehlerquote behaftet ist. Gerade bei einer derartigen weitreichenden Entscheidung der Eltern ist die Fehlerquelle Mensch noch nicht berücksichtigt worden.

Therapeutisches und reproduktives Klonen

Beim therapeutischen Klonen entsteht künstlich ein Embryo durch Transfer einer Körperzelle mit dem jeweiligen Chromosomensatz in den Zellkern einer entkernten Eizelle. Eine Verschmelzung von Ei und

Samenzelle im klassischen Sinne findet hier nicht statt. Ziel dieser Form des Klonens ist die Gewinnung von embryonalen Stammzellen, um über diese Form der Stammzellengewinnung Heilung von Krankheiten erreichen zu können. Die Ankündigung einer baldigen Anwendung dieser „Technik“ durch Herrn Antinori an der Universität in Rom hat dabei eine heftige Diskussion ausgelöst.

Sofern das Klonen von Embryonen über den Transfer einer Körperzelle in eine entkernte Eizelle mit dem Ziel der weiteren Zellteilung gelingen sollte, wird es – wie bereits oben beschrieben – die Voraussetzung eines Lebens erfüllen. Die genetische Information für das neue Leben wird von einer menschlichen Körperzelle abstammen. Damit aber würde man unabhängig des Entstehungsweges laut Definition eine „neue Persönlichkeit“ schaffen, das ebenfalls unter dem Schutz des Grundgesetzes und dem Embryonenschutzgesetz steht. Sofern es bei der „Erschaffung solchen menschlichen Lebens“ ausschließlich um die Gewinnung von Stammzellen gehen sollte, würden diese Menschen ausschließlich als Rohstofflieferant gezüchtet, mit der Ernte zerstört und anschließend verworfen werden. Das hätte aber dann zur Folge, dass unter dem Deckmantel der Forschungsfreiheit bewusst ein höheres Rechtsgut permanent verletzt und missachtet werden würde. Auch die Nutzung von überzählig gewonnenen Embryonen im Rahmen der In-vitro-Fertilisation ändert nichts an dem Missbrauch des Lebens. Vielmehr besteht sogar ein größeres Risiko, zur Erfüllung des Kinderwunsches bewusst über die Frau deutlich mehr Embryonen zu gewinnen, um sie der uneingeschränkten Forschung zur Verfügung zu stellen. Neben dem Missbrauch der Embryonen würde zusätzlich dem Missbrauch der Frau Tür und Tor geöffnet werden, ohne dass eine derzeitige wirkungsvolle Kontrolle möglich wäre.

Neben dem „therapeutischen Klonen“ wäre mit dieser Anwendungstechnik der Embryogewinnung prinzipiell die Schaffung einer Anzahl von Reproduktionen möglich (reproduktives Klonen). Bei diesem Herstellungsverfahren könnten Ziele verfolgt werden, einen bestimmten

und gewünschten Menschentyp heranzuziehen, der bestimmte Anforderungen erfüllt. Durch den Verlust der Einzigartigkeit würden diese Menschen eine Herabwürdigung erfahren und damit eine „Unterklasse“ werden, die lediglich Mittel zum Zweck werden würden. Was aber würde dann passieren, wenn diese „Menschenart“ nicht mehr den gewünschten Anforderungen entspricht? Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden solche Menschen, die als „Untermenschen“ bezeichnet wurden, vernichtet und entsorgt. Noch heute denkt man vorwurfsvoll an diese Vergangenheit. Wo aber bleibt der Aufschrei einer sich abzeichnenden, vergleichbaren Entwicklung?

Mensch gleich Schöpfer

Im vergangenen Jahr 2000 ist es gelungen, die genetische Kodierung zu entschlüsseln. Inzwischen versucht die Forschung die Ursachen des Alterungsprozesses zu eruieren und zu verstehen, um gegebenenfalls später Alterungsprozesse im Organismus möglicherweise beeinflussen bzw. sogar stoppen zu können. Ewige Jugend und Unsterblichkeit bei völliger Gesundheit und im Vollbesitz der körperlichen und geistigen Kraft; über Leben und Tod selbst bestimmen; selbst in der Lage sein, Menschen zu schaffen, zu erschaffen, zu schöpfen – dies alles sind lang ersehnte Träume des Menschen, das nun in greifbarer Nähe zu liegen scheint. Der Mensch macht sich somit selbst zum Schöpfer. Wenn dieser Mensch sich aber nun selbst als Schöpfer sieht, wozu braucht er dann noch einen anderen Schöpfer neben sich? Wenn er sich selbst zum Schöpfer macht und glaubt, den Schöpfer Gott nicht mehr achten zu brauchen und zu müssen, wird dieser Mensch im nächsten Schritt den Anspruch erheben, stets richtig zu denken und zu handeln. Damit würde er sich selbst als unfehlbar bezeichnen. Wenn aber ein Mensch für sich selbst den Anspruch der Unfehlbarkeit erhebt und sich damit selbst zum Schöpfer macht, müssen andere Menschen in ihrer Fehlbarkeit mit ihren Gedanken und ihren Handlungen immer im Unrecht liegen. Mit dieser neu entstehenden Zwei-Klas-

sen-Gesellschaft würde dann die Grundlage des Miteinanders innerhalb der Gesellschaft in jeder Hinsicht zerstört und damit der Untergang der Gesellschaft eingeleitet werden.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“ (Art. 1 Abs. 1 GG). Damit sind alle staatlichen Gewalten einschließlich Parlament und Bundesregierung verpflichtet, jede Form des menschlichen Seins – unabhängig seines jeweiligen Entwicklungsstandes und der Wunschvorstellungen Dritter – zu schützen, zu bewahren und zu erhalten.

Das Grundrecht nach Freiheit der Wissenschaft und Forschung hebt das Grundrecht der Würde nicht auf. So heißt es im Art. 5 Abs. 3 GG: „Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung“. Sofern dieses entscheidende Grundrecht gemäß Art 1 Abs. 1 GG, auf dem unsere Rechtsordnung aufgebaut ist, von den Rändern angegriffen und von innen ausgehöhlt wird, hat dies zur Folge, daß unser Rechtssystem am Ende zerstört wird und die Grundlage für das Leben in Freiheit innerhalb einer vertrauenswürdigen Gesellschaft verloren gehen würde. □

COMPUTERSPIEL:

Mal allmächtiger Gott sein

Ein neues Computerspiel „Black an White“ erlaubt es, mal auf die Schnelle einen allmächtigen Gott

Mausklick eben zu schaffen oder zu vernichten und beispielsweise ungestraft Menschen zu töten. Von dem für umgerechnet rund 80 Mark angebotenen Spiel seien innerhalb von vier Wochen mehr als 50.000 Exemplare verkauft worden, mehr als die meisten anderen Spiele insgesamt an Auflage erreichten. Die niederländische Zeitung „Trouw“ zitierte einen evangelischen Experten, der vor „satanischen Einflüssen warnte und das Spiel als „blasphemisch“ bezeichnete. Kinder lernten kein

Zu Fragen der biomedizinischen Entwicklung und ihrer ethischen Bewertung

Beschluss der Vollversammlung des
Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom 4./5. Mai 2001

Im Anschluss an den Diskussionsanstoß „Der biomedizinische Fortschritt als Herausforderung für das christliche Menschenbild“ des kulturpolitischen Arbeitskreises des ZdK und an das Hirtenwort der Deutschen Bischofskonferenz unter dem Titel „Der Mensch: sein eigener Schöpfer?“ fasst die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken folgenden Beschluss:

1. Gentechnik, Biomedizin und Neurobiologie werden unser Leben fundamental verändern und unsere religiösen, kulturellen und humanen Auffassungen und Einstellungen herausfordern. Dieser Herausforderung wollen und müssen wir uns als Christen stellen. Um eine menschenwürdige Zukunft zu gestalten, wollen und müssen wir uns einbringen in den Dialog von Gesellschaft, Kultur und Politik und mit dazu beitragen, dass die notwendige Kooperation von Natur- und Geisteswissenschaften gelingt. Dabei wird es darauf ankommen, einen Diskurs zu führen, bei dem die Begründungen für die jeweils eingenommenen Positionen offen dargelegt werden. Es gibt keine voraussetzungslose Position in diesen Fragen.
Das ZdK bekennt sich zur grundgesetzlich verbürgten Forschungsfreiheit und hält medizinische Forschung, die darauf zielt, Krankheiten zu heilen für geboten. Zugleich erinnert das ZdK an die Würde eines jeden Menschen, die im Zentrum des christlichen Menschenverständnisses steht und zugleich Grundlage unserer Verfassung ist. Die Menschenwürde begrenzt die Forschungsfreiheit, damit diese nicht zu unmenschlichen Konsequenzen führt.
2. Das menschliche Leben beginnt mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle zur befruchteten Eizelle mit doppeltem Chromo-

somensatz. Ab diesem Moment entwickelt sich menschliches Leben nicht zum Menschen, sondern als Mensch. Jeder Versuch, eine andere Grenze für den Beginn des menschlichen Lebens und damit für die Schutzwürdigkeit des Menschen zu ziehen, ist willkürlich. Dies hält auch das geltende Embryonenschutzgesetz fest und liegt in der Konsequenz einschlägiger Urteile des Bundesverfassungsgerichts.

Das ZdK tritt für die Erarbeitung eines umfassenden Fortpflanzungsmedizingesetzes ein, welches den neuen biomedizinischen Entwicklungen Rechnung trägt und nicht unter das Schutzniveau des geltenden Embryonenschutzgesetzes von 1990 zurückgeht. Dies gilt insbesondere für den im geltenden Embryonenschutzgesetz festgehaltenen Ausschluss von Forschung an Embryonen und von anderen Verwendungen, die nicht dem Wohl des Embryos selbst dienen.

3. Das ZdK lehnt die Zulassung der Präimplantationsdiagnostik in Deutschland ab. Unter Präimplantationsdiagnostik wird die Untersuchung am Erbmaterial eines Embryos in vitro vor dem Transfer zur Einnistung in die Gebärmutter auf Krankheitsdispositionen verstanden.

Es ist selbstverständlich, dass Eltern sich ein gesundes Kind wünschen. Dies darf jedoch nicht dazu führen, dass Embryonen, bei denen eine genetisch bedingte Erkrankung prognostiziert wird, vernichtet werden.

Eine große Gefahr sieht das ZdK darin, dass mit der Zulassung der Präimplantationsdiagnostik – entgegen der erklärten Absicht der Befürworter einer solchen Zulassung – faktisch Tendenzen zur Selektion menschlichen Lebens Vorschub geleistet wird. Die Praxis in Ländern, in denen

die Präimplantationsdiagnostik zugelassen ist, zeigt, dass es äußerst schwierig ist, eine Eingrenzung auf wenige Indikationen durchzuhalten.

Das ZdK sieht eine zusätzliche Gefahr darin, dass durch die mit der Präimplantationsdiagnostik verbundene Absicht, individuelles Leid zu vermindern bzw. zu verhindern (hier: dem Kinderwunsch von genetisch vorbelasteten Eltern möglichst zu entsprechen), Veränderungen eintreten würden, die über die individuelle Situation weit hinausreichen. Sie verdrängt insbesondere den Sachverhalt, dass der abwehrende und abwertende Umgang mit körperlichen oder seelischen Gebrechen die Behinderungen und das Leiden der Betroffenen erheblich verstärkt, ja oftmals erst verursacht. Damit wäre einer generellen Entwicklung der Weg geebnet, die rasch zu einer fundamentalen Veränderung der Einstellung zur Würde eines menschlichen Lebens mit Behinderung und Krankheit und damit auf die Einstellung zu kranken und behinderten Menschen überhaupt führen würde.

4. Dass in Deutschland sog. Spätabtreibungen, d.h. Schwangerschaftsabbrüche bei zu erwartender Krankheit oder Behinderung des Kindes bis unmittelbar vor dem Zeitpunkt der Geburt erfolgen, ist ein Skandal. Deshalb fordert die Vollversammlung entsprechend der ZdK-Erklärung vom 16. Februar 1999 politische Initiativen zur Vermeidung sog. Spätabtreibungen. Es geht dabei insbesondere um eine verbesserte Beratung mit dem Ziel des Lebensschutzes vor pränataler Diagnostik sowie nach Diagnose einer nicht behebbaren Krankheit oder Entwicklungsstörung des nicht geborenen Kindes. Ferner ist eine rechtliche Klärung

des Anwendungsbereiches der medizinischen Indikation (§ 218 a Abs. 2 StGB) dringend geboten. Denn es darf nicht mehr erlaubt sein, einen Schwangerschaftsabbruch bei zu erwartender Krankheit oder Behinderung des Kindes stillschweigend unter die medizinische Indikation zu subsumieren und damit zu legalisieren. Ist diese Klärung anders nicht zu erreichen, muss der Gesetzgeber eine Novellierung des § 218 a Abs. 2 StGB vornehmen. Das Arzthaftungsrecht muss zudem so ausgestaltet werden, dass Ärztinnen und Ärzte nicht davon abgehalten werden, Eltern zu ermutigen, sich auch in Zweifelsfällen für ein – möglicherweise behindertes – Kind zu entscheiden.

5. Kein Mensch darf im Bereich der Gentechnik zur Diagnose gezwungen werden. In der Erklärung „Prädiktive Gentests. Eckpunkte für eine ethische und rechtliche Orientierung“ hat der Ethikbeirat beim Bundesministerium für Gesundheit wichtige Vorschläge für die Anwendung sog. prädiktiver genetischer Tests vorgelegt. Darin wird festgehalten, dass die sog. prädiktiven genetischen Tests legitimen Interessen der Gesundheitsvorsorge und der Lebensplanung dienen können. Ergebnisse der genetischen Diagnostik können jedoch so einschneidende Konsequenzen für die Betroffenen haben, dass eine solche Diagnose nur nach Einwilligung erfolgen darf und es das Recht geben muss, solche Untersuchungen abzulehnen. Anknüpfend an diese Argumente fordert das ZdK wegen der Gefahr des Missbrauchs beim Abschluss von Versicherungen bzw. vor Abschluss eines Arbeitsvertrages entsprechende rechtliche Regelungen.
6. Das ZdK hält das Verbot der Klonierung von menschlichen Embryonen für unerlässlich, weil die Erzeugung von Embryonen durch Klonierung fundamental gegen die individuelle und allgemeine Würde des Menschen verstößt. Genetisch identische Embryonen dürfen weder mit dem Ziel hergestellt werden ein geklontes Kind zur Welt zu bringen

(sog. reproduktives Klonen) noch dürfen sie erzeugt werden, um embryonale Stammzellen zu gewinnen (sog. therapeutisches Klonen). Denn weder ein sozialer noch ein medizinischer Nutzen können ein Verfahren rechtfertigen, das die unantastbare Würde menschlicher Lebewesen verletzt. Im Fall des sog. therapeutischen Klonierens ist es zudem wissenschaftlich zunehmend umstritten, ob das Klonieren menschlicher Embryonen sowohl notwendig wie auch überhaupt geeignet ist, um die anvisierten therapeutischen Ziele zu erreichen.

Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung zeigen, dass das Klonieren von Embryonen mit methodenbedingten unwägbareren und unverantwortbaren Risiken für das entstehende Lebewesen verbunden ist. Das ZdK stellt fest, dass die von den Befürwortern des sog. therapeutischen Klonens herausgestellte Unterscheidung zwischen reproduktivem und therapeutischem Klonieren auf Dauer nicht tragfähig ist. Das ZdK hält es in Aner-

kennung der verfolgten therapeutischen Ziele für richtig, die ethisch unbedenklichen Alternativen, z.B. die Forschung mit adulten Stammzellen zu forcieren.

7. Das ZdK fordert alle Gemeinden und katholischen Organisationen auf, sich intensiv mit den hier anstehenden Fragen zu beschäftigen. Denn es bereitet große Sorge, dass die Vorstellungen vom perfekten, vitalen, stets jugendlichen und gesunden Menschen zunehmend Haltungen und Handlungen in unserer Gesellschaft bestimmen. Für die Akzeptanz von tatsächlichem Leid und Behinderungen, von unvermeidbaren Krankheiten und Begrenzungen des Menschen hätte dies dramatische Konsequenzen. Deshalb gehören die Fragen, was den Menschen zum Menschen macht, wie er mit seiner Endlichkeit umgehen kann, von welchen Visionen er sein Handeln leiten lässt und welche Begrenzungen seines Tuns um der Humanität willen vorgenommen werden müssen, unabdingbar mit in den Diskurs. □

EUTHANASIE: Gesetzgebung in den Niederlanden zur aktiven Sterbehilfe

Äußerung von ZdK-Präsident, Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, vor der Vollversammlung des ZdK am 4. Mai 2001 in Bonn-Bad Godesberg

Wie dringend das Zusammenstehen aller Christen für Menschenleben und Menschenwürde sind, zeigt uns dramatisch die niederländische Gesetzgebung zur aktiven Sterbehilfe. Manchmal sind es konkrete Beispiele, die einen erhellenden Zugang zu Fragen von sehr grundsätzlicher Bedeutung eröffnen. Deshalb möchte ich den niederländischen Arzt K. F. Gunning zitieren, der sich mit der Praxis der letzten Jahre in den Niederlanden auseinandersetzt, welche die jetzige Legalisierung der aktiven Sterbehilfe herbeigeführt hat. Er berichtet: „Ein Internist, der eine Frau mit Lungenkrebs wegen Sauerstoffmangels in die Klinik aufnehmen wollte, musste ihr versichern, dass er sie nicht euthana-

sieren würde, was sie befürchtete. Er wies sie selbst ein und nach 36 Stunden war ihre Atmung normal, ihr Gesamtzustand besser. Als der Arzt nach Hause ging, euthanasierte sie aber sein Kollege. Seine Rechtfertigung „Wir brauchen das Bett für einen anderen Fall; für die Frau ist es egal, ob sie jetzt stirbt oder in 14 Tagen.“ Gunning fährt dann fort: „Es gibt inzwischen Verwandte von Patienten in Holland, die von den Ärzten erwarten, dass sie die Euthanasie zu ihrer Annehmlichkeit anwenden. So wurde z.B. der Tod eines alten Mannes jeden Tag erwartet. Der Sohn sagte dem Arzt, er habe Ferien geplant und könne nicht mehr absagen. Er wollte, dass die Beerdigung noch vor seiner Abreise stattfinden solle. Der Arzt ver-

abreichte daraufhin dem alten Mann eine, seines Erachtens sehr hohe Dosis Morphium, in der Absicht, ihn zu töten. Als er zurückkam, um den Tod festzustellen, saß der Mann aber fröhlich auf der Bettkante. Er hatte endlich genug Morphium bekommen, das seine Schmerzen stillte. Der „behandelnde“ Kollege erzählte mir diese Geschichte als ob es völlig normal sei, einen Patienten zu töten, um der Familie einen Gefallen zu tun.“^{*)}

Mancher mag einwenden, dies seien vereinzelte Beispiele. Was sie jedoch deutlich machen, ist, dass Europa an einem ethischen Scheideweg steht. Ist dies das gleiche Europa, welches erst jüngst eine beachtenswerte Charta der Grundrechte verabschiedete? Oder ging es auch hier nur um das Individualrecht auf ein möglichst bequemes Leben?

Mit allem Ernst müssen wir uns der Frage nach dem Leid stellen und dürfen die Tatsache des Todes nicht weiter aus unserem Leben und dem Leben der Gesellschaft verdrängen.

Dazu gehört, das mit dem Sterben verbundene Leid, auch das unerträglich erscheinende Leiden nicht zu leugnen. Mehr noch: Leid darf auch nicht um seiner selbst Willen verherrlicht werden, auch nicht mit religiösen Gründen. Weder die Leugnung noch die Verherrlichung des Leidens wären biblisch begründbar. Menschliches Leid zu mindern oder zu verhindern ist ein Gebot der Nächstenliebe. Aber Leid gehört zum Erfahrungs- und Lebenswissen der Bibel. Und das entspricht der Wirklichkeit des Lebens. Der Christ verfällt nicht der Illusion einer durch Menschen leidfrei gemachten Welt.

Die Einstellung der Gesellschaft zum Leid und die Frage, was in der Gesellschaft unter menschenwürdigem Sterben verstanden wird, hängt wesentlich von den vorherrschenden Einstellungen und Überzeugungen ab. Heute werden Leid und Tod aus der Gesellschaft verdrängt und die Erfahrungen von Leid und Tod vermieden, damit der Gedanke an die eigene Sterblichkeit gar nicht erst

aufkommt. Während früher die unmittelbare Erfahrung des Todes anderer einen Teil der allgemeinen Lebenserfahrung bildete, verschwinden heute viele Schwerkranke in Sterbekliniken. Alte Menschen leben immer häufiger gesellschaftlich isoliert in Seniorenheimen. Die Bestattung mit den entsprechenden Ritualen wird an Beerdigungsinstitute delegiert. Der Umgang mit dem Tod und mit Toten ist eine Sache von Spezialberufen geworden.

Wie Umfrageergebnisse offenbaren, ist die Akzeptanz der aktiven Sterbehilfe in unserer schnelllebigen, stets auf Vitalität, Jugendlichkeit und Gesundheit ausgerichteten Welt erschreckend hoch. Allerdings ist gegenüber den demoskopischen Methoden bei solch schwierigen Fragen durchaus Skepsis angebracht. Es ist nicht sicher, ob viele hier nicht die Verlängerung des Sterbens durch eine Apparatemedizin meinen. Würde man nämlich die Einstellung zur aktiven Sterbehilfe erfragen unter der Voraussetzung einer palliativmedizinischen Behandlung, die weitgehende Schmerzfreiheit ermöglicht, sowie unter Begleitung durch nahe stehende Personen, so käme vermutlich keine Mehrheit für eine Zustimmung zur aktiven Sterbehilfe zustande. Denn Studien aus den Niederlanden und den USA belegen eindeutig die ausschlaggebenden Gründe, die Menschen dazu veranlassen können, um Sterbehilfe zu bitten, bestehen vor allem darin, dass Menschen sich verlassen fühlen, vereinsamt oder isoliert und von finanziellen oder materiellen Sorgen belastet.

Für Christen ist aktive Sterbehilfe kein akzeptabler Ausweg. Denn statt das Leiden zu lindern und den Sterbenden zu begleiten, wird der Leidende entsorgt.

Ein würdiges Sterben erfordert in erster Linie, dass die Medizin auf den Willen des Betroffenen Rücksicht nimmt. Patientenverfügungen, die eine menschenwürdige Behandlung und Begleitung am Lebensende wollen, sind zu respektieren. Es gilt deutlich zu unterscheiden zwischen dem Verzicht auf künstliche Lebensverlängerung bei einem unrettbar

sterbenden Menschen, der palliativmedizinisch versorgt wird, und lebensverkürzenden Maßnahmen, die den Tod aktiv herbeiführen. Die gesetzlich geregelte Erlaubnis zur Tötung auf Verlangen öffnet dem Missbrauch Tür und Tor. Wer wollte ausschließen, dass sozialer Druck, Überforderung, finanzielle Interessen oder Bequemlichkeit bei der Verfügung über das Lebensrecht anderer ins Gewicht fallen? Das Tötungsverbot gilt am Lebensende ebenso wie am Lebensbeginn. Ohne Anerkennung der Würde und des Lebensrechts jedes Menschen ist kein Zusammenleben in Mitmenschlichkeit möglich.

Ich erinnere auch an die Grundsätze der Bundesärztekammer zur ärztlichen Sterbebegleitung vom 11. Dezember 1998, die sich klar von jeglicher aktiven Sterbehilfe (Euthanasie) abgrenzen und nur unter ganz bestimmten, eng gefassten Umständen erlauben, dass Maßnahmen zur Verlängerung des Lebens eines Sterbenden unterlassen oder nicht weitergeführt werden. Nur wenn eine weitere Therapie den Todeseintritt verzögern würde, die Krankheit jedoch nicht aufhalten könnte und der Verzicht auf weitere lebensverlängernde Maßnahmen mit dem Patientenwillen übereinstimmt, dürfen sterbende Patienten allein mit schmerzlindernden Mitteln bis zu ihrem Lebensende begleitet werden (siehe dazu auch Artikel S. 67).

Ich bin dankbar dafür, dass die Bundesjustizministerin unmissverständlich die aktuelle Entwicklung in den Niederlanden abgelehnt hat. Ein verstärkter Ausbau der Palliativmedizin und der Hospizarbeit sind jetzt die besten Argumente gegen die aktive Sterbehilfe.

Europa steht vor einer außerordentlichen Herausforderung der humanen Grundlagen seiner Zivilisation. Eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe widerspricht dem Ethos der Heilberufe, bricht mit der Rechtstradition unserer europäischen Gesellschaften und verstößt vor allem gegen Gottes Gebot „du sollst nicht töten!“ Deshalb müssen wir als Christen dieser Entwicklung mit aller Kraft widerstehen. □

*) Artikel von Dr. Gunning in „Der Internist“ Heft 6/2000).

STERBEBEGLEITUNG:

„Ich wünsche mir Frieden“

Palliativstation will letzte Daseinsphase lebenswert machen

NORBERT ZONKER (KNA-REDAKTEUR)

Die Räume sind hell, mit großen Fenstern, die Farben sind harmonisch und wirken freundlich, nicht steril. Und: Es riecht nicht nach Krankenhaus. Das ist Programm im „Clara-Wolff-Haus“, dem vor einem Jahr in Betrieb genommenen Neubau am Sankt-Joseph-Stift in Dresden. Die Patienten, die hier einen Teil ihres letzten Lebensabschnitts verbringen, sollen sich „so weit wie möglich wie zu Hause fühlen“, erläutert Stationsschwester Maria Klose. Dass die Schwerstkranken Bilder und andere persönliche Gegenstände oder Musikaufnahmen mitbringen, ist nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich erwünscht. Für die Mitarbeiter sind das zugleich wichtige Möglichkeiten, um mit den Kranken ins Gespräch zu kommen.

Palliativstation. Für viele klingt das nach „Endstation“, weckt Ängste und erinnert an die eigene Sterblichkeit. „Wir sind kein Hospiz“, korrigiert Schwester Maria. Ziel sei es, den – unheilbar kranken – Patienten dabei zu helfen, „in Geborgenheit zu Hause sterben zu können“. Das gelingt bei etwa der Hälfte der meist an Krebs erkrankten Patienten, die hier in sechs Einzel- und zwei Doppelzimmern aufgenommen werden. Die durchschnittliche Verweildauer liegt ähnlich wie auf anderen Stationen bei elf bis zwölf Tagen. Aber jeder zweite Patient stirbt während seines Aufenthalts im „Clara-Wolff-Haus“ – für die Mitarbeiter der Station eine hohe seelische Belastung. „Wir wollen jedem einzelnen Kranken vermitteln, dass sein Leben bis zum Ende genau so lebenswert und wichtig ist wie jedes andere auch“, so die Stationschwester.

Deshalb kann ein Patient hier mehr selbst bestimmen als sonst im Klinik-Ablauf, etwa wann er geweckt oder gewaschen werden will und was er essen möchte. „Abends trinken wir schon mal ein Glas Wein oder

Sekt zusammen“, berichtet die Schwester, es gibt auch ein Raucherzimmer für die Patienten. Angehörige können mit aufgenommen werden, im Wohnzimmer der Station ist auch das Feiern von Familienfesten möglich. Medizinisch geht es vor allem darum, Schmerzen zu lindern und Begleiterscheinungen der Krankheit zu mildern. Dazu kommt die psychosoziale Betreuung, die bei der Auseinandersetzung mit dem persönlichen Schicksal und der Bewältigung von Angst und Depressionen helfen soll – wenn möglich auch bei der Auflösung von Spannungen in der Familie.

Für den Theologen und Sozialarbeiter Matthias Mader, der als Seelsorger auf der Station arbeitet, geht es im Gespräch über die Situation der Kranken vor allem um das „Ausbalancieren zwischen Hoffnung und Realismus“. Die Patienten wünschten „authentische“ Gesprächspartner, mit denen sie über ihr Leben und den bevorstehenden Tod reden könnten. Obwohl die Klinik ein kirchliches Haus ist – Träger ist der Orden von den Schwestern von der heiligen Elisabeth –, gehören die meisten Patienten keiner Kirche an, die Katholiken bilden wie fast überall in Ostdeutschland eine kleine Minderheit. Doch unabhängig davon, ob sie auf eine Auferstehung gemäß dem christlichen Glauben hofften oder nicht, so Mader, drückten sie ihre Befindlichkeit häufig übereinstimmend in dem Satz aus: „Ich wünsche mir Frieden.“ Das Angenommensein ohne moralische Abwertung ihres Lebens sei für alle wichtig. In manchen Fällen sei auch bei Menschen, die als Kinder kirchlich sozialisiert wurden und später „Verletzungen“ erfahren hätten, eine „Versöhnung“ möglich.

Neben Mader kommt die evangelische Pfarrerin Irene Wohlgemuth regelmäßig auf die Station. Im

gleichen Haus hat auch der Christliche Hospizdienst seine Geschäftsstelle sowie ein Tageshospiz und die Einsatzzentrale seines ambulanten Betreuungsdienstes. Patienten, die nach Hause entlassen werden, können somit gleich entsprechende Kontakte knüpfen. Eine weitere Verbindung zwischen der Station und der Pflege zu Hause bildet die „Brückenschwester“ M. Gerburgis Bahr, die ebenfalls zum Seelsorgeteam zählt.

Bundesweit gibt es derzeit nach Angaben der Deutschen Krebshilfe, die den Bau des Clara-Wolff-Hauses“ finanziell unterstützt hat, 75 Palliativstationen mit insgesamt 591 Betten. Um dem errechneten Bedarf gerecht zu werden, müssten es nach Auffassung der Krebshilfe jedoch vier Mal so viele sein. Dabei kann die Bettenzahl nicht beliebig erhöht werden – ein so intensives Betreuungskonzept könne nur in kleinen Gruppen umgesetzt werden, und es stelle hohe Anforderungen an das ganze Personal, betont Schwester Maria. Aus Sicht Maders kommt es vor allem darauf an, dass das Konzept der Palliativ-Pflege über die Stationen hinaus eine Breitenwirkung erzielt, was vor allem eine bessere Schmerz-Therapie durch die Hausärzte einschließe.

Für eine „aktive Sterbehilfe“ nach holländischem Beispiel sehen die Mitarbeiter des „Clara-Wolff-Hauses“ keinen Grund. Von den bisherigen Patienten habe nur einer das Thema angesprochen – und das nur beim Aufnahmegespräch und nicht mehr im weiteren Verlauf der Betreuung. Selten komme ein solcher Wunsch von Angehörigen, „die es nicht mehr aushalten“. Auch wenn nicht alle Patienten beschwerdefrei werden könnten, sei es für sie das Wichtigste, „Wärme, Sicherheit und eine schützende Hand“ zu erfahren. □

STICHWORT: **Pflege**

In Deutschland sind nach neuesten Zahlen des Statistischen Bundesamtes rund zwei Millionen Menschen pflegebedürftig. Fast drei Viertel von ihnen werden zu Hause versorgt, 28 Prozent in Heimen. Laut Statistikamt werden von den zu Hause lebenden pflegebedürftigen Menschen rund eine Million in der Regel ausschließlich durch Angehörige versorgt. Im Falle von weiteren 417.000 zu Hause lebenden Pflegebedürftigen erfolgte die Pflege zum Teil oder vollständig durch ambulante Kräfte. Dafür stehen bundesweit etwa 10.800 zugelassene ambulante Dienste mit insgesamt 184.000 Beschäftigten zur Verfügung. Außerdem haben 8.600 vollstationäre Einrichtungen einen Versorgungsvertrag.

Zur Unterstützung der Pflegebedürftigen und ihrer Angehörigen wurde 1995 die Pflegeversicherung als fünfte Säule der Sozialversicherungen (Renten-, Arbeitslosen-, Unfall- und Krankenversicherung) eingeführt. Sie soll auch die Sozialhilfe entlasten, die zuvor für die Kosten der Pflege von finanziell Bedürftigen aufkommen musste. Arbeitgeber und Versicherte zahlen je zur Hälfte die Beiträge für die Pflegeversicherung. Zur Finanzierung der Pflegeversicherung wurde zusätzlich in allen Bundesländern bis auf Sachsen der Buß- und Bettag als gesetzlicher Feiertag gestrichen.

Die Pflegeversicherung ist zweigeteilt: Die Angehörigen der gesetzlichen Kassen zahlen in die soziale Pflegeversicherung ein. Privat Krankenversicherte sowie Beamte und Abgeordnete müssen eine private Pflege-

versicherung abschließen. Der Beitragssatz in der sozialen Pflegeversicherung beträgt bis zur Bemessungsgrenze 1,7 Prozent des Bruttolohns.

Wer Leistungen aus der Pflegekasse bezieht, wird vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen in die Stufen I (erheblich), II (schwer) und III (schwerstpflegebedürftig) eingeordnet. Die Pflegeversicherung arbeitet mit dem Grundsatz „ambulante vor stationärer Pflege“. Bei der häuslichen Versorgung durch Laienpfleger – meist Angehörige, aber auch Nachbarn oder Freunde – gibt es Pflegegeld oder Sachleistungen für die Grundpflege und Haushaltshilfe durch professionelle Pfleger. Auch eine Kombination ist möglich. Die Versicherung zahlt für unentgeltlich tätige Laienpfleger Beiträge zur Rentenversicherung. (KNA)

Seele kann nicht wandern

Dogmatiker Bachl: Reinkarnation mit Christentum unvereinbar

Gegen die These, dass die Reinkarnations-Idee ursprünglich zum christlichen Glaubensgut gehört habe und erst später „ausgegrenzt“ wurde, hat sich der Salzburger Dogmatiker Gottfried Bachl gewandt. Die Lehre von der Inkarnation sei über die griechischen Philosophen, vor allem Plato, dem frühen Christentum zwar bekannt gewesen, habe aber keine bestimmende Bedeutung gehabt, so Bachl in Krems bei der Jahrestagung des Katholischen Bildungswerkes der Diözese St. Pölten. Bereits zur Zeit des Origenes sei kein Zweifel daran gelassen worden, dass sich die Vorstellung von der Seelenwanderung nicht in die christliche Theologie einarbeiten lasse. Und für Augustinus sei dieses Thema bereits „ausdiskutiert“ gewesen, betonte Bachl.

Heute sei die Idee von der Seelenwanderung im Westen wieder populär geworden. Das moderne Fortschrittsdenken, die Suche nach der eigenen Identität und der Erlebnishunger der Menschen sowie die Flucht vor Bindung und Verantwortung förderten diese Lehre, so Bachl. Dennoch gebe es einen gewaltigen Unterschied zwischen der östlichen Vorstellung von der Reinkarnation und den Vorstellungen im westlichen Europa. Der Idee von der beliebigen Wiederholung der Lebenszeit stehe die christliche Lehre von der Einmaligkeit und von der Verantwort-

lichkeit des Menschen gegenüber. Dem unpersonalen „Weltleitungsprinzip“ werde im Christentum die „personale Gegenwart Gottes“ gegenübergestellt. Dem immer wiederkehrendem Kreislauf des Lebens stehe im Christentum die Auferstehung von den Toten gegenüber. Gott werde so als „der alles neu Schaffende“ verstanden. Damit sei auch die Reinkarnationsidee mit dem Christentum nicht vereinbar, so Bachl.

Die Reinkarnation selbst werde in der asiatischen Tradition nicht als „Seelenwanderung“ verstanden, erklärte der Salzburger Dogmatiker. Das „Karma“ (Handlung, Tat) sei vielmehr die Bedingung für den wiederkehrenden Kreislauf des Seins. Bachl verglich dieses Weiterwirken wie einen „Kugelstoß bei einem Billardspiel“, der sich auf die weiteren Kugeln übertrage und diese bewege. Man dürfe sich dies „nicht wie den Inhalt eines Gefäßes vorstellen, der nach dem Tod in ein neues Gefäß gefüllt wird“. In der östlichen Vorstellungswelt gebe es diese Vorstellung von einer „individuellen punktuellen Seele“ wie im Westen nicht, erklärte der Dogmatiker.

Im östlichen Denken sei es vorrangiges Ziel, kein Karma mehr zu erzeugen, um aus dem Kreislauf des stets wiederkehrenden Seins auszusteigen. Nur durch das Ende des Karma könne Erlösung geschehen. Dieser Weg des Karma sei daher auch kein Heilsweg, so Bachl. (DT)

GEFUNDEN:

Schwangerschaftsabbrüche

Die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche in Deutschland hat zugenommen. Im vergangenen Jahr wurden rund 134.600 Abbrüche gemeldet, 4.100 beziehungsweise drei Prozent mehr als 1999, wie das Statistische Bundesamt im April in Wiesbaden mitteilte. Dies ist die höchste Zahl der registrierten Abbrüche seit der gesetzlichen Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs im Jahre 1995.

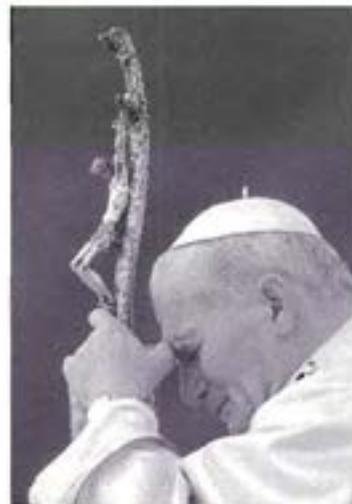
97 Prozent der Abbrüche wurde nach der Beratungsregelung vorgenommen, die übrigen drei Prozent auf Grund einer medizinischen oder kriminologischen Indikation. Etwa 4.100 der Abbrüche seien mit der so genannten Abtreibungspille Mifegyne durchgeführt worden. Dass diese Zahl derjenigen entspricht, um welche die Abtreibungen insgesamt gegenüber 1999 zunahm, lässt nicht den Schluss auf einen unmittelbaren Zusammenhang zu.

49 Prozent der betroffenen Frauen waren zum Zeitpunkt des Abbruchs verheiratet und fünf Prozent minderjährig. Gemäß der Statistik kamen auf je 10.000 Frauen im Alter von 15 bis 44 Jahren im vergangenen Jahr 80 Schwangerschaftsabbrüche. 1999 seien es 77 gewesen. Ausdrücklich wies das Statistikamt darauf hin, dass in Deutschland nicht alle Schwangerschaftsabbrüche zur Bundesstatistik gemeldet würden. (KNA)

Eine Pilgerfahrt auf den Spuren des Apostels Paulus

Anmerkungen zur 93. Pastoralreise von Papst Johannes Paul II.

VOLKER W. BÖHLER



Papstbesuches von der Ökumene ins Politische, ist doch das Miteinander der zahlreichen christlichen Gemeinschaften in Syrien weitgehend störungsfrei. Auch wenn Syrien ein säkularer Staat ist, muss man stets gegenwärtig sein, dass Politik und Religion in arabischen Ländern untrennbar miteinander verbunden sind. So war denn auch der Besuch des Heiligen Vaters in der Großen Moschee der Omayyaden nicht nur ein Dialog von Vertretern zweier großer, monotheistischer Religionen, sondern ein Politikum allerersten Ranges. Ein Minenfeld aber war die Große Moschee in Damaskus nicht. Dieses war bereits bei der Begrüßung am Damaszener Flughafen ausgelegt.

Allen Beteiligten war wohl schon bei der Vorbereitung des Besuches klar, dass der junge syrische Staatspräsident Baschar Al Assad die Gunst der Stunde nutzen würde, Israel vor der Weltöffentlichkeit als Aggressor hinzustellen. Er wäre nicht Sohn des alten Taktikers Hafiz Al Assad, wenn er sich anders verhalten hätte. Es sei in Erinnerung gerufen: Der junge Assad wurde in einem formal legalen parlamentarischen Verfahren Nachfolger seines verstorbenen Vaters. Er ist nunmehr seit einem Jahr im Amt. Die Herrschaft seines alawitischen Minderheitsregimes³⁾ und seine persönliche Autorität als Staatspräsident gelten derzeit noch nicht als gesichert. Potentielle Gegner stehen im eigenen alawitischen Lager, aber auch im Lager der sunnitischen Mehrheit, die rund 80% der syrischen Bevölkerung ausmacht. Gefährlichster Gegner aber bleiben die im Untergrund operierenden radikalen sunnitischen Muslim-Bruderschaften.

Von allen Auslandsreisen des Heiligen Vaters war diese 93. Reise wohl die schwierigste, die Papst Johannes Paul II. jemals unternommen hat. Die immer noch nicht geräumten Minenfelder auf dem Golan waren auch in Athen und Damaskus allgegenwärtig und säumten diese Pilgerreise bis zum Abflug vom Damaszener Flugplatz.

Johannes Paul II. hat stets betont, dass er diese Reise als Pilgerfahrt auf den Spuren des Heiligen Paulus unternähme: Athen als Stätte der Verkündigung, Damaskus als Ort der Bekehrung und Malta letztlich als Zwischenstation des Apostels auf seiner Reise nach Rom.

Auf dem Areopag

Das unwürdige Gerangel im Vorfeld der Reise nach Athen fand schließlich – nachdem der griechische Staatspräsident Costas Stephanopoulos die offizielle Einladung ausgesprochen hatte – die nachträgliche Billigung der Heiligen Synode der griechisch-orthodoxen Bischöfe, eine herzliche Einladung war es aber nicht. So war es auch nicht verwunderlich, dass ein ultra-orthodoxer Klerus, angeführt von den Mönchen vom Athos und Korinth, noch am Tage des Besuches auf dem Areopag lautstark protestierte und gegen den „obersten Erzketzer“ polemisierte.¹⁾ Das Große Schisma des Jahres 1054, die Eroberung der Hauptstadt des oströmischen Reiches, Constantinopel, während des 4. Kreuzzuges und der Vorwurf des Proselytismus²⁾ haben einen ökumenischen Dialog bis zum heutigen Tage schwierig gemacht.

Es wurde auch offenkundig, dass der Ökumenische Patriarch von Constantinopel, Bartholomaeos I., der den Ehrenplatz der orthodoxen Patriarchen einnimmt, nur begrenzt auf die griechische Nationalkirche einwirken kann. Wie tief die Wunden auch heute noch sind, wurde in der Abwesenheit des kürzlich zum Kardinal erhobenen Präfekten der römi-

schen Ostkirchen-Kongregation, Ignace Moussa II. Daoud, erkennbar, der als Alt-Patriarch der unierten Syrisch-Katholischen Kirche in Athen nicht willkommen war.

Johannes Paul II. ist für Überraschungen gut. Er ließ sich auch durch die anfänglich fast grobe Begrüßung des Athener Metropoliten und Primas von Griechenland, Christodoulos, nicht aus dem Konzept bringen. Der Forderung des Erzbischofs „... wir erwarten ein Wort der Wahrheit, denn nur dann könne es Dialog und Annäherung geben“, setzte der Papst die schlicht und ergreifende Bitte entgegen: „Wir bitten den Herrn um Vergebung für all jene Sünden, die die Söhne und Töchter der Katholischen Kirche in der Vergangenheit und Gegenwart durch ihre Taten und Versäumnisse gegenüber den orthodoxen Brüdern und Schwestern begangen haben“. Expressis verbis sprach der Papst die Eroberung und Plünderung Constantinopels (1204) während des 4. Kreuzzuges an.

Sichtlich ergriffen umarmte Christodoulos seinen Mitbruder und küsste ihn auf die Wangen. Die für „Orthodoxie oder Tod“ eifernden Mönche wurden eines Besseren belehrt. Johannes Paul II. hat den Weg für einen neuen ökumenischen Dialog zwar noch nicht geebnet, aber einige scharfkantige Stolpersteine aus dem Weg geräumt, die künftig auch einer kleinen, diskriminierten Minderheit von 50 000 Katholischen Christen in Griechenland das Leben leichter machen könnten. In einer Gemeinsamen Erklärung stellten der Heilige Vater und der Primas von Griechenland in der Frage nach dem Wert des Lebens, der Würde des Menschen und der Verurteilung von Fanatismus, Gewalt und Krieg Übereinstimmung fest und riefen zu einer „Globalisierung der Geschwisterlichkeit in Christus“ auf.

Eine „politische“ Pilgerfahrt

Auf seiner Reise nach Syrien verlagerte sich die Brisanz des

Syrien befindet sich bis zum heutigen Tage noch immer im Kriegszustand mit Israel. Israel ignoriert die UN-Sicherheitsrats-Resolutionen 242 und 338 und hält den Golan völkerrechtswidrig besetzt. Friedensverhandlungen mit Israel wurden im Februar 1996 abgebrochen und seither nicht wieder aufgenommen. Seit dem Ausbruch der „Al Aksa Intifada“ im Oktober 2000 kamen auf israelischer Seite rund 80, auf palästinensischer Seite 460 Menschen, darunter zahlreiche Kinder, in einem mit äußerster Brutalität geführten Kampf ums Leben.

Vor dem Hintergrund dieser Fakten war in jedem Falle damit zu rechnen, dass Assad den Besuch des Heiligen Vaters zu einer massiven Anklage vor der Weltöffentlichkeit nutzen würde. Sein Versuch, die Leiden der Palästinenser in den besetzten Gebieten und in der Autonomie mit der Leidensgeschichte Christi zu verknüpfen, war plump und unnötiges propagandistisches Beiwerk. Kern der Anklage aber war zweifelsohne die Besatzungspolitik, die im arabischen Lager – auch unter den dortigen christlichen Konfessionen – als gravierender Verstoß gegen die Menschenrechte empfunden wird. Wolfgang Günter Lerch stellt hierzu in einem Leitartikel der FAZ zum Besuch des Papstes im Orient fest:

„Da außerdem Israel gegenwärtig nichts unterlässt, um in der arabischen Welt seinen Ruf als überlegene, arrogante Besatzungsmacht zu bestätigen, hielt Präsident Assad offenbar die Gelegenheit für günstig, im Beisein einer Autorität, wie der Papst sie darstellt, vom Leder zu ziehen.“⁴⁾

Im Vorfeld des Besuches kommt der in Damaskus residierende und erst kürzlich gewählte Patriarch der Griechisch-Katholisch-Melkitischen Kirche zu folgendem Schluss: „Die Überheblichkeit ist das Übel der Geschichte. Und diese Überheblichkeit bekommen wir derzeit durch ein kleines Volk zu spüren, das das Leben anderer Völker zerstört. Ich meine damit nicht die Juden, sondern den Staat Israel in seiner ganzen Vielfalt. Wir brauchen aus der Welt klare friedenspolitische Optionen, sonst sind wir hier verloren.“⁵⁾

Johannes Paul II. war als Pilger gekommen, und er machte dies in seiner Erwiderung der Begrüßungsrede mehr als deutlich. So sei „seine Pilgerfahrt von einem brennenden Gebet der Hoffnung getragen, dass die Angst der Bevölkerung dieser Region sich in Vertrauen wandle und ein gegenseitiger Respekt einen Weg des Dialogs ermögliche“. Er wies aber auch auf die Einhaltung des Völkerrechtes hin, ohne jemanden

direkt anzusprechen.

Der Sprecher des Papstes Joaquin Navarro-Valls reagierte später professionell kühl: „Die Position des Vatikans, was die Verurteilung des Antisemitismus angeht, ist seit langem bekannt“. Navarro-Valls ließ offen, ob der Papst mit seiner Forderung nach Einhaltung der UN-Sicherheitsrats-Resolutionen Israel gemeint habe.

Diese 93. Pilgerreise kann nicht isoliert von der Reise des Heiligen Vaters in den Libanon und der Pilgerfahrt nach Israel, Jordanien, Ägypten und Palästina gesehen werden, und man kann davon ausgehen, dass Johannes Paul II. im Vieraugengespräch mit Baschar Al Assad allen „Frontstaaten“ gerecht wurde.

Ökumene in Syrien

Syrien war altes christliches Kernland, und bis zum heutigen Tage hat sich eine religiöse Minderheit von rund 10% Christen in einem überwiegend muslimischen Umfeld halten können. Die syrischen Christen blicken auf uralte Traditionen zurück, die sich in einer Vielfalt geschwisterlicher Kirchen, seien sie orthodox oder Rom-uniiert, ausdrücken. So gewinnt die Ökumene dort eine andere Bedeutung, als wir es in unserer verkürzten Sichtweise – auf



Damaskus, die Gerade Straße (Foto l.) durchquert das Judenviertel der Stadt und endet im Christenviertel am Bab Sharqi, das mit Tor und Mauer (Foto o.) das Christenviertel nach Osten hin begrenzt. Vor dem Tor lag zu biblischen Zeiten die Kolonie der Aussätzigen.

protestantisch-katholisch reduziert – gewohnt sind. Ökumene heißt dort ein überaus gedeihliches Miteinander in unterschiedlichen ehrwürdigen Traditionen, die respektiert und geachtet werden und die ihre Kraft zum Überleben aus dem Glauben an den Dreieinen Gott schöpfen. So war es auch nicht verwunderlich, dass die unschönen Bilder aus Athen sich hier nicht wiederholten.

Damaskus ist der Sitz von drei Patriarchen: Ignatios IV. Hazim steht dem Griechisch-Orthodoxen Patriarchat vor, Zakka I. Iwas der Syrisch-Orthodoxen Kirche und Gregor III. Laham ist der neu gewählte Patriarch der Griechisch-Katholisch-Melkitischen Kirche. Daneben gibt es mehrere Erzbischöfe kleinerer orientalischer Kirchen. Es war selbstverständlich, dass von kirchlicher Seite alle drei Patriarchen gemeinsam den Papst einluden. Die Freude über den Besuch des Heiligen Vaters war bei den Patriarchen, den Metropoliten und allen Gläubigen spürbar. Dies schloss nicht aus, dass Ignatios IV. den vermeintlichen Proselytismus und das Dogma der Unfehlbarkeit kritisierte. Die Patriarchen versäumten nicht, das gute Verhältnis der Christen zu ihren muslimischen Mitbürgern zu loben, und man muss einfach konzedieren, dass dies mehr als eine rhetorische Pflichtübung war. In ihrer Sorge um den Frieden im Heiligen Land und dem Gebet nach „Gerechtigkeit für das Volk, das zurzeit Unterdrückung und Demütigung erleidet“, waren sich die Patriarchen einig. Johannes Paul II. regte eine internationale Kommission der Katholischen Kirche und der Orthodoxen Kirchen an, die den ökumenischen Dialog fortsetzen mögen. Sein Vorschlag, das Osterfest künftig unter einem gemeinsamen Datum zu feiern, wurde mit großem Applaus bedacht. Der Einladung zum Pontifikalamt im Abbassiden-Stadion folgten über 40.000 Gläubige.

Ein Blick in den Libanon

Es ist viel über die Abwesenheit des maronitischen Patriarchen Kardinal Nasrallah Butros Sfeier gemutmaßt worden. In der Presse wird das Fernbleiben des Patriarchen als Protest gegen die syrische Truppenpräsenz im Libanon gewertet. Nun,

Sitz des Patriarchen ist nicht Damaskus, sondern Bkerke nahe Beirut. Die Pilgerreise des Heiligen Vaters in den Libanon fand vor vier Jahren statt. Religiöser Gastgeber in Damaskus war der Rom-unierte Patriarch Gregor III. Schon aus dieser Sicht wäre die Anwesenheit des maronitischen Patriarchen im Kardinalsrang nicht unbedingt angezeigt gewesen. Es ist kein Geheimnis, dass Kardinal Sfeier gegen die Anwesenheit syrischer Truppen im Libanon ist. In der unseligen Zeit des Bürgerkrieges neigten die Maroniten eher zu Bündnissen mit den Israelis, mit allen schlimmen Folgen für die palästinensischen Flüchtlinge im Libanon. Es sei nur an die Massaker christlicher Milizen in den Lagern Shatila und Sabra des Jahres 1982 erinnert, die unter den Augen eines Verteidigungsministers Ariel Sharon stattfanden. Die muslimischen Bevölkerungsteile im Libanon sehen die Stationierung syrischer Truppen sicherlich anders. Man mag hier durchaus geteilter Meinung sein. Faktum jedenfalls ist, dass der Westen nicht in der Lage war, diesen Bürgerkrieg zu beenden, und die Proteste aus dem Westen zur Anwesenheit syrischer Truppen hielten sich bis heute in Grenzen, weiß man doch sehr genau, dass der ethnische Hass im Zedernstaat noch lange nicht ausgestanden ist. Rein formal muss man konstatieren, dass die Anwesenheit der Syrer auf vertraglichen Abkommen beruht.⁶⁾ So gab es für die Abwesenheit Kardinals Sfeier mehrere triftige Gründe.

Christlich-muslimischer Dialog

Schon bei der Begrüßung des Heiligen Vaters am Flugplatz von Damaskus war die große Zahl muslimischer Würdenträger auffällig, und selbst Vertreter der eher konservativ ausgerichteten Shia – an ihren schwarzen Turbanen erkennbar – ließen es sich nicht nehmen, dem Papst ihre Reverenz zu erweisen. So

Damaskus, die Große Moschee der Omayyaden mit dem Isa(Jesus)-Minarett. Als erster römischer Pontifex betrat Johannes Paul II. auf Einladung des Großmuftis von Syrien die Moschee und verweilte im Gebet am Schrein von Johannes dem Täufer.

war der Besuch der ehrwürdigen Omayyaden-Moschee am Sonntagnachmittag gut eingestimmt. Die historische Bedeutung dieses Tages zeichnete sich bereits im Vorfeld des Besuches ab: Der Römische Pontifex, Patriarch des Westens und Oberhaupt der Katholischen Christenheit betrat eines der wichtigsten Heiligtümer der muslimischen Welt, ein einzigartiger, nie da gewesener Vorgang.

Kein anderer Ort in Damaskus könnte für den Beginn eines fruchtbaren Dialogs zwischen den beiden großen Religionen des Einen Gottes besser gewählt werden als diese Moschee. Der oströmische Kaiser Theodosius der Große (379-395) ließ den gewaltigen Jupitertempel schließen und in eine Basilika, die Johannes dem Täufer geweiht war, umwandeln. Nach der muslimischen Eroberung der Stadt im Jahre 636 teilten sich Christen und Muslime die Kirche, bis sie durch den Omayyaden-Kalif Al Walid (705-715) endgültig in eine Moschee umgewandelt wurde. Der Schrein mit dem Haupt des Täufers, der in der Reihe der Propheten vor Mohamed hohe Verehrung genießt, verblieb als zentrales Heiligtum in der großen Gebetshalle. Drei Minarette, unter ihnen das Minarett, von dem nach muslimischer Überlieferung der „Prophet Isa“ (Jesus) das jüngste Gericht verkünden wird, ergänzen das gewaltige Bauwerk.



Inmitten einer großen Schar von muslimischen Würdenträgern empfing der greise Großmufti von Syrien, Sheikh Ahmad Kaftaru, den von Alter und Krankheit gezeichneten Pontifex, nahm ihn am Arm und führte ihn in das Innere der Moschee, wo der Papst am Schrein des Täufers betete. In der sich anschließenden Begegnung in der Vorhalle der Großen Moschee fand Sheikh Kaftaru lobende Worte zum problemlosen Miteinander der Muslime und Christen in Syrien und unterstrich die besondere Verehrung der Muslime für den Messias und dessen jungfräuliche Mutter Mariam. Der Mufti maß dem Besuch des Heiligen Vaters große Bedeutung für den muslimisch-christlichen Dialog bei, nutzte aber erwartungsgemäß diese Gelegenheit, die israelische Besetzung in den besetzten Gebieten – insbesondere in Palästina – zu kritisieren. Johannes Paul II. rief in seiner Erwiderung zum Ende der Gewalt, zum respektvollen Dialog der Religionen und zur gewaltfreien Erziehung der Jugend auf: „Gewalt zerstört das Bild des Schöpfers und seiner Geschöpfe und sollte niemals als eine Frucht von religiöser Überzeugung betrachtet werden“.

Die Begegnung mit der muslimischen Geistlichkeit hat für eine Intensivierung des Dialogs sicherlich wichtige Impulse gegeben. Sie machte auch deutlich, dass es trotz grundsätzlicher Unterschiede vieles gibt, das verbindet. Den Erzkonservativen und den radikalen Eiferern wurde durch das Beispiel des Papstes eine Lehre erteilt.

Paulus in Damaskus

Die hochpolitische Dimension dieser Pilgerreise trat beim Besuch des Papstes auf dem Golan nochmals in aller Deutlichkeit hervor. Vorher aber war es dem Heiligen Vater vergönnt, an den Stätten zu verweilen, die mit dem Namen des Apostels Paulus besonders eng verbunden sind: Die Gerade Straße, die heute noch genauso gerade verläuft, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben wird, das Judenviertel durchquert und im Christenviertel endet. Nahe dem Osttor liegt das Haus des Ananias, das sich bis heute im Zivilisationsschutt von zwei Jahrtausenden erhalten hat und als Keller-

Die Gedenkkapelle St. Paulus ad Muros ist in das alte Bab Kessane, das Tor der Mönche, eingelassen und kennzeichnet die Stelle, an der Paulus auf der Flucht vor seinen Feinden in einem Korb die Stadtmauer heruntengelassen wurde.

kirche umgestaltet wurde. Mit Rücksicht auf die Gesundheit des Heiligen Vaters nahm man diese Pilgerstätte nicht in das Programm auf. Im Wall der Altstadt liegt die Gedenkkapelle St. Paulus ad Muros, die die Stelle kennzeichnet, an der der Völkerapostel an einem Korb von der Mauer herabgelassen wurde und seinen Feinden entkam. Diese Kapelle ist in der Kustodie der Melkitischen Kirche. Die Basilianischen Schwestern von Aleppo betreuen dort ein Waisenhaus, und man kann sich die Freude der Schwestern und Kinder vorstellen, als der Heilige Vater eintraf.

Auf den Golan-Höhen

Es spricht für den Mut und Gerechtigkeitssinn dieses Mannes, der den Besuch auf dem hoch politisch sensiblen Golan nicht aussparte. Während meiner Zeit als Militärattache in Damaskus (1992-1995) haben die meisten westlichen Politiker – auch die deutschen – den Golan gemieden wie der Teufel das Weihwasser, wollte man doch den Syrern keine Gelegenheit geben, auf den Tatbestand einer völkerrechtswidrigen Besetzung hinzuweisen.

Der Golan wurde im Sechs-Tage-Krieg

Beobachtungsposten des österreichischen UNDOF-Kontingentes im Nordabschnitt der Golan-Entflechtungszone.

Der Hermon mit einer Höhe von 2.800 m, über den die syrisch-libanesischen Grenze verläuft, befindet sich in unmittelbarer Nähe.



1967 von den Israelis besetzt. In den folgenden Jahren wurden zahlreiche Siedlungen gebaut und ca. 10.000 Israelis angesiedelt. Im Oktober-Krieg (Yom Kippur) gelang es den Syrern 1973, Teile des Golan zurückzuerobern. Die Osthälfte des Plateaus wurde 1974 nach einem durch die USA vermittelten Entflechtungsabkommen an Syrien zurückgegeben. Vor ihrem Abzug zerstörten die israelischen Streitkräfte die Provinzhauptstadt Kuneitra systematisch und ohne Notwendigkeit. Der vormalige Präsident Hafiz Al Assad, der die Stadt 1967 als Verteidigungsminister verlor und sie 1974 als Staatspräsident unblutig zurückerhielt, verbot den Wiederaufbau. Kuneitra sollte als Mahnmal erhalten bleiben. Seither halten UN-Friedenstruppen die Konfliktparteien auseinander.⁷⁾

Es war völlig klar, dass der Papst vor der gesprengten und von Bulldozern platt gemachten Kulisse dieser Geisterstadt ein Minenfeld allerer-



ster Ordnung betreten würde. Die zerstörte Moschee, die skelettierte St. Georgskirche und die verwüsteten Friedhöfe ließen noch einmal die ganze Sinnlosigkeit des seit einem halben Jahrhundert schwelenden Konflikts aufleben.

So kam die Aufforderung des griechisch-orthodoxen Erzbischofs, Sabbah Esper, der Papst möge sich zusammen mit den christlichen Staaten für ein Ende der israelischen Besetzung einsetzen, nicht unerwartet. Johannes Paul II. redete auch nicht um den Sachverhalt herum: „Ich wollte hierher kommen, weil diese Stadt nicht im Krieg, sondern im Frieden zerstört wurde“.

Vereinnahmen allerdings ließ sich der Papst nicht. Der demütige Pilger, von Gebrechlichkeit gezeichnet, betete: „Wir bitten dich für alle Völker des Nahen Ostens, hilf ihnen, die Mauern der Feindschaft und der Trennung einzureißen und hilf ihnen, zusammen eine neue Welt voller Gerechtigkeit und Solidarität aufzubauen. Mögen alle Gläubigen den Mut finden, sich gegenseitig zu vergeben, mögen im Heiligen Land alle Wunden heilen und kein Vorwand mehr sein für neues Leiden“. Ausdrücklich schloss der Heilige Vater die Gastgeber in sein Gebet mit ein: „Möge die Führung des noblen Landes Syrien sich niemals entmutigen lassen in ihrer ehrgeizigen Aufgabe, einen dauerhaften Frieden zu schaffen, den ihr Volk herbeisehnt. Gott möge der syrischen Führung hierzu Weisheit, Weitsicht und Beharrlichkeit geben“. Anschließend begoß und segnete der Papst ein Olivenbäumchen. Er vergaß auch nicht, den österreichischen und polnischen UN-Soldaten zu danken, die dort im Friedensdienst eingesetzt sind. Noch in Kuneitra erreichte den Heiligen Vater die Nachricht vom Tode eines vier Monate alten palästinensischen Mädchens, das im Feuer eines Artillerieangriffes der israelischen Streitkräfte auf das Flüchtlingslager Khan Junes im Gaza sinnlos starb.

Am Montagabend hatte Johannes Paul II. eine Begegnung mit jungen Christen Syriens im Areal der melkitischen Marienkathedrale in Damaskus, und jeder, sei er Muslim oder Christ, wird ihm diese kurze Stunde des Glücks von Herzen gegönnt haben. Am Dienstag verließ der Heilige

Auf dem Golan sprach

griechisch-orthodoxen St. Georgskirche der zerstörten Stadt Kuneitra ein Friedensgebet.

Vater den spannungsgeladenen Orient und flog nach Malta. Hier wurde der Apostel Paulus nach einem Schiffbruch vor der Insel als Gefangener auf der Reise nach Rom überaus freundlich aufgenommen und verbrachte den Winter dort.⁸⁾ Mit diesem dritten Besuch des Inselstaates dokumentierte Johannes Paul II. seine besondere Wertschätzung. Die Minenfelder hatte er endgültig hinter sich gelassen.

Perspektiven

Die 93. Reise des Heiligen Vaters war weit mehr als eine Pilgerfahrt. Sie könnte dreierlei bewirkt haben: Auf dem langen beschwerlichen Weg zur Aussöhnung mit der orthodoxen Kirche hat Johannes Paul II. ein Zeichen der Versöhnung und Hoffnung gesetzt. Das ökumenische Verständnis und Miteinander der orientalischen Kirchen in Syrien könnte dabei als Vorbild gelten. Der griechisch-orthodoxe Patriarch von Antiochia, Ignatios IV. Hazim, und der Rom-unierte griechisch-katholisch-melkitische Patriarch von Antiochia, Gregor III. Laham könnten dabei eine wichtige Vermittlerrolle spielen. Vielleicht hat diese Reise auch die Chancen für eine Begegnung mit einem der wichtigsten Vertreter der Orthodoxie, dem russischen Patriarchen Alexei II., erhöht.

Mit seinem beispiellosen Schritt hat der Heilige Vater durch seinen Besuch der Omayyaden-Moschee in Damaskus ein Zeichen zur Überwindung von Voreingenommenheit und religiösem Fanatismus gesetzt. Der christlich-muslimische Dialog hat einen gewaltigen Impuls erhalten.

Syrien ist auf seinem mühsamen Gang nach einer Öffnung, die mit der Beteiligung an der westlichen Allianz im zweiten Golfkrieg begann, ein weiteres Stück vorangekommen. Auch wenn das Ziel noch lange nicht erreicht ist, so strafen syrische Gast-



freundschaft und beispielhafte Toleranz der Religionen untereinander all diejenigen im westlichen Lager Lügen, die Syrien immer noch gerne in die Nähe eines „Schurkenstaates“ rücken wollen. Die Tatsache, dass sich Syrien nicht mit der Besetzung arabischen Landes abfinden will, darf nicht dazu führen, seinen jungen Präsidenten Bashar Al Assad auf dem eingeschlagenen Weg zu entmutigen.

Wer allerdings erwartet hatte, dass mit dem Besuch des Papstes Hass und Gewalt im Heiligen Land wenigstens für kurze Zeit versiegen, sah sich enttäuscht. Von einem Gottesfrieden ist man dort noch weit entfernt.

Anmerkungen

- 1) Matthias Kopp im Rheinischen Merkur vom 4. Mai 2001
- 2) Proselytismus = Abwerbung von orthodoxen Gläubigen in die Rom-unierten Ostkirchen
- 3) Alawiten = auf die Shia zurückgehende häretische Sekte, der rund 10% der syrischen Bevölkerung angehören
- 4) Wolfgang Günter Lerch, FAZ vom 8. Mai 2001
- 5) Patriarch Gregor III. Laham im Rheinischen Merkur Nr. 17 vom 27. April 2001 in einem Interview mit Matthias Kopp. Lutfi Laham war vor seiner Wahl zum Patriarchen über 20 Jahre melkitischer Metropolit in Jerusalem.
- 6) Vertrag von Taif 1989 und syrisch-libanesischer Kooperationsvertrag 1991
- 7) Die UN-Truppe UNDOF (United Nations Disengagement Observer Force) stellt die Einhaltung des Entflechtungsabkommens auf dem Golan sicher.
- 8) Apostelgeschichte 27, 27-44; 28, 1-15

Fotonachweis:

- 1, 2, 3, 5 und 6 vom Verfasser
- 4 Annuaire de l'Église Catholique en Syrie, Nonciature Apostolique 1993

Ausstellung in Moskau: Die Ikonen Palechs

PAUL ROTH

In der Osterwoche 2001 konnte man in Moskau in der Galerie „Phönix“ eine Ausstellung von religiösen Werken der Vergangenheit und der Gegenwart, geschaffen von Meistern aus dem einstigen Ikonenmalerdorf Palech, bewundern: Ikonen, Lackschachteln mit religiösen Motiven, Ostereier.

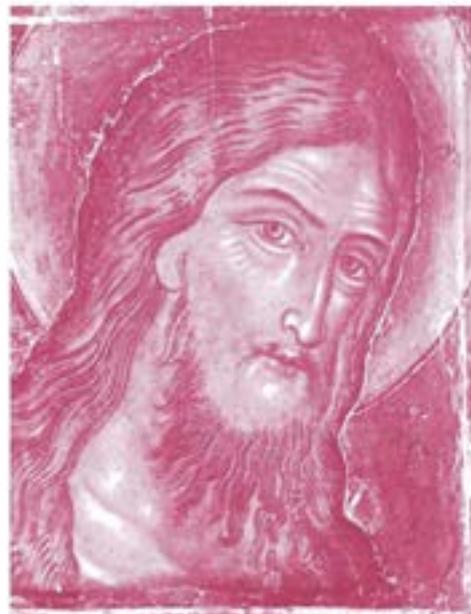
Palech, ein Mittelding zwischen Dorf und städtischer Siedlung, liegt etwa 300 km östlich von Moskau im so genannten „Goldenen Ring“. Die Städte Wladimir und Susdal, nordöstlich von Moskau, das damals ein unbedeutender Flecken im Besitz der Susdaler Fürsten war, waren bereits Ende des 12. Jahrhunderts im Begriff, Kiew – der „Mutter der russischen Städte“ – den Rang abzulaufen. Obwohl Wladimir und Susdal mit dem Aufstieg Moskaus ihre Bedeutung verloren, behielt die Ikonenkunst im Umkreis der beiden Städte über Jahrhunderte ihre Bedeutung. Wladimir trug sogar den Beinamen „Hauptstadt der Ikonenmalerei“.

Als Goethe einige Ikonen aus Susdal gesehen hatte, äußerte er 1814 den Wunsch, mehr darüber zu erfahren. Der Gouverneur von Wladimir schrieb ihm, dass diese Kunst zwar in vielen Dörfern gepflegt werde, in Palech jedoch zur höchsten Blüte gelangt sei, dass dort 600 Ma-

ler Ikonen malten. Nach mündlicher Überlieferung seien einst Ikonenmaler-Mönche auf der Flucht vor den Tataren nach Palech gekommen. So wurde Palech ein Ikonenmalerdorf. Die Großzahl der Meister betrieben neben der Ikonenmalerei noch eine kleine Landwirtschaft. Unter den Ikonenmalerdörfern genoss im allgemeinen Palech das größte Ansehen. Es entwickelte sich ein eigener Stil, der von der Tradition ausgehend auch westliche Einflüsse aufnahm. Künstler aus Palech wurden zur Restaurierung von Ikonen und Fresken in viele Städte Russlands gebeten. Einige Merkmale des Palechstils waren: Verfeinerte Linienführung, Abstufung einer Farbe, Vielfarbigkeit mit dominierendem Türkis und Rosa, miniaturhaft kleine Gestalten. Als sich um die Wende zum 20. Jahrhundert eine naturalistische Malweise durchsetzte, billige Ikonen – auch Papierikonen – den Markt überschwemmten, war die traditionelle Ikonenkunst ernsthaft gefährdet. Daher wurde ein Komitee zur Pflege der russischen Ikonenmalerei geschaffen, das im Jahre 1902 auch in Palech eine Lehrwerkstätte einrichtete. Die Lehrzeit dauerte vier Jahre.

Der erste Weltkrieg, die Machtergreifung durch die Bolschewiki schienen Palechs Ikonenmalerei zu liquidieren. Nach Meinung der neuen Machthaber bestand kein Bedarf mehr an Ikonen.

1921 wurde der ehemalige Ikonenmaler Iwan Golikow aufmerksam auf die im Dorf Fedoskino angefertigten Pappmaché-Lackschachteln. Sie waren bemalt mit Szenen aus dem bäuerlichen Leben, jedoch nicht mit religiösen Motiven. Golikow kam auf die Idee, in Palech ebenfalls solche



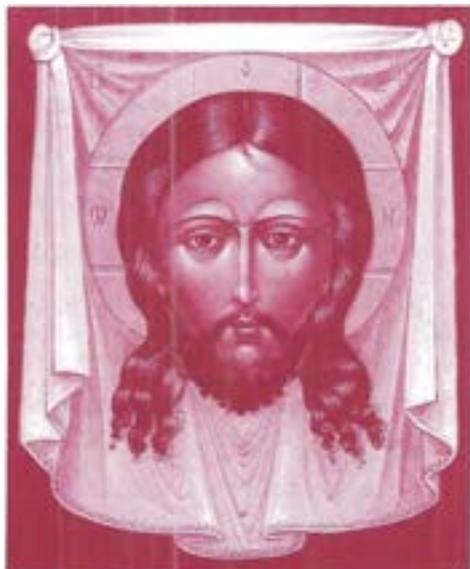
Schachteln zu bemalen, dabei den Ikonenmalerstil zu verwenden – natürlich ohne religiöse Motive.

1924 wurde die „Palecher Genossenschaft für Malerei“ gegründet, 1931 eine Spezialberufsschule geschaffen. Die einstige Kathedrale wurde in ein Museum für die Palech-Kunstwerke verwandelt.

Von nun an produzierte man in Palech Schachteln, Dosen, Broschen mit weltlichen Motiven: Bäuerliche Arbeit, junge Pioniere beim Sport, natürlich auch Lenin, Szenen aus dem Bürgerkrieg und dann aus dem „Großen Vaterländischen Krieg“. Zahlreiche Puschkin-Märchen wurden gezeichnet und vor allem von ausländischen Touristen gekauft. Es gab Auszeichnungen und ausländische Devisen, der Staat war zufrieden.

Als nach den sechziger Jahren Intellektuelle sich für die russische Vergangenheit interessierten, wandten einige sich auch der Ikonenkunst zu, es war die Zeit der so genannten „Museumsexplosion“. Der ehemalige Ikonenmaler Nikolai Sinowiew veröffentlichte ein Buch über Palech und seine Kunst. Die Hälfte seines Buches widmete er der alten Malweise und alten Motiven d.h. vor allem religiösen Motiven. Auf einmal tauchten Schachteln auf, die angeblich eine Märchenszene darstellten, in Wirklichkeit jedoch verkappte Kleinikonen waren.

Erst das Ende der Religionsverfolgung nach 1987/88 machte den Weg frei für die Ikonenmalerei. Der



Christus-Ikonen aus Palech,
o.r. zweite Hälfte 19. Jh.,
u.l. aus der Serie
„Neues Testament“, 1992

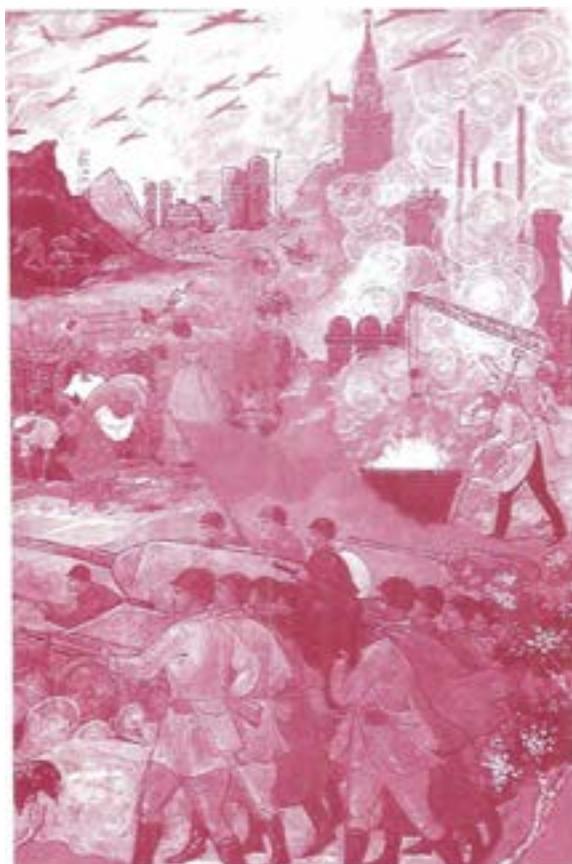
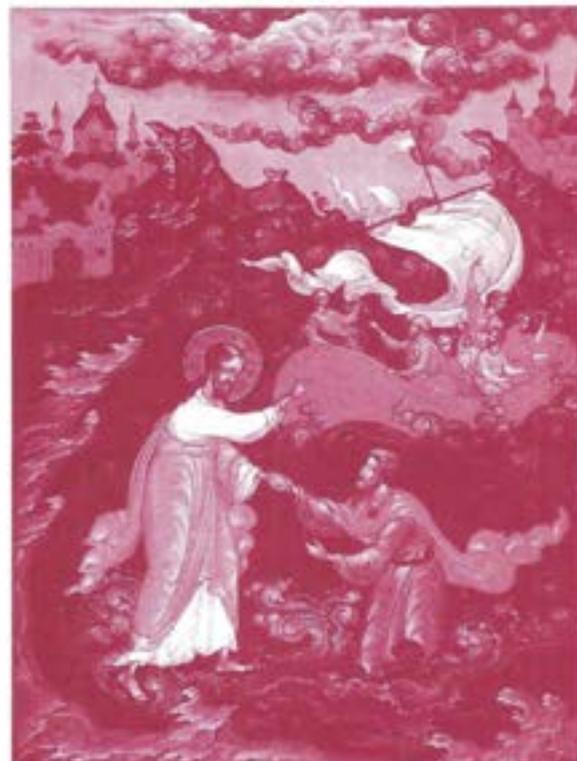


Bild links: Beispiel einer Ikone aus kommunistischer Zeit: „Großer Vaterländischer Krieg“. Rechts: Ikone aus der Serie „Neues Testament“, 1992.



Gläubigen.“ Im Juli 1995 nahmen zwei Kosmonauten zwei Ikonen zur Weltraumstation MIR mit.

Anfang der neunziger Jahre befasste sich die „Prawda“ mit der Situation in Palech. Im Artikel „Die Kunst Palechs unter dem Druck des Rubels“ beklagte sie, dass die einheimischen Institutionen sich zu wenig um Palech kümmern würden. Auf dem Moskauer Arbeit würden bereits kistenweise Nachahmungen angeboten. In Palech hatten sich inzwischen drei von einander getrennte Künstlerorganisationen gebildet. Der älteste Meister in Palech, Viktor Golow, so hieß es weiter, träume von einer Wiedergeburt der Ikonenmalerei.

Durchbruch wurde sichtbar, als im Frühjahr 1989 in Moskau die Ausstellung „Die Ikone in der Gegenwart“ zu sehen war. Im Jahre zuvor konnte man noch in „Die Orthodoxie. Wörterbuch des Atheisten“ lesen: „Die Ikone ist in unserer Zeit wie schon früher eine mächtige Waffe der Kirche und der ideologischen wie psychologischen Einwirkung auf die

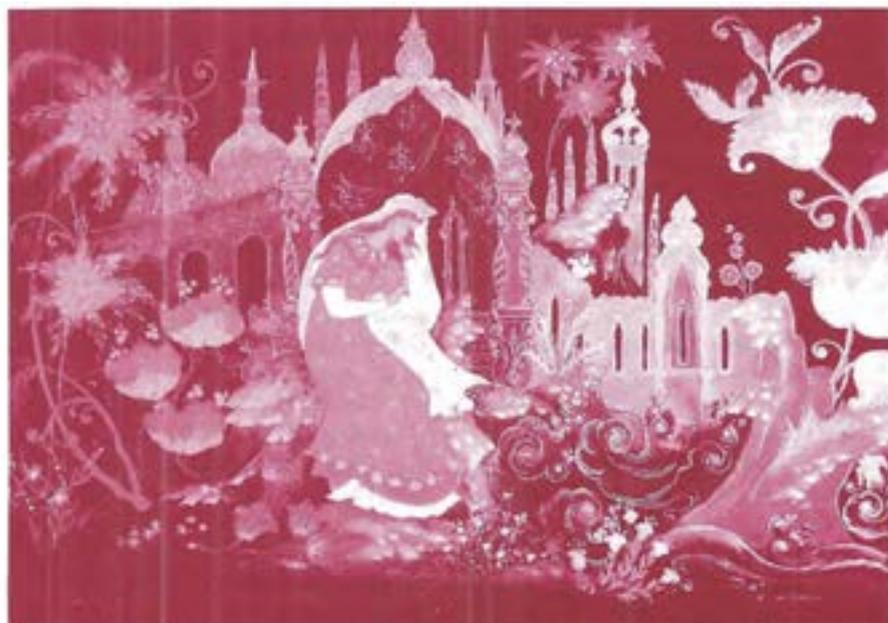
Es gäbe nicht nur eine Nachfrage aus dem Ausland, sondern auch im Inland. Gesucht seien vor allem auch Maler von Fresken in den Kirchen. Sie hatten vorher Clubs und Pionierpaläste ausgemalt.

Tatsächlich ging man nun in Palech wieder dazu über, religiöse Motive zu malen. Im Jahre 1992 wurde eine Serie von Illustrationen zum Neuen Testament in Kartenform ver-

breitet. Im Begleittext hieß es: „Die Tausendjahrfeier des Christentums in der Rus hat das öffentliche Bewusstsein stark verändert. Die Wiederdarstellung der Künstler Palechs zum Evangelium ist nicht einfach ein Zeichen der neuen Zeit. Die Künstlerwerkstatt ‘Paleschane’ um den bekannten Meister B. Kukulijew, vereinigt junge Maler, stützt sich bei der gegenwärtigen Suche auf die Erfahrungen ihrer Großväter und Ahnen, auf die Erfahrung der Weltkunst ...“

Inzwischen kann man die Lack-schachteln aus Palech mit den verschiedensten Motiven kaufen. Die Qualität ist unterschiedlich. Die einen sind Darstellungen verkleinerter Ikone. Die anderen scheinen für die neureichen Russen gemalt worden zu sein. Da kann man einen Mercedes auf der Schachtel entdecken, oder auch eine Szene am Strand oder – mit etwas Erotik – das Motiv „Leda und der Schwan“. Die kürzlich herausgebrachten Bücher „Die Ikonenmalerei Palechs“ und „Das Evangelium in den Farben Palechs“ sind bereits bibliographische Raritäten. □

Märchenszene, Beispiel für Lack-schachtel-malerei, 1986. (Bilder: P. Roth)



WELTFRIEDENSTAG WÜRZBURG:

Katholiken in Mazedonien

Interview mit Dr. Kiro Stojanov, Weihbischof von Skopje, Mazedonien

Im Februar 2001 besuchte der Weihbischof und Generalvikar der Diözese Skopje/Mazedonien Deutschland, um u. a. auf Einladung des Soldaten des Logistikregiments 10 Veitshöchheim an der Feier des Weltfriedenstages im Würzburger Dom teilzunehmen. Die Verbindung zum LogRgt 10 ergab sich während des KFOR-Einsatzes der Logistiker in Mazedonien von Juni bis Dezember des letzten Jahres.

Für AUFTRAG führte Carmen Klein mit dem Bischof, der seit Januar 2001 auch Apostolischer Exarch*) für die Katholiken des byzantinischen Ritus in Mazedonien ist. Das Interview wurde vor Ausbruch der Kämpfe zwischen den mazedonischen Ordnungskräften und kosovarischen Freischärlern im Norden des Landes insbesondere um Tetovo herum geführt.

AUFTRAG: Herr Bischof, gibt es einen besonderen Anlass für Ihren Besuch in Deutschland?

Bischof Stojanov: Der Hauptgrund meines Besuches ist die Einladung von Herrn Oberst Karl-Jürgen Klein und den Soldaten seines Regiments, an ihrer Feier anlässlich des Weltfriedenstages in Würzburg teilzunehmen. Gemeinsam mit Bischof Karl-Werner Scheele und mehreren Militärpfarrern haben wir im Würzburger Dom diesen besonderen Tag mit einem Friedensgottesdienst begangen.

Außerdem habe ich meinen Besuch zum Anlass genommen, persönliche Gespräche mit Herrn Oberst Klein und den in Veitshöchheim stationierten Soldaten zu führen. Mit großer Freude hat es mich zudem erfüllt, in Würzburg ein Wiedersehen mit den mazedonischen Studenten der Theologischen Fakultät in Fulda zu erleben. Natürlich habe ich meinen Aufenthalt in Deutschland noch für weitere Gespräche genutzt, z.B. in Aachen mit dem Präsidenten des Kindermissionswerkes und dem Präsidenten von Missio.

AUFTRAG: Viele der Soldaten des Logistikregimentes 10 hatten während ihres KFOR-Einsatzes in Mazedonien im letzten Jahr Gelegenheit, Sie kennen zu lernen. Bitte erzählen Sie den Soldaten und ihren Angehörigen hier in Deutschland ein wenig über Ihren bisherigen Lebensweg.

Bischof Stojanov: Ich wurde 1959 in Radovo (Strumica) in Mazedonien geboren. Das Dorf, in dem ich auf-

wuchs und die ersten Jahre zur Grundschule ging, ist katholisch, sodass ich im katholischen Geist erzogen wurde. Nach Abschluss der Grundschulzeit im Nachbardorf Turnovo ging ich 1974 auf Empfehlung des Hochwürdigen Bischofs Dr. Joakim Herbut auf das von Salesianern geführte Gymnasium des päpstlich-ukrainischen Seminars an der Via Bocca in Rom. Zwei Jahre später wechselte ich an das Bischöfliche Seminar „Paulinum“ in Subolica (Ju-

goslawien). Nach meinem Abitur habe ich mich dann an der Päpstlichen Universität „Urbaniana“ für das Studium der Theologie und Philosophie eingeschrieben. Wegen der Verpflichtung zum Militärdienst in der damaligen Jugoslawischen Volksarmee musste ich mein Studium zwischenzeitlich für 15 Monate unterbrechen. 1985 erhielt ich mein Diplom in Theologie und Philosophie und wurde im selben Jahr in Rom zum Diakon geweiht. Anschließend begann ich meine Promotion an der Fakultät für Kirchenrecht am Päpstlichen Institut für Ostkirchen, die ich 1989 mit dem Titel Doctor Iuris Canonici Orientalis abschloss. Während dieser Zeit wurde ich 1986 in meiner Heimatpfarre in Radovo zum Priester geweiht.

Meine erste Stelle nach Abschluss der Promotion trat ich 1989 im Ordinariat Krizevei in Zagreb an. Dort arbeite ich als Sekretär des Bischofs von Krizevei bis zum Jahr 1994 und war außerdem Mitglied des Instituts für die Ostkirchen an der Theologischen Fakultät in Zagreb. In den letzten drei Jahren meiner dortigen Tätigkeit übte ich gleichzeitig

Arbeitspapier für Bischofs-Synode im Oktober

Rund 300 Bischöfe und sonstige Teilnehmer treffen sich vom 30. September bis 27. Oktober im Vatikan zu einer Bischofs-Synode. Diskussionsgrundlage soll ein Arbeitspapier sein, das den Titel „Der Bischof: Diener des Evangeliums Jesu Christi für die Hoffnung der Welt“ trägt. Bei einer Pressekonferenz stellte der Leiter des Ständigen Sekretariats der Bischofs-Synode, Kardinal Jan Schotte, das rund 120 Seiten umfassende „Instrumentum Laboris“ genannte Dokument am Freitag, den 1. Juni, vor.

Das Dokument legt besonderen Nachdruck auf die religiösen und theologischen Grundlagen des Bischofsamtes und beschreibt außerdem das Idealbild des katholischen Bischofs angesichts der Herausforderungen im neuen Jahrtausend. Unter anderem wird darin dem bischöflichen Karrierestreben mit häufigen Versetzungen von einem Bischofssitz zum anderen eine Absage erteilt.

Der Text betont die Einheit der Bischöfe mit dem Papst und dem kirchlichen Lehramt und spricht auch von „verschiedenen Formen der Teilnahme und der Ausübung der Kollegialität“. Er enthält auch den Wunsch nach mehr Kooperationsgeist und „gegenseitigem brüderlichen Respekt“ im Kontakt der Vatikan-Kurie mit den Ortsbischöfen. Konkrete Vorschläge für mehr Mitsprache der Bischöfe in der Leitung der Gesamtkirche enthält der Text nicht.

Schotte betonte bei der Vorstellung des Dokuments, Kollegialität in der Kirchenleitung gebe es im eigentlichen Sinne nur bei einem Konzil. Dennoch könnten die sonstigen „Ausdruckformen“ der Kollegialität, wie etwa die Bischofs-Synoden, in ihrer Funktionsweise stets verbessert werden. Derartige Vorschläge gebe es bereits, seit die Synoden unter Paul VI. in ihrer heutigen Form eingeführt wurden.

Fortsetzung auf Seite 75, Sp. 1 u.

*) Exarch: (griech.) in der Ostkirche kirchl. Würdenträger, Leiter eines Kirchengebietes (Exarchat) in der Diaspora.

das Amt des Spirituals im Priesterseminar von Zagreb aus. 1994 übernahm ich dann als Pfarrer für fünf Jahre meine Heimatpfarrei in Radovo in Mazedonien.

AUFTRAG: Ich habe den Eindruck, mit ihrer Heimat Radovo verbindet Sie eine besonders intensive Beziehung.

Bischof Stojanov: In den fünf Jahren meiner priesterlichen Tätigkeit in Radovo habe ich versucht, so weit wie möglich das christlich-geistliche Leben wieder zu beleben, insbesondere bei den Jugendlichen. Unterstützt wurde ich dabei von meinem Vorgänger, der heute noch als 93-Jähriger in der Pfarrei hilft. Wir haben in dieser Zeit einiges in Radovo verändern und bewegen können. So haben wir beispielsweise das Pfarrhaus renoviert und mit Hilfe des Kindermissionswerkes in Aachen ein Jugendheim und einen Sportplatz gebaut, die von großer Bedeutung für die Gemeinde und vor allem für die jungen Menschen sind, da dort sowohl religiöse als auch sportliche Veranstaltungen stattfinden. Besonders eindrucksvoll war es für mich,

Fortsetzung von Seite 746

Der Kardinal führte aus, er persönlich befürworte eine Neubelebung der so genannten „außerordentlichen Synodenversammlungen“. Zu diesen Treffen werden laut Statut lediglich die Vorsitzenden aller Bischofskonferenzen (derzeit weltweit 112) nach Rom geladen. Dieser im Vergleich zu den „ordentlichen Synodenversammlungen“ wesentlich kleinere, aber dennoch repräsentative Teilnehmerkreis könnte eine effizientere Debatte und eine Einbindung der Ortskirchen gewährleisten.

Bislang hat es in der Geschichte der Synoden-Treffen nur zwei solcher Versammlungen gegeben: 1969, zur Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils und 1985, genau 20 Jahre nach dem Ende des Konzils. Schotte sagte, solche Versammlungen könnten seiner Ansicht nach künftig in regelmäßigen Abständen und mit kürzerer Dauer abgehalten werden, um drängende Probleme zu behandeln. (KNA)

als eine Anzahl junger Männer in Radovo nach Beendigung ihrer mazedonischen Schulzeit den Wunsch geäußert hat, Priester zu werden. Im Priesterseminar in Fulda werden daher heute neben jungen Männern aus anderen Teilen Mazedoniens mehrere Männer aus meiner Heimatpfarrei ausgebildet. Daneben gibt es natürlich noch die familiären Bindungen zu Radovo, wo meine vier Geschwister und ich geboren wurden und aufwuchsen.

AUFTRAG: Wann wurden Sie Weihbischof von Skopje?

Bischof Stojanov: Meine Ernennung zum Weihbischof der Diözese Skopje fand im Februar 1999 statt. Die Bischofsweihe empfang ich am 1. Mai 1999 im Herz-Jesu-Dom in Skopje. Gleichzeitig wurde ich zum Generalvikar des Bistums Skopje berufen. Am 25. Januar 2001 wurde das Apostolische Exarchat für die Katholiken des byzantinischen Ritus in Mazedonien gegründet, dessen Generalvikar ich seitdem ebenfalls bin.

AUFTRAG: Wie lautet Ihr bischöflicher Wahlspruch?

Bischof Stojanov: Mein Wahlspruch lautet „Ut unum sint“. Er ist nach dem Umfeld ausgewählt, in dem sich die katholische Kirche in Mazedonien befindet, die als großes Feld der Ökumene gilt.

AUFTRAG: Sie sind Weihbischof für zwei verschiedene katholische Riten in Mazedonien, den katholischen sowie den byzantinischen. Welche Unterschiede sehen Sie zwischen den beiden Riten?

Bischof Stojanov: In der katholischen Kirche sind mehrere Riten vertreten, wodurch sich die Universalität der Kirche widerspiegelt. Von diesen Riten sind zwei auch in Mazedonien vertreten, wie Sie schon in Ihrer Frage erwähnten. Diese beiden stehen für die mazedonischen Gläubigen selbstverständlich für die Universalität der katholischen Kirche und werden von ihnen entsprechend angenommen. Das ist eigentlich das Mosaik, das die katholische Kirche katholisch macht. Die Unterschiede sind leicht bemerkbar, da jeder Ritus von seiner Tradition, Kultur und geschichtlichen Entwicklung geprägt ist. Ich möchte betonen, dass es keine Unterschiede in den Glaubens-

wahrheiten gibt. Vielmehr liegen die Unterschiede beispielsweise in der Feier der Liturgie, dem Ornat der Priester und der Bauweise der Kirchen, aber – wie ich schon sagte – nicht in der Glaubenswahrheit.

AUFTRAG: Könnten Sie die Situation Ihrer Kirche in Mazedonien – auch im Hinblick auf ihr Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen vor Ort – darstellen?

Bischof Stojanov: Die katholische Kirche in Mazedonien umfasst die Diözese Skopje und das Apostolische Exarchat für die Katholiken des byzantinischen Ritus. Die Diözese Skopje besteht aus drei Pfarreien zu denen mehrere Kirchen gehören. Die größte Pfarrei ist die in Skopje, die gleichzeitig Bischofsitz ist. Außerdem haben wir in Skopje ein kleines Priesterseminar. Die Mazedonische Caritas und andere kirchliche Institutionen haben dort ihren Sitz. Insgesamt gehören dem Bistum 5.000 Katholiken des römischen Ritus an, die von vier Priestern betreut werden.

Das Apostolische Exarchat wurde erst im Januar dieses Jahres gegründet. Es basiert auf dem Apostolischen Vikariat, das im Jahr 1883 entstand und bis 1923 mit Sitz in Solun (Thessaloniki) bestand. Dieses Vikariat wurde wegen der Lage auf dem Balkan in Folge der Balkankriege und des Ersten Weltkrieges, die gerade in diesem Gebiet stattfanden, abgeschafft. Die Gläubigen waren dann im damaligen „Königreich Jugoslawien“ und dem späteren Jugoslawien der Diözese Krizevei (Zagreb) angeschlossen. Obwohl Monsignore Dr. Joakim Herbut 1972 zum Apostolischen Visitator für die Katholiken des byzantinischen Ritus in Mazedonien ernannt worden war, fielen die Gläubigen bis zur Gründung des Exarchats im Januar 2001 de iure unter die Jurisdiktion der Diözese Krizevei. Heute gehören zu unserem Exarchat fünf Pfarreien mit mehreren Kirchen sowie mehrere Missionszentren. Die Gemeinden sind sehr aktiv und lebendig. Das sieht man schon an der Zahl der vielen sonntäglichen Gottesdienstbesucher. Zur Zeit befinden sich 42 junge Männer in der Priesteramtsausbildung in Mazedonien, Deutschland, Italien, Kroatien und Jugoslawien. Die Zahl der Anwärter für das Ordensleben, sowie die der

Katholiken des byzantinischen Ritus strengt leicht von Jahr zu Jahr. Einen besonderen Platz im religiösen Leben der Diözese Skopje und des Apostolischen Exarchats nehmen die Ordensschwestern ein, die in den Pfarrheimen, Krankenhäusern und Kindergärten tätig sind. Seit sieben Jahren erscheint in Mazedonien eine eigene Kirchenzeitung, die die Gläubigen mit Nachrichten über die Universal-Kirche sowie Aktuellem aus Diözese und Exarchat versorgt und so das religiöse Leben unterstützt.

Was unser Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen angeht, so kann ich sagen, dass zwischen den Oberhauptern wirklich freundschaftliche Kontakte bestehen. Das gilt auch für das Verhältnis der Gläubigen untereinander. Leider muss ich aber auch feststellen, dass gerade dies im Bereich der „offiziellen“ Ökumene viel genutzt wird.

AUFTRAG: Wie werden Sie die Stellung Ihrer Kirche im Staat Mazedonien beschreiben?

Bischof Stojanov: Die katholische Kirche in Mazedonien ist eine Minderheitskirche, aber sie hat eine sehr positive und wichtige Rolle in den Beziehungen zu den anderen Glaubensgemeinschaften im Land. Sie erlebte in der Geschichte der Region große Schwierigkeiten, aber heute kann man sagen, dass die katholische Kirche und ihre Gläubigen alle Rechte genießen, das Recht auf freie Religionsentscheidung eingeschlossen.

AUFTRAG: Wie bewerten Sie die Säkularisierung der KFOR-Truppe?

Bischof Stojanov: Die KFOR-Truppe in Mazedonien spielt eine große Rolle für die Stabilität des Landes. Das hat sich besonders während der Krise im Kosovo gezeigt. Mazedonien konnte den Sinn und Zweck der Mission erfahren, als die Situation am schwersten war. Sehr wichtig ist ebenfalls, dass die KFOR-Truppe für die Förderung des Dialoges zwischen Mazedoniern und Albanern sorgt. Deswegen ist ihre Präsenz ein Faktor der Stabilität.

AUFTRAG: Wie sehen Sie die Verhältnis zu deutschen KFOR-Truppe?

Bischof Stojanov: Mein Verhältnis zu den deutschen Soldaten der KFOR war zu Anfang ganz normal,

also so wie zu den Soldaten anderer Länder, die in Mazedonien stationiert sind. Mit der Ankunft von Oberst Karl-Jürgen Klein als Kommandeur des deutschen Logistikregiments haben sich unsere Kontakte vermehrt, insbesondere im Hinblick auf die humanitäre Mission seitens der deutschen KFOR-Soldaten. Vor allem aber hat sich das Verhältnis auch verändert durch die große Offenheit gegenüber den Menschen aller Herkunft und das Verständnis für ihre Lage, das ihnen von den Angehörigen des Logistikregiments mitgebracht wurde.

Die von Oberst Klein geleiteten Soldaten helfen über ganz Mazedonien verteilt humanitäre Hilfe leisten. Daher waren für uns Katholiken besonders die Aktionen in den Pfarren Nova Mla und Bitola von großer Bedeutung. Dabei ihren großen persönlichen Einsatz sind die deutschen Soldaten bei allen Menschen – unabhängig von ihrer nationalen oder konfessionellen Zugehörigkeit – hilfreich geworden. Dabei sind sie in Mazedonien sehr befreit und geschätzt worden, was mich mit großer Freude erfüllt hat. Ich habe mich bemüht, dem Kommandeur Oberst Klein sowie dem für die zivil-militärische Zusammenarbeit zuständigen Major Zank und den sich für unser Land einsetzenden Soldaten gegenüber meine große Dankbarkeit und

Achtung auszudrücken und ihnen größtmögliche Unterstützung zukommen zu lassen.

Eine besonders große Freude war für mich, an der Feier der 10-jährigen Wiedervereinigung Deutschlands teilzunehmen, bei der in der Kaserne in Tetovo ein großes ökumenisches Gebet stattfand. Ein solches Gebet mit Vertretern verschiedener Konfessionen hat es in Mazedonien zuvor noch nie gegeben und für diese Erfahrung danke ich Oberst Klein und Militärfarrer Sauer.

Obwohl Oberst Klein seit Dezember 2000 nicht mehr in Mazedonien ist, sind unsere guten Kontakte erhalten geblieben. Dieser Umstand sowie die damit verbundene Einladung zur Teilnahme am Gottesdienst zur Feier des Weltfriedenstages im Würzburger Dom sind auch die eigentlichen Gründe für meinen Besuch hier in Deutschland.

AUFTRAG: Möchten Sie den Soldaten der Bundeswehr noch eine Botschaft mit auf den Weg geben?

Bischof Stojanov: Ich wünsche mir, dass sie ihren Friedensdienst weiterhin so gewissenhaft leisten wie bisher und sich auch im Rahmen von humanitären Missionen weiterhin so engagieren, damit das größte christliche Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ verwirklicht wird.

AUFTRAG: Herr Bischof, ich danke Ihnen für dieses Gespräch. □

GEFUNDEN: Über eine Millionen Katholiken mehr in den USA

Die Zahl der Katholiken in den USA ist im vergangenen Jahr um 1,3 Millionen auf jetzt 63,7 Millionen gestiegen. Wie aus dem neuesten statistischen Jahrbuch der katholischen Kirche des Landes weiter hervorgeht, nahm die Zahl der Pfarren um 364 ab. Damit sei in den vergangenen zehn Jahren ein Rückgang der Geistlichen um insgesamt 7.000 zu verzeichnen. Auch bei den Ordensleuten habe es erneut schrumpfende Zahlen gegeben. Lediglich die Zahl der Ständigen Diakone sei 2000 um 486 gestiegen. Nach den Angaben gab es im vergangenen Jahr auch mehr Taufen, Erstkommunionen, Firmungen und kirchliche Eheschlies-

ungen als 1999. – Im sozialen Bereich listet das Jahrbuch 596 katholische Krankenhäuser auf, die im vergangenen Jahr 79 Millionen Patienten betreut hätten. In anderen Gesundheitseinrichtungen seien weitere sechs Millionen Menschen versorgt worden. Zudem gebe es in den Diözesen zusätzliche 2.290 soziale Zentren, die von 21 Millionen Personen genutzt worden seien. Die 235 katholischen weiterführenden Schulen und Hochschulen des Landes wurden nach den Angaben von rund 700.000 Jugendlichen besucht, knapp 4.000 mehr als 1999 und 55.000 mehr als noch vor zehn Jahren. (KNA)

Die katholische Kirche Schottlands

ROBERT CORRINS

Die Einwohnerzahl Schottlands beträgt 5,1 Millionen, von denen 700.000 römisch-katholisch sind. Zur Reformationszeit wurde die Mehrzahl der Schotten protestantisch. Eine Zeit lang gab es eine starke Rivalität zwischen den Episkopalisten (die der Church of England und den Lutheranern ähneln) und den Presbyterianern (einer stärker calvinistisch geprägten Kirche). Nach heftigen Konfrontationen zwischen den beiden gewannen die Presbyterianer die Oberhand. Der Episkopalismus überlebte als eine allmählich dem Untergang geweihte Form, er hatte allerdings einige einflussreiche Mitglieder, besonders im Adel. Eine ganz kleine Minderheit, verstreut über zwei getrennte nördliche Landstriche, die Western Islands und im Nordosten, blieben katholisch, weil sie von katholischen Landbesitzern geschützt wurden.

Daher war Schottland im 18. Jh. mehrheitlich protestantisch. Die Industrielle Revolution zog von 1750 an Iren ins Land. Zunächst kamen sie nur als Arbeiter zur Erntezeit, aber einige blieben dauerhaft. Im 19. Jh. kamen viele Iren, um in der Textilindustrie, später auch in der Kohle- und Stahlindustrie, die stark wuchs, zu arbeiten. Im Gegensatz zu England, kamen nach Schottland hauptsächlich Iren aus Nordirland. Einige dieser Einwanderer waren Presbyterianer von der schottisch-irischen Gemeinde, die vor ein oder zwei Jahrhunderten von Schottland nach Irland ausgewandert waren. Sie wurden ohne große Schwierigkeiten reassimiliert. Andere waren Episkopalisten und sie gaben der schottischen Episkopalen Kirche neuen Auftrieb. Die große Mehrheit aber waren Katholiken. Fast anderthalb Jahrhunderte lang wuchs die katholische Kirche stetig an, vor allem durch den Zuzug von Polen, Litauern und Italienern.

Das katholische hierarchische Prinzip wurde 1878 wieder eingeführt, allerdings wurde ein richtiges Pfarreiensystem erst bis 1939 entwickelt.

Weil die katholische Gemeinschaft zum großen Teil aus Einwanderern bestand, wurde sie lange Zeit als nicht-schottisch angesehen. Anti-

katholische und anti-irische Ressentiments wurden mit Beschäftigungs- und Wohnungsproblemen verknüpft. Die Situation hat sich erheblich verbessert, aber wie heikel die Frage immer noch ist, sieht man an der heftigen Diskussion, die in den Medien nach einer Rede des katholischen prominenten schottischen Komponisten John McMillan entbrannte, der behauptete, dass anti-katholische Empfindungen immer noch weit verbreitet seien. Auf der offiziellen ökumenischen Ebene ist die Katholische Kirche jetzt ein vollwertiges Mitglied des nationalen Gremiums der Kirchen „Action of Churches Together in Scotland“ (ACTS), etliche der kleineren protestantischen Glaubensgemeinschaften zogen sich jedoch zurück und lehnten es ab, sich einem Gremium anzuschließen, dem auch Katholiken angehörten.

Heute haben die Katholiken mit 700.000 Mitgliedern einen Anteil von 14 % an der Gesamtbevölkerung von 5.1 Millionen. Es gibt zwar im ganzen Land Katholiken, aber die große Mehrheit konzentriert sich auf den Gürtel im Zentrum des Landes, in dem die Folgen der Industrialisierung spürbar sind. Das Hauptzentrum liegt im Westen um Glasgow herum. Hier erreichen die Katholiken einen Anteil von 25 % der Gesamtbevölkerung.

Alle Kirchen haben in den letzten Jahrzehnten Mitglieder verloren. Die katholische Kirche hatte um 1965 ihren höchsten Mitgliederstand von geschätzt über 800.000 Mitglieder. Die protestantischen Kirchen haben einen noch stärkeren Rückgang erlebt als die katholische Kirche. Obwohl sie die Mitgliedschaft anders zählen, ist es möglich, dass die vorherrschende Konfession, die Church of Scotland, unter Umständen nicht größer als die Katholische Kirche ist.

Bei allen Kirchen ist die Zahl der Gottesdienstteilnehmer viel geringer als die Zahl der Mitglieder. Es ist wahrscheinlich, dass die katholische Kirche mit ca. 32,5 % die größte Anzahl regelmäßiger Gottesdienstbesucher von allen schottischen Kirchen hat. Was die Finanzen betrifft, ist die Kirche abhängig von der direkten Unterstützung ihrer Mitglieder auf freiwilliger Basis. Es gibt keine staat-

liche Unterstützung, obwohl es Möglichkeiten gibt, mit denen man Teile der Einkommenssteuer kirchlichen Zwecken zuführen kann.

Seit 1918, als die Katholiken dem Staat die Schulen übergaben, die sie aus eigenen Mitteln erbaut hatten, werden die Kosten für Grundschulen und weiterführende Schulen für Katholiken komplett aus Steuermitteln bestritten, aber die Kirche hat das Recht behalten, Lehrer zu bestätigen und die religiöse Erziehung in den Schulen zu überwachen. Katholische Einrichtungen zur Hochschulausbildung existieren nicht. Die Universität, die katholische Lehrer ausbildet, ist soeben durch die Universität von Glasgow übernommen worden, wobei versichert wurde, dass die katholische Identität erhalten bleiben wird.

Die Kirche besteht aus zwei Großstadregionen und insgesamt aus acht Diözesen. Die Bischofskonferenz, deren Vorsitzender Kardinal Winning ist, hat einen Priester als Vollzeit-Sekretär. Sie arbeitet mit einer Reihe von Kommissionen und Sekretariaten, von denen die meisten von einem Bischof geleitet werden, die Geschäftsführung liegt aber auf Teilzeitbasis bei einem Priester oder bei Laien. Die Laienkommission leitet der Erzbischof von Edinburgh O'Brien. Sie besteht aus zwei Sekretariaten, einem für die Jugend und dem für die Laien, dessen Sekretär John Coultas ist.

Die Themen, auf die der Katholizismus in Schottland trifft, sind wahrscheinlich der Situation in Deutschland ähnlich: abnehmende Mitgliederzahlen, Priestermangel, selektive Akzeptanz der Lehre der Kirche. Im Ganzen gesehen sind die schottischen Katholiken wahrscheinlich konservativer und „abgeschotteter“ („more insular“) als die Katholiken in Deutschland. Radikale Gruppen, ob „von links“ oder „rechts“ sind ganz selten. Aktive organisierte Laien gibt es wenige, aber sie spielen eine wichtige Rolle im sozialen Bereich sowohl national als auch international. Die Beziehungen zwischen den Laienvertretern und der kirchlichen Hierarchie sind fast immer gut, die Idee des allgemeinen Priestertums entwickelt sich jedoch nur allmählich. □

Sich sonnen im Glanz des Mittelalters

Die Kaiserdome am Rhein präsentieren sich zum „Jahr der Romanik“

CHRISTOPH ARENS (KNA-REDAKTEUR)

Was waren damals schon Bonn und Berlin? Speyer, Mainz und Worms galten als Mittelpunkt Deutschlands. Kaiser, Bischöfe, Ritter und Denker verweilten in den Mauern der drei rheinischen Städte. Mächtige Dome demonstrierten die enge Verbindung von geistlicher und weltlicher Macht. Die größten jüdischen Gemeinden Westeuropas hatten sich angesiedelt und hohe jüdische Gelehrte angezogen. Zur Zeit des Mittelalters war die Region am Oberrhein das Machtzentrum des Reiches.

Alles Geschichte. Denn heute liegen zumindest zwei der drei Städte, Speyer und Worms, eher im Abseits. „Wenn Speyer die toten Kaiser nicht hätte, wäre dort kein Leben“, spottet der Touristenführer aus dem 45 Kilometer entfernten Worms. Ebenso spöttisch klingt es aus Speyer zurück. „Ohne die Nibelungensage und Luther gäbe es Worms doch gar nicht“, stichelt ein Gastwirt im gemütlichen Pfälzer Dialekt. Der Blick zurück verleiht Identität. Kein Wunder, dass sich in allen drei Städten die Touristen- und Reiseführer im Wettstreit überbieten, welcher der romanischen Dome wohl der

schönste, originalste und am besten erhaltene sei.

Sich sonnen im Glanz des Mittelalters: Kaum ist das Millenniumsjahr 2000 vorbei, wollen Mainz, Worms und Speyer den Blick auf den ersten Jahrtausendwechsel nach Christi Geburt lenken und Besucher zur Entdeckungsreise ins deutsche Mittelalter animieren. Schützenhilfe gibt den schon zu römischer Zeit gegründeten Städten die „Deutsche Zentrale für Tourismus“, die das Jahr 2001 zum „Jahr der Romanik“ ausgerufen hat. In Deutschland erlebte diese von 900 bis 1250 nach Christus dauernde Epoche ihre Blüte um das Jahr 1000.

Wehrhafte Schutzmauern und Türme, Rundbögen an Portalen, Fenstern und Arkaden, gewölbte Decken aus Stein: In mehr als 400 Orten Deutschlands sind über 500 romanische Bauwerke erhalten. Einige davon – wie den Speyerer Dom – hat die Weltkulturerbeorganisation Unesco als Weltkulturerbe eingestuft. Die Palette der romanischen Welterbestätten reicht vom Zisterzienserkloster in Bad Doberan, dem Bremer Marktplatz bis zu Regensburg – der so genannten Weltstadt des Mittelalters – und der Insel Reichenau im Bodensee. Ein Höhepunkt des Romanik-Jahres ist die Europaratsausstellung „Otto der Große – Magdeburg und Europa“ vom 27. August bis 2. Dezember in Magdeburg. Doch auch Rheinland-Pfalz will den Trend zum Kulturtourismus in Deutschland nicht verpassen: Mit den so genannten Kaiserdomen in Mainz, Worms und Speyer verfügt das Bindestrich-Land über drei der bedeutendsten romanischen Baudenkmäler Europas.

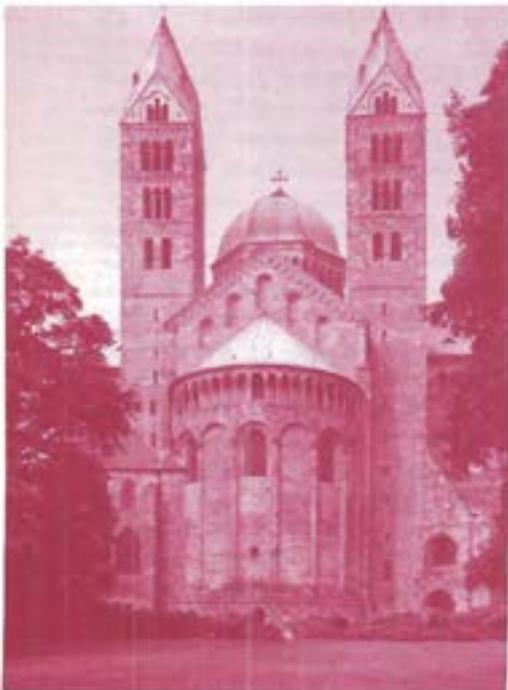
Sie wirken wie Perlen an einer Schnur aufgereiht, die alten Römerstädte am Rhein: Von Speyer im Süden sind es gerade mal 45 Kilometer bis nach Worms, von dort aus weitere 45 Kilometer nach Mainz. Wie gemacht für die Tagesreise eines römi-

schen Soldaten oder Handelsreisenden. Geeignet auch für den Touristen von heute, der einige Tage ganz in die Romanik eintauchen möchte.

Wie eine riesige Glucke liegt der Speyerer Dom – der größte Kirchenbau der romanischen Epoche über dem Rhein. Fast ein wenig zu mächtig thront die aus rotem Buntsandstein erbaute Kathedrale über den verwinkelten Gässchen, dem Pfalz-museum, dem Bischofspalais und dem Judenbad. Acht Kaiser und Könige des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, drei ihrer Gemahlinnen und eine Prinzessin ruhen in der Krypta, die mit ihren vielen Säulen und den aus gelbem, rotem und weißem Sandstein gefassten Säulenbögen verblüffend maurisch anmutet. Salier, Staufer und Habsburger liegen hier, darunter mit Heinrich IV. jener Kaiser, der den Machtkampf mit Papst Gregor VII. wagte und schließlich im Jahr 1077 den demütigenden Gang nach Canossa auf sich nehmen musste.

Die Kaiser kamen gerne, um sich vom Baufortschritt ihrer Grablege, deren Grundstein Konrad II. um das Jahr 1030 gelegt hatte, zu überzeugen. Heinrich III. war elf Mal in Speyer, Heinrich IV. gar 17 Mal. Sie brachten Wein und Privilegien. Der tonnenschwere Domnapf vor dem Westportal, der im Mittelalter die Grenze zwischen weltlicher und kirchlicher Rechtsgewalt markierte, zeugt davon: Bei Kaiservisiten und Bischofsweihen wurde das 1.580 Liter fassende Becken zum Weinbrunnen, aus dem sich alle Einwohner kostenlos bedienen konnten.

Der Dom als architektonisches Neuland, das die Grenzen der romanischen Bauweise ausreizte. Symbol, Stolz und Schicksal einer Stadt: 12.000 Menschen passen in das 134 lange und 32 Meter hohe Gotteshaus, erzählt Domschweizer Bernhard Volk und klimpert mit seinem riesigen Schlüsselbund. Viel zu groß geraten für die gerade einmal bis zu 1.000 Einwohner, die Speyer im 11. und 12. Jahrhundert hatte. Aber ideal für



Speyerer Dom: Ostansicht mit Chor, Vierungsturm und den ca. 71,50 m hohen Osttürmen

Mainzer Dom: Blick über die Dächer von Mainz in Richtung Nord-Ost



moderne Papstbesuche, Präsidenten- und Kanzlervisiten. Spätestens seit der Pfälzer Helmut Kohl seine Gäste von Mitterrand bis Gorbatschow in das romanische Bauwerk führte, fiel wieder herrschaftlicher Glanz auf die mittlerweile 80.000 Einwohner zählende Stadt.

In Worms dagegen fühlt man sich ein wenig vernachlässigt. „Helmut Kohl hat alles Geld nach Speyer gepumpt“, klagt ein hoher Kommunalpolitiker hinter vorgehaltener Hand und verweist auf die umfangreiche Speyerer Domsanierung, die bis zum Jahr 2006 rund 50 Millionen Mark aus Kirchensteuern, staatlichen Mitteln und Spenden verschlingen wird. Jetzt, unter der Regentschaft des Ministerpräsidenten Kurt Beck (SPD), gehe es der sozialdemokratisch regierten und von Strukturproblemen geplagten Stadt Worms aber besser.

Wie schnell wären die Geldsorgen verschwunden, würde nur der sagenhafte Nibelungenschatz gefunden. Dieser Sehnsucht hat Worms ein Denkmal gesetzt. Trotzig schleudert Hagen von Tronje Schwerter, Krone und andere Kostbarkeiten in den Rhein. Grimmig und mit reichlich Grünspan überzogen bewacht das Standbild des düsteren Recken das Rheinufer und erinnert daran, dass der Schatz, von dem die mittelalterliche Siegfried-Sage berichtet, noch immer in den Fluten des Rheines ruht.

Für Worms sind die sagenhaften Kostbarkeiten und die sich darum rankende Geschichte von Siegfried, Kriemhild und König Gunther trotzdem ein Schatz: Mit moderner Medientechnologie will die Stadt, die zu den Lieblingspfalzen Karls des Großen zählte, von August an die 800 Jahre alte mittelalterliche Kriminalgeschichte“ von küener recken striten“ in einem Literaturmuseum in Szene setzen und auch damit den Tourismus ankurbeln. 8,5 Millionen Mark soll das umstrittene Bauwerk kosten. Die Museumsmacher können

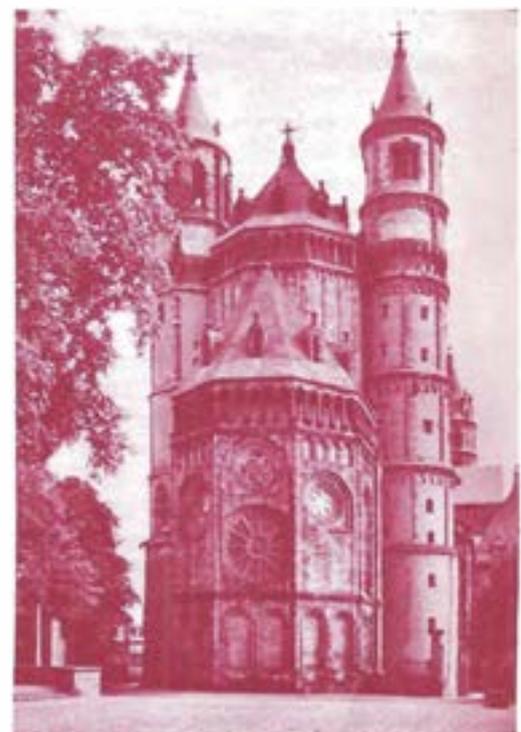
die Nibelungenfreunde auch an historische Orte außerhalb des Museums verweisen: Denn schließlich sollen sich die eifersüchtigen Königinnen Kriemhild und Brünhild vor dem ehemaligen Hauptportal des Domes in die Haare geraten sein und damit den Untergang der Nibelungen ausgelöst haben.

„Der Wormser Dom hat mehr romanische Bausubstanz bewahrt als der Speyerer.“ Die Stadtführerin kann sich den Vergleich nicht verkneifen. Um gleich anschließend darauf hinzuweisen, dass Worms nach Köln die Stadt mit den meisten erhaltenen romanischen Kirchen in Deutschland sei. Dafür hat das Innere der erstmals im Jahr 1018 geweihten und von sechs Türmen bekrönten Kathedrale vieles von seiner typisch romanischen Ausstrahlung verloren: Im Ostchor der doppelchörigen Basilika ist im 17. Jahrhundert ein imposanter Barockaltar von Balthasar Neumann eingebaut worden – ein Stilbruch, den nicht jedes Auge verzeiht.

Mainz kann sich rühmen, den ältesten der drei romanischen Dome zu beherbergen. Wie ein riesiges rotes Sandsteingebirge wächst die vom Erzbischof und Erzkanzler des Reiches, Williges, vor der Jahrtausendwende in Auftrag gegebene Martins-Kathedrale aus den Gassen der Innenstadt und dem Marktplatz empor.

Eine „Staatskirche“ wollte Williges erbauen, erklärt Jörg Walter von der Dombauhütte. Denn Mainz galt als Metropole des christlichen Deutschland, und der Mainzer Erzbischof war „Primas Germaniae“, Haupt der deutschen Bischöfe. An Selbstbewusstsein war Williges kaum zu übertreffen: Entgegen kirchlicher Bautradition verlegte er den Hauptaltar nach Westen, ganz wie in Sankt Peter in Rom.

Steinmetz Walter führt die Besucher mit einer Grubenlampe den schlanken Flankierungsturm im Osten der Kathedrale hinauf. Früher haben Bauleute über die Spiraltreppe ihr Material nach oben transportiert. Ein hölzerner Steg führt in 50 Metern Höhe über das Langhaus zum Westturm, ein knarrender Pfad über die fünf großen Tonnengewölbe der Kirchendecke, die seit dem zwölften Jahrhundert überdauert haben und von mächtigen Stahllankern zusammengehalten werden. Schließlich im Westturm: Der Besucher muss sich ducken und quetschen in den gewundenen, immer enger werdenden Gängen. Endlich geht es hinaus auf die Galerie: Der Blick geht über Mainz und die Rheinebene. Bis Worms und Speyer ist es nicht weit. □



Wormser Dom: Westchor mit Flankentürmen

SEIT 250 JAHREN IST DIE HOFKIRCHE EIN WAHRZEICHEN DRESDENS

Wie ein gewaltiges Schiff an der Elbe

NORBERT ZONKER (KNA-REDAKTEUR)

Durch den spektakulären Wiederaufbau der nahe gelegenen Frauenkirche ist sie aus dem öffentlichen Interesse etwas verdrängt worden. Aber die ehemalige Dresdner Hofkirche und heutige Kathedrale des Bistums Dresden-Meißen, deren Weihetag sich am 29. Juni zum 250. Mal jährte, braucht keine Vergleiche zu scheuen. Der von dem römischen Architekten Gaetano Chiaveri geschaffene Bau ist nicht nur ein Wahrzeichen der sächsischen Landeshauptstadt, sondern gilt als eines der Meisterwerke des Spätbarocks in Deutschland.

Die Bauzeit muss turbulent gewesen sein. Jedenfalls verließ der temperamentvolle Chiaveri neun Jahre nach der Grundsteinlegung 1748 verärgert die Stadt und sein noch unvollendetes Werk. Vorangegangen waren Intrigen seiner Gegner, die unter anderem das Gerücht verbreitet hatten, das mächtige Tonnengewölbe werde nach der Entfernung des Baugerüsts einstürzen. Auch wirkte sich der gleichzeitige Bau von Schloss Hubertusburg hemmend auf die Arbeiten an dem Gotteshaus aus. Überhaupt war der Bau einer katholischen Kirche im protestantischen Sachsen zur damaligen Zeit alles andere als selbstverständlich; als König August III., ein Sohn August des Starken, und seine Gemahlin Maria Josepha Chiaveri den Auftrag erteilten, war denn auch nur von einem „gewissen Bau“ nahe der Festung die Rede.

August der Starke war 1697 zum Katholizismus konvertiert, um die polnische Königskrone erlangen zu können. Er selbst richtete zunächst nur eine Kapelle im Dresdner Schloss für sich und die Katholiken des Hofes ein, die aber nicht öffentlich zugänglich war. Da die Katholikenzahl in Dresden wuchs, ließ er 1708 das italienische Opernhaus zur Hof- und Pfarrkirche umgestalten. Erst sein Sohn August III. konnte, unter Protest der zu 90 Prozent evangelischen Bevölkerung, einen repräsentativen Neubau planen. Dafür gab er – aus seiner Privatschatulle, wie in den Chroniken betont wird, – den damals hohen Betrag von 907.000 Talem aus; die zur selben Zeit von den

Dresdner Bürgern erbaute Frauenkirche kostete nur etwa ein Drittel dieser Summe.

Unikat

Der im Stil des römischen Spätbarock gehaltene Chiaveri-Bau, der mit einer Grundfläche von 4.800 Quadratmetern zu den größten Kirchen Deutschlands gehört, ist nicht nur durch seine äußere Gestalt ein Unikat in der Residenzstadt, die durch den damals herrschenden Stil des sächsischen Rokoko geprägt war. Schon die Schrägstellung gegenüber der Elbbrücke, die durch die Festungsanlagen bedingt war, lässt die Kirche aus ihrer Umgebung herausragen. Man hat sie deshalb mit einem gewaltigen Schiff verglichen, das mit seinem Bug auf den Elbstrom gerichtet ist. Fassaden, Turm und die beiden Balustraden sind mit 78 überlebensgroßen Heiligenstatuen und allegorischen Figuren des römischen Bildhauers Lorenzo Mattielli geschmückt, die die Universalität und Rechtgläubigkeit der katholischen Kirche in der nichtkatholischen Umgebung zum Ausdruck bringen sollten. Der 86 Meter hohe Turm gilt nicht nur künstlerisch, sondern auch bautechnisch als Meisterwerk.

Der Turm überstand selbst die schweren Angriffe im Februar 1945, bei der die Hofkirche wie die ganze Innenstadt schwer zerstört wurde. Seit Herbst 1945 wurde fast permanent am Wiederaufbau und der Neugestaltung der Kirche gearbeitet, die 1980 zur Kathedrale des Bistums erhoben wurde. „Noch nie war die Kirche so fertig wie jetzt“, freut sich Dompfarrer Klemens Ullmann. Wahrscheinlich erstmals seit 250 Jahren sei kein einziges Gerüst an der Kirche aufgebaut. Und wenn alles planmäßig läuft, werden bis zu den Jubiläumsfeierlichkeiten im Juni auch die letzten noch fehlenden Sandstein-Figuren, die fast alle ganz und oder teilweise rekonstruiert werden mussten, wieder auf ihren Plätzen sein. Das Land Sachsen, das heute Eigentümer der Kirche ist, hat in den vergangenen zehn Jahren rund 19 Millionen Mark für die Sanierung aufgebracht.



Während die äußere Gestalt der Kirche beim Wiederaufbau originalgetreu rekonstruiert wurde, wählte man für das nüchtern wirkende Kircheninnere einen anderen Weg. Das lag zum einen daran, wie Dompfarrer Ullmann erläutert, dass auch in der Vergangenheit hier nicht die ursprünglichen Pläne Chiaveris umgesetzt worden waren. Dieser hatte etwa eine farbige Ausmalung des ganzen Innenraums vorgesehen – heute ist die Kirche bis auf die vier Eck-Kapellen, von denen drei fast originalgetreu wiederhergestellt wurden, weiß gestrichen. Auch die 1712-1722 von Balthasar Permoser bereits für die alte Hofkapelle angefertigte Rokokokanzel dürfte kaum die Billigung des Architekten gefunden haben; gleichwohl zählt sie heute zu den Kostbarkeiten der Kirche. Zum anderen sollten bei der Neugestaltung auch einige moderne Akzente gesetzt werden.

Mahnmal

Dies gilt für allem für die ursprünglich dem heiligen Nepomuk gewidmete Kapelle neben dem Haupteingang, die 1975 dem Gedächtnis der Opfer der Bombennacht des 13. Februar 1945 und aller Opfer ungerechter Gewalt gewidmet wurde. Der Dresdner Bildhauer Friedrich Press (1904-1990) schuf für sie einen Altar und eine Pieta aus Meißener Porzellan, die bewusst einen Kontrapunkt zu der barocken Kirche setzen. Die Schmerzensmutter gilt als beeindruckendes Mahnmal millionenfachen Leids. Modern sind auch der neue, gläserne Zelebrationsaltar vor dem barocken Hochaltar und der zugehörige Ambo, 1995 ebenfalls aus Kristallglas gefertigt, sowie der soeben erst geweihte Zelebrationsaltar der Kreuzkapelle im Nordwestteil der Kirche. Er wurde nach einem Entwurf des Dresdner Bildhauers Dieter Schölzel gefertigt und besteht aus einer weißen Mar-

morplatte, die von vier Armen aus Edelstahl getragen wird.

Gut 1.100 Mitglieder zählt die Gemeinde der Kathedrale, die der Heiligsten Dreifaltigkeit / Sanctissimae Trinitatis geweiht ist. Die Hofkirche ist aber nicht nur für die „eigenen“ Gemeindemitglieder da, sondern zieht regelmäßig auch zahlreiche andere der heute rund 20.000 Dresdner Katholiken sowie Touristen an. Im Schnitt kommen nach Angaben des Dompfarrers jeden Sonntag 1.200 Menschen in die Kathedrale-

Silbermann-Orgel

Nach dem Jubiläum im Juni steht die vorerst letzte große Renovierung an: Die Generalsanierung der Silbermann-Orgel. Das Instrument, die letzte und größte von Gottfried Silbermann selbst gebaute Orgel, konnte – wie auch das Hochaltarbild von Anton Raffael Mengs – vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg gerettet werden. 1944 wurde das Orgelwerk – also die klingenden Teile – in das Zisterzienserinnenkloster Sankt Marienstern ausgelagert; das in der Kirche verbliebene Gehäuse verbrannte in der Bombennacht. In den 60er Jahren wurde die Orgel nach den damals geltenden Vorstellungen wieder aufgebaut – ein Kompromiss zwischen den Wünschen der Restauratoren und der Musiker, wie Domorganist Hansjürgen Scholze erläutert. Da nach 30 Jahren ohnehin wieder eine Überarbeitung fällig ist, soll nun das Klangbild korrigiert werden. Dazu müssen die 3.000 Pfeifen verlängert werden, weil die Orgel wieder einen Halbton tiefer gestimmt wird.

Scholze hat seine eigene Skepsis gegenüber dem Vorhaben aufgegeben, nachdem probeweise einige Pfeifen ausgetauscht worden waren: In dem großen, halligen Raum werde die Orgel künftig deutlich besser klingen. Schwieriger werde allerdings das Ensemblespiel mit anderen Instrumenten, denn wenn diese nicht ebenfalls tiefer gestimmt werden könnten, müsse der Organist künftig alles in einer anderen Tonart spielen. Anfang November soll die Restaurierung beginnen, die etwa ein Jahr dauern und eine Million Mark kosten wird – 80 Prozent davon entfallen auf den Freistaat und 20 Prozent auf das Bistum. Dann wird Dresden für Musikliebhaber um eine Attraktion reicher sein. □

ERSTER WELTKRIEG 1918:

Ferngeschütze beschießen Paris

WOLFGANG ALTENDORF

Am 23. März 1918 wurde Paris durch Granateinschläge erschreckt, die große Schäden an Gebäuden anrichteten und Menschen töteten. Man vermochte sich diese Einschläge nicht zu erklären, vermutete Bomben von sehr hochfliegenden und von da kaum hörbaren Flugzeugen. Dass es sich um Artillerieeinschläge handeln könne, erschien selbst Experten – von der Frontlage her – nicht möglich. Die Nachricht von diesen Einschlägen in der Hauptstadt erreichte das Französische Hauptquartier schon wenige Stunden nach den ersten Detonationen. Die Generalstabsoffiziere befragten fachlich versierte Artilleristen, ob so etwas möglich sei. Von diesen wurde die Sache als „außerhalb jeder technischen Möglichkeit“ beurteilt. Ja, man schloss (wie überliefert) Wetten ab. Jemand setzte zehn Flaschen Champagner, wenn sich diese Einschläge als von einem Artilleriegeschütz stammend herausstellen sollten. Diese Wette musste schließlich eingelöst werden. Man stellte an den abgesprengten Resten mit wenig Mühe fest, dass es sich tatsächlich im Artillerie-Granaten handelte von jeweils etwa Kaliber 21 Zentimeter mit wenigstens 100 Kilogramm Gewicht. Die Irration über diese Beschießung, die doch damals weit entfernt jeglicher technischer Vorstellung zu liegen schien, konnte im französischen Hauptquartier kaum größer sein.

In der Tat handelte es sich um drei Langrohrgeschütze, die in der Nähe von Laon, gut getarnt, installiert waren. Ihre Reichweite betrug rund 120 Kilometer, die durchschnittliche Geschwindigkeit der Geschosse 720 Meter in der Sekunde. Der Scheitelpunkt lag auf ca. 49 Kilometer Höhe, die Flugzeit bis Paris betrug knapp drei Minuten. Die Geschützrohre waren 34 Meter lang, die Kartuschen der Granaten fassten sechs Zentner an Pulver.

Die Sache unterlag der größten Geheimhaltung. Um die Stellung der drei Geschütze vor Fliegereinsicht zu tarnen, wurde anfänglich das Gelände ringsum vernebelt, zur weiteren Tarnung der sehr lauten Abschüsse,

gleichzeitig in der Nähe aus „konventionellen“ Geschützen Salven abgefeuert.

Weiterhin bedrohlich jedoch wegen Entdeckung der wahren Stellungen, erschien bereits damals die fliegerische Aufklärung. Um sie irre zu führen und abzulenken, wurden „Scheinstellungen mit Geschützattrappen“ in weiter Entfernung installiert. Und offenbar hatte das auch die entsprechende Wirkung.

Vom 23. März an bis zum 11. Juni (also fast ein Vierteljahr) registrierte Paris 289 Einschläge. Allerdings war der „Erfolg“ dieser Beschießung gering. Sie kostete das Leben von Zivilisten, von Frauen, auch Kindern. Diese „Übertretung humanitärer Kriegsführung“ wurde im Zweiten Weltkrieg mit der Bombardierung der Städten in katastrophalem Maße fortgesetzt.

Auf den Widerstandswillen Frankreichs übten die Granaten der „Parisgeschütze“ keine negative Wirkung auf; Beobachter kamen vielmehr zu dem Schluss, dass dieser Wille, zumindest Paris zu verteidigen, falls die Front zusammenbrach, gestärkt erschien. Andere wiederum äußerten die Meinung, dass die Wende an der Front, das schließliche Vordringen der Alliierten, auch von dieser Beschießung her durch die „Hunnen“ (wie die Deutschen im Kriegsjargon ihrer Gegner genannte wurden) vielmehr befördert wurde. „Niemand weiß, was ihnen noch alles einfallen wird, wenn wir den Krieg nicht rasch siegreich beenden“, (so Clemenceau).

In der Tat mussten die Geschütze bald darauf abgebaut werden. Die Front rückte stetig näher. Sie wurden zurückgeschafft und bei Kriegsende im November 1918 vernichtet, ohne – wie es heißt – „dass die interalliierte Kontrollkommission, die den Waffenstillstand und die Einhaltung der Friedensbedingungen überwachte, sie in Augenschein nehmen konnte.“

Literatur: Fr. Felger: „Was wir vom Weltkrieg nicht wissen“, Berlin 1930. M. Schneider und U. Haacke: „Das Buch vom Kriege 1914-1918“. □

Die Rolle der Assassinen während der Kreuzzüge

VOLKER W. BÖHLER

Teil II

(Teil I s. AUFTRAG 243, S. 55-62)

Der aussätzigige König

Mit Balduin IV. (1174-1185) kam in Jerusalem ein dreizehnjähriger Junge auf den Thron, dessen persönliches Beispiel Freund und Feind allen Respekt abnötigte. Balduin war am Aussatz erkrankt. Für die nächsten drei Jahre übernahm der Graf von Tripolis, Raimund, die Regentschaft, bis der sechzehnjährige König selbst die Regierungsgeschäfte antrat.

Saladin war zwischenzeitlich ins Königreich eingebrochen und schloss nach wechselvollen Kämpfen im oberen Jordantal und der Küste zwischen Beirut und Sidon im Jahre 1180 mit Balduin einen zweijährigen Waffenstillstand. Dies hinderte den vormaligen Fürsten von Antiochia und jetzigen Herrn von Outrejourdain, Rainald von Châtillon, nicht daran, seinen eigenen Krieg zu führen und sein Einkommen mit Straßenraub und Piraterie aufzubessern. Zwischen 1181 und 1183 störte er den Karawanenverkehr zwischen Syrien und Arabien ganz empfindlich. Seine Schiffe drangen ins Rote Meer vor und bedrohten die heiligen Städte Mekka und Medina. Saladin schwor Rache, sein grenzenloser Hass auf die Lateiner ist nicht zuletzt auf die skrupellose Hybris von Rainald zurückzuführen.

In Jerusalem sorgt man sich um den kranken König. Die Lepra ist fortgeschritten, und Balduin hat das Augenlicht verloren, sein Gesicht ist völlig entstellt, die Extremitäten sind abgefault. Der junge Mann trägt sein Leiden mit stoischem Gleichmut, er lässt sich auf einer Bahre in die Schlacht tragen und nötigt selbst Saladin allen Respekt ab. Ganz im Gegensatz zur blumigen arabischen Sprache stellt Saladins Sekretär Imad Ad Din Al Isfahani in seiner Chronik fest: „Das aussätzigige Kind

wusste, wie es sich Ansehen verschaffen konnte“.²⁷⁾

Bei zunehmender Amtsunfähigkeit des jungen Königs konkurrieren drei Männer um die Macht im Königreich: Raimund von Tripolis, der böse Geist Rainold von Châtillon und Guido von Lusignan, der Gemahl von Balduins Schwester Sibylla. Guido war ein verweichlichter Schwächling, der als Graf von Askalon und Jaffa residierte und als Bailli²⁸⁾ und Befehlshaber des Heeres eine schwache Figur abgab. Als Saladin 1184 zum fünften Mal das Hauptquartier seines verhassten Feindes Rainald von Châtillon in Kerak oberhalb des Toten Meeres belagerte, kam ihm der sterbende König zu Hilfe, und Saladin brach die Belagerung ab. Im Frühjahr des folgenden Jahres starb der heldenhafte König, der nie sein

Teil I (AUFTRAG 243)

Die Peregrina Christi

Der wahre Kalif

Das Tor zum Paradies

Tod den Seldschuken!

Der 2. Kreuzzug

Die Assassinen festigen ihre Macht

Nur Ed Din, Herrscher vom Euphrat bis zum Nil

Saladins Aufstieg

Anmerkung

Teil II

Der aussätzigige König

Der Fall Jerusalems

Richard Löwenherz und der Alte vom Berg

Die Einheit zerfällt

Der Heilige König

Der Verlust des III. Landes

Die Erben der Assassinen

Anmerkung



Die Festung St. Gilles, heute im Libanon gelegen, war Stammsitz der Grafen von Tripolis. Graf Raimund übernahm 1174 als einflussreichster Feudalherr im Königreich Jerusalem die Regentschaft für den unmündigen, am Aussatz erkrankten König Balduin IV.

Wort brach und nie seinen Mut verlor im Alter von 24 Jahren.

Die letzten Lebensjahre des Königs waren von einem unwürdigen Intrigenspiel um seine Nachfolge begleitet, das von den beiden Gemahlinnen Amalrics, Agnes und Maria, ausgetragen wurde. Um zu verhindern, dass der unwürdige Guido von Lusignan, der zweite Gemahl seiner Schwester Sibylla, Ansprüche auf den Thron erheben würde, ließ Balduin vorsorglich das Kind seiner Schwester aus ihrer ersten Ehe, das ebenfalls Balduin hieß, im November 1183 in der Grabeskirche krönen. Die Partei Marias ging vorerst leer aus. Nachdem der aussätzigige König gestorben war, wurde nunmehr Sibylla, die Mutter des kleinen, bereits gekrönten Balduin V., zur Königin gekrönt, die ihrerseits ihren zweiten Gemahl, den Schwächling Guido von Lusignan, zum König krönte. Raimund, der Graf von Tripolis, der als Vormund des Kindkönigs vorgesehen war, sah sich ebenfalls um seine Rechte betrogen. Balduin V. starb bereits 1186, und Sibylla und Guido wurden als unangefochtenes Herrscherpaar im Königreich anerkannt.

* Assassinen [arab. „Haschischgenießer, danach frz. assassin „Mörder“]. Ismailit. Geheimbund (1090-1256), der von seinen Mitgliedern blinden Gehorsam forderte und über zwei Jh. den Vorderen Orient in Schrecken hielt, bis die Zentrale Alamut in Masanderan 1250 von den Mongolen zerstört wurde. In der Zeit der Kreuzzüge besaßen die A. Burgen in Syrien und beeinflussten die Politik durch Morde. Haschisch diente zur Erreichung des Zustandes mystischer Verzückung, aber auch dazu, willenslose Werkzeuge für polit. Morde zu schaffen.

Der Fall Jerusalems

Während sich die fränkischen Barone und Saladin in einem frustrierenden Abnutzungskrieg um die Vorherrschaft in Palästina stritten, baute der Meister des Assassinen-Ordens zwischen 1163 und 1193 seine Machtposition im Ansariya-Gebirge unangefochten aus. Der im persischen Alamut für den Großmeister gebräuchliche Name „Sheikh Al Dschebel“ wird auf den syrischen Meister übertragen. Als „Alter vom Berg“ hat er in die Chroniken der Lateiner Eingang gefunden. Aus der Stammburg Alamut hören wir in dieser Zeit wenig, und es scheint, als hätte sich der Schwerpunkt der Sekte nach Syrien verlagert.

Scholl-Latour erwähnt eine interessante Begebenheit, die ihm 1982 bei einer Besichtigung des Crac des Chevaliers widerfuhr. Sein nestorianischer Führer bringt „den Alten vom Berg“, Sinan Ben Salman (Sinan Ibn Suleiman), mit der heute noch im Ansariya-Gebirge lebenden Sekte der Alawiten in Verbindung, die seit den 70-er Jahren die herrschende Führungselite in Syrien stellen. Demnach ist der in der Geheimreligion der Alawiten in einer Art Trinität verehrte Suleiman Al Farzi, der das „Tor zur Wahrheit“ darstellt, niemand anderes als der gefürchtete Terroristenführer Rashid Ad Din Abu Sinan.²⁹⁾ Auch wenn diese Geschichte wenig Sinn macht und eher der Diskreditierung des herrschenden Assad-Regimes diene, kann doch eine generelle historische Verbindung beider aus der ismailitischen Shia stammenden Sekten nicht gänzlich ausgeschlossen werden.

In ihrem Hass auf die Sunniten scheut die Sekte auch keine Tabubrüche und trotz der Tatsache, dass mehr als einmal fränkische Barone ihren Meuchelmördern zum Opfer fielen, bleiben die lateinischen Fürsten eher ein Bündnispartner als die seldschukischen Emire. Mit der Überlassung der Burg Maniqa an das Fürstentum Antiochia kam es 1186 gar zu einem Abgleich gegenseitiger territorialer Interessen.

Nach dem makabren Zwischenfall während Saladins Belagerung von Misyaf im Jahre 1176 ging der Sultan dem Orden aus dem Weg, ja

es scheint sogar, dass Saladin regelrecht Angst hatte. Worin aber lag der Erfolg der ismailitischen Terroristen begründet? Sie waren ihrem Führer blind ergeben. Sie schlugen überall und meist unerwartet zu. Ihre Fedayin wussten, dass sie ihre Anschläge meist selbst nicht überlebten. Unter der Folter waren sie stumm, und ihr Tod verhieß ihnen das Paradies.

Rund 90 Jahre nach der Gründung des Königreiches herrschten in Jerusalem „Schwächlinge, Kranke, Weiber, Kinder und Verräter“, und es scheint, als habe der Aussatz des kranken Königs auch vom Königreich Besitz ergriffen.³⁰⁾ Ein liederlicher Patriarch namens Heraklius, der sich öffentlich die Witwe eines Gewürzhändlers als Geliebte hielt, repräsentierte als Oberhaupt der lateinischen Christenheit in Outremer. Das neue Königspaar, Guido und Sibylla, das der Königsmacher Gerhard von Ridefort als Großmeister der Templer auf den Thron gebracht hatte, isolierte den mächtigsten Reichsfürsten, Raimund von Tripolis, während der Strauchdieb Rainald von Châtillon den neuen Waffenstillstand mit Saladin brach und von seiner Burg Kerak im Moab seiner Lieblingsbeschäftigung nachging, er plünderte wieder Karawanen. Saladin aber ergreift seine Chance.

Aufgrund eines zwischen dem Sultan und Raimund abgeschlossenen Separatfriedens, sah sich der Graf genötigt, einer Aufklärungsabteilung Saladins einen eintägigen Einmarsch nach Galiläa zu gestatten. Saladins Sohn, Malik Al Afdal, rückt mit 7.000 (!) Mann vor und geriet bei Nazareth in einen Hinterhalt der Templer, die ihn mit eben 200 Mann angriffen. Der vereinbarte Rückzug entfiel, und der Angriff der Templer misslang. Raimund ist dem König gegenüber in Erklärungsnot. Angesichts des gewaltigen Heeres aber, das der Sultan im Hauran am Yarmuk zusammenzieht, versöhnen sich beide, und König Guido ruft den Heerbann nach Suffuriya nahe der Stadt Tiberias ein.

Guido von Lusignan verfügte über ein Heer von 2.000 Rittern und 18.000 Fußsoldaten. Fast alle Reichsfürsten hatten sich eingefunden: Raimund von Tripolis, Raimund von Antiochia, Rainald von Châtillon und der Großmeister der Templer, Ger-

hard von Ridefort. Der feige Patriarch von Jerusalem erklärte, er könne seine Geliebte nicht alleine lassen und beauftragte die Bischöfe von Akkon und Lydda, die Reliquie des Heiligen Kreuzes mitzuführen.

Saladin führte ein gewaltiges Heer von 30.000 leicht bewaffneten Reitern und zahllosen Fußsoldaten vom Hauran nach Westen zum See Genezareth, wo er längs des Westufers vorrückte und Tiberias belagerte. Am 3. Juli 1187 nahm er mit Ausnahme der Zitadelle, in der Raimunds Gemahlin Schutz gesucht hatte, die Stadt ein. Das Gelände zwischen Suffuria und Tiberias ist wasserlos, der Untergrund besteht aus



Saladin-Denkmal in Damaskus

scharfkantigem, vulkanischem Gestein, die Entfernung beträgt 40 Kilometer. Gegen den Rat der Fürsten ließ sich der König vom Großmeister der Templer überreden, Tiberias zu entsetzen. Alle Warnungen des Grafen von Tripolis, dessen Frau ja selbst in der Falle saß, wurden in den Wind geschlagen. Am Morgen des 3. Juli brach das Heer auf, Raimund führte die Vorhut, Ridefort die Nachhut und der König das Mitteltreffen. Von der Ebene von Suffuria drang der Heerbann in das Hügelgelände ein, das sich bis auf eine Höhe von 300 Meter vom Seeufer nach Westen erstreckt. Der Juli gilt als der heißeste Monat in der Region, Temperaturen von 40° Celsius und höher sind keine Seltenheit, und die Nächte bringen wenig Abkühlung. Während Saladin die Nachhut mit leichter Kavallerie attackiert, befiehlt der König bei den „Hörnern von Hattin“, eines Doppelhügels, der keine Entfaltungsmöglichkeit für ein schwerfälliges Reiterheer bietet, das Nachtlager

einzurichten, in der Hoffnung, dass die Nachhut aufschließen kann. Die Truppen des Sultans rückten in der Nacht vor und setzten die dürre Bodenbedeckung in Brand. Beim Morgengrauen fielen die Muslime über das vom Durst geschwächte Heer der Christen her. Raimund von Tripolis gelang mit Teilen der Vorhut ein Durchbruch nach Tiberias, seine Gegner unterstellen ihm, er sei mit Einwilligung Saladins desertiert. Die schwerfälligen Ritter haben in diesem Gelände keine Chance. Als der Tag sich dem Ende neigte, war das Heer des Königs vernichtet.

Der im Abendland so häufig als ritterlich gepriesene Saladin verhielt sich nach der Schlacht wenig ritterlich. Es wird überliefert, dass er mit großer Freude seinen Imamen zusah, wie sie 200 gefangene Templer und Johanniter abschlachteten.³¹⁾ Rainald von Châtillon aber, der immer wieder sein Wort brach, bringt der Sultan eigenhändig um. Die überlebenden weltlichen Ritter, 230 an der Zahl, wurden versklavt. Die Leichen der Gefallenen und Hingerichteten ließ der Sultan schänden. Der König, der Großmeister der Templer und einige hochangesehene Barone wurden in Damaskus eingekerkert. Die Reliquie des Heiligen Kreuzes aber ging verloren und soll der Legende nach unter der Türschwelle der Großen Moschee in Damaskus vergraben worden sein, auf dass der gläubige Muslim stets auf das Kreuz trete.

Nach der Schlacht führte Saladin sein Heer weiter nach Westen und eroberte innerhalb weniger Tage Akkon, Haifa, Caesarea, Nablus und Toron. Bis zum August fallen die Küstenstädte im Norden: Sidon, Gibelet und Beirut. Den Lateinern verblieben noch die Städte Jerusalem, Askalon und Tyros sowie einige Festungen im Landesinneren.

Nach Hattin und der Wegnahme der Küstenstädte war die Stimmung in Tyros niedergeschlagen und verzweifelt, bis mit dem Markgrafen Konrad von Montferrat ein zupackender Retter erschien. Konrad hatte sich mit seinem Lehnsherren, Kaiser Isaak II. überworfen und war nach Syrien gesegelt. Akkon war vom Feind besetzt. So fuhr er weiter nach Tyros, wo er sofort das Kommando übernahm. Der Markgraf verstärkte die Befestigungen, und Saladins

Blitzfeldzug kam vor Tyros vorerst zum Stehen. Wiederum verhielt sich der Sultan unritterlich, ließ Konrads Vater aus dem Kerker von Damaskus holen und vor den Mauern der Stadt vorführen. Er drohte, den alten Markgrafen vor den Augen des Sohnes hinzurichten, falls die Stadt sich nicht ergeben würde. Konrad blieb unbeeindruckt, Saladin zog ab und begann, Askalon zu belagern. Dort führte er den unwürdigen König Guido vor und versprach ihm die Freiheit, falls es ihm gelänge, Askalon zur Übergabe zu überreden. Die Stadt ergab sich, und Guido kam im folgenden Sommer gegen das Versprechen, in seine Heimat zurückzukehren, frei.

Ende September stand der Sultan vor den Toren der Heiligen Stadt, die keine größeren Verteidigungsanstrengungen unternahm. Man verhandelte, und die Übergabebedingungen waren vergleichsweise milde. Die Mehrheit der fränkischen Bevölkerung konnte gegen Lösegeld abziehen, und der unwürdige Patriarch konnte gar seinen persönlichen Besitz mitnehmen. Für die Witwen und Waisen der bei Hattin gefallenen Ritter verzichtete Saladin auf den Zuschlag. Griechische und armenische Christen konnten zurückbleiben, und Saladin übergab ihnen die Bewachung des Heiligen Grabes. Die Lateiner wurden ausnahmslos vertrieben. Nach 88 Jahren fränkisch-lateinischer Herrschaft war die Heilige Stadt „Al Kuds“, das nach Mekka und Medina wichtigste Heiligtum, wieder an den Islam gefallen.

Im November 1187 stand der Sultan erneut vor Tyros. Konrad von Montferrat, den der arabische Chronist Ibn Al Atir als „leibhaftigen Teufel“ beschreibt, der sich auf „Herrschaft und Verteidigung verstand und außerordentlich kühn“ war, hielt stand und Saladin brach die Belagerung wiederum ab.³²⁾ Seitdem hasste der Sultan den Markgrafen.

Saladin wandte sich erneut der Grafschaft Tripolis zu, wo Raimund, der des Verrats bei Hattin bezichtigte Graf, zwischenzeitlich gestorben und die Grafschaft selbst an Fürst Boemund von Antiochia gefallen war. In kurzer Zeit fielen Tartus und Laodikea. Boemund aber konnte sein Fürstentum durch einen Waffenstillstand vorerst retten. Der eidbrüchige

Guido von Lusignan aber begann im Sommer 1189, mit einem kleinen Heer die Festung Akkon zu belagern.



Richard Löwenherz und der Alte vom Berg

Unter dem Eindruck der Ereignisse von Hattin und Jerusalem gelang es Papst Urban III. und seinen Nachfolgern Gregor VII. und Clemens III. noch einmal, in Europa eine große Kreuzzugsbegeisterung auszulösen. In Deutschland rüstete der greise Kaiser Friedrich Barbarossa (1152-1190) ein mächtiges Heer aus. Der neue König von England, Richard, Sohn der vom französischen König geschiedenen Eleonore und Heinrich II., Herzog von der Normandie und Aquitanien und Graf von Poitou, und der französische König ließen ihre territorialen Streitigkeiten in Frankreich vorerst ruhen und nahmen das Kreuz. Im Juli 1190 verließ ein Heer von 100.000 Mann das burgundische Vézelay, um sich in Genua einzuschiffen. Den Winter verbrachten beide Heere in Sizilien, wo Richard – so ganz nebenbei – Messina eroberte. Barbarossa war bereits im Frühjahr 1189 auf dem Landweg aufgebrochen. Er wurde von seinem Sohn Herzog Friedrich von Schwaben und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen begleitet. Nach unsäglichen Mühen – stets vom Verrat des byzantinischen Kaisers und seldschukischen Scharmützeln begleitet – erreichte der Staufer den Taurus, wo er im Saleph in Kilikien beim Bade ertrank. Das Heer löste

sich auf, und Friedrich von Schwaben traf im Oktober 1190 mit einem kläglichen Rest in Akkon ein.

Ohne jede Eile segelte Richard nach Zypern, erobert die Insel und verjagt den selbst ernannten „Kaiser von Zypern“, Isaak Komnenos. Im Mai 1191 heiratete er seine Braut Berengarias und verbrachte seine Flitterwochen mit seiner Lieblingsbeschäftigung, er plünderte das Land. Der König von Jerusalem, Guido von Lusignan, traf in Zypern ein, und es scheint, dass die beiden völlig entgegengesetzten Charaktere sich sympathisch finden. Im Juni endlich erreichte Richard Akkon, wo ihn König Philip II. bereits erwartete.

Akkon befand sich nunmehr seit zwei Jahren im Belagerungszustand. Das Heer der Kreuzfahrer selbst wurde von Saladins Armee, die auf den Hügeln um die Stadt Stellung bezogen hatte, in Schach gehalten. Im Juli 1191 kapitulierte Akkon, 6.000 Muslime gerieten in Richards Hand. Zu diesem Zeitpunkt ereignete sich auch der folgenschwere Zwischenfall, bei dem Richard die Standarte des Herzogs Leopold von Österreich, der das deutsche Restkontingent befehligte, von den Zinnen der Stadt riss. Die mühsam gekittete Allianz zwischen den Königen war verbraucht. Sie handelten noch hinsichtlich der Thronansprüche für das Königreich Jerusalem einen Kompromiss aus: Guido von Lusignan sollte bis zu seinem Tod König bleiben, danach sollte der Titel an Konrad von Montferrat gehen. Ende Juli reiste Philipp II. nach Frankreich ab. Richard, der später Löwenherz genannt werden sollte, war unangefochtener Herr der Kreuzfahrer geworden.

Seit Richards Ankunft stand er in Verhandlungen mit Saladin. Nach der Kapitulation der Stadt setzte der Sultan einerseits auf Richards Ritterlichkeit, andererseits zögerte er die Rückgabe der Kreuzesreliquie und aller christlicher Gefangener immer wieder hinaus. Saladin hatte nicht damit gerechnet, dass seine eigene Brutalität in Hattin übertroffen werden könnte. Als die vereinbarte Frist wiederum verstrichen war, ließ Richard vor den Augen des Sultans 3.000 gefangene Muslime, einschließlich Frauen und Kinder, umbringen und verlor damit endgültig seine Ehre.

Die Johanniterfestung Margat war seit 1186 im Besitz des Hospitals und sicherte die Küstenstädte des Königreiches sowohl gegen die Assassinen als auch gegen die Angriffe muslimischer Sultane. Margat fiel 1285 nach vierwöchiger Belagerung an den Mameluken-Sultan Qalawun.

Ende August rückte der König von England im Schutze seiner Flotte auf dem Küstenstreifen von Akkon nach Süden vor. Bei Arsuf errang er einen gewaltigen Sieg, konnte aber das Heer seines Gegners nicht dauerhaft beschädigen. In Jaffa angekommen, reparierte und befestigte er die Stadt so gut es ging, da er von dort aus seinen Angriff auf Jerusalem plante.

Als Richard zur Kenntnis nehmen musste, dass der unterlegene Thronprätendent Konrad von Montferrat mit Saladin Geheimverhandlungen aufgenommen hatte, bot er an, seine Schwester Johanna, die Witwe des Königs von Sizilien, solle Saladins Bruder Al Adil heiraten. Als Mitgift sollte Johanna die Küstenstädte erhalten, und das Paar sollte in Jerusalem residieren. Spätestens jetzt wurde klar, dass Richard unter Realitätsverlust litt. Aus seinem Plan wurde nichts. Die Scharmützel in der Ebene von Ramla gingen weiter, die Heilige Stadt war zum Greifen nahe. Irgendwann im Februar 1192 muss in Richard die Einsicht gereift sein, dass er – selbst wenn es ihm gelänge, Jerusalem zu nehmen – die Stadt nicht dauerhaft halten konnte. Er zog sich an die Küste zurück.

Währenddessen flammte der Streit um den Thron zwischen Guido von Lusignan und Konrad von Montferrat erneut auf. Guido versicherte sich der Pisaner, während Konrad die Unterstützung der Genueser hatte. Beide Städte erhofften sich Handelsvorteile und waren die eigentlichen Kriegsgewinnler des 3. Kreuzzuges. Am 28. April 1192 fiel Konrad von Montferrat einem Terrorkommando des „Alten vom Berg“ zum Opfer und wurde in Tripolis nachts auf der Straße erstochen. Über das Motiv dieses Mordes wird bis zum heutigen Tag gerätselt, und es steht eigentlich nur eines fest, die Mörder waren Assassinen. Manche hielten Richard Löwenherz für den Anstifter, weil er mehrfach offen für die Thronan-



sprüche Guidos Partei ergriffen hatte. Andere Zeitgenossen glaubten, dass Saladin den Mord angestiftet hatte, denn er hasste den Markgrafen seit seiner Schlappe vor den Mauern von Tyros. Es gab auch Leute, die glaubten, der Anschlag hätte sowohl Richard als auch Konrad gegolten, und Richard sei nur zu gut bewacht gewesen. Gegen Saladins Täterschaft spricht, dass es nicht seinem Stil entsprach, Könige ermorden zu lassen. Guido und die Pisaner hassten Konrad und hätten beide ein handfestes Motiv gehabt. Gegen Guidos Täterschaft spricht, dass ihm für die Urheberschaft einer solchen Tat schlicht und einfach der Mut fehlte. Bleibt der „Alte vom Berg“, Sinan, der die Aktion aus eigenem Motiv heraus befohlen haben könnte denn er hatte ein Motiv: Konrad hatte ein Assassinen Schiff, das in Seenot geraten war, im Hafen von Tyros geplündert und sich geweigert, dem Alten eine entsprechende Kompensation zu zahlen. In einem Brief Sinans an den Herzog von Österreich, Leopold, vom September 1193 nennt Sinan jedenfalls dieses Motiv und beschwört „bei Gott“, dass Richard Löwenherz unschuldig sei und er alleine die Verantwortung für diesen Mord trage.³³⁾ Dieser Brief wurde fast eineinhalb Jahre nach dem Attentat geschrieben, und er klingt in seiner ganzen Diktion ungläubwürdig. Es scheint, dass er eher ein Produkt der shiitischen Taqia, der Verschleierung, der Lüge ist.

Bleibt noch ein Wort zu Konrads Gemahlin, Isabella. Sie war zweifelsfrei rechtmäßige Thronanwärterin, genauso wie ihre Stiefschwester Sibylla, die Gemahlin Guidos. Isabella war im Bade, als ihr Mann offensichtlich in der Nacht Gesellschaft suchte und das Haus verließ. Hatten die Mörder einen Tipp erhalten? Isabella war von Konrad hochschwanger, ihrer Thronansprüche war sie sich wohl bewusst, und es war schon befremdlich, dass sie nur eine Woche nach dem Mord an ihrem Gemahl den Grafen der Champagne, Heinrich, heiratete. Im Gegensatz zu ihrem eher grobschlächtigen Gemahl galt Heinrich als kultivierter Gentleman, und es spricht nicht gegen ihn, dass er niemals Ansprüche auf den Titel eines Königs von Jerusalem erhob, sondern sich mit der als Gemahl der Königin ausgestatteten Macht und seinem eigenen Ruf als Graf der Champagne begnügte. So verläuft die Suche nach dem Motiv für den Mord an Konrad von Montferrat im Dunkeln. Fest steht nur, dass der Assassinen-Orden einen weiteren spektakulären Anschlag begangen hatte, der sowohl bei den Muslimen, als auch den lateinischen Feudalherren Angst und Schrecken ausgelöst hatte. Eigentliche Verlierer aber waren Guido von Lusignan und Sibylla. Guido wurde mit dem Königreich Zypern abgefunden, und Isabellas Tochter Maria aus ihrer Ehe mit Konrad sollte den künftigen König von Jerusalem, Johannes von Brienne (1210-1225) heiraten.

Der neue Regent des Königreiches Jerusalem, Heinrich von der Champagne, scheint auf gute Beziehungen mit der Assassinen-Sekte großen Wert gelegt zu haben, wie eine spätere Begebenheit beweist. Rashid Ad Din, der Meister des Ordens, der den syrischen Zweig aufgebaut hatte, war, nachdem er 30 Jahre lang Angst und Schrecken verbreitet hatte, 1193 gestorben. Der Nachfolger des Alten lud Heinrich zu einem Besuch auf die Burg Al Kahf ein und schlug ein Bündnis gegen den Nachfolger Saladins, Al Afdal, vor. Er entschuldigte sich für den Mord an Konrad von Montferrat, und Heinrich hatte keine Probleme, diese Entschuldigung anzunehmen. Um seine absolute Macht zu demonstrieren, schickte der neue „Alte vom Berg“ zwei seiner Fedayin auf die Zinne des Burgfriedes, von wo

sie, ohne zu zögern, auf Befehl ihres Meisters in den Tod sprangen.

Unmittelbar nach der Hochzeit zog Heinrich längs der Küste nach Süden und vereinigte sein Heer mit Richards Truppen vor Askalon. Sie eroberten die letzte muslimische Festung Doron. Richard blieb seinem Ruf als gnadenloser Eroberer treu und ließ die Überlebenden massakrieren. Nach ergebnislosen Streifzügen im Hügelland eroberte er Jaffa zurück, das für kurze Zeit in die Hände Saladins gefallen war.

Krieg in seinen französischen Besitzungen und sein treuloser Bruder John verlangten schließlich seine Rückkehr. Richard und Saladin schlossen einen dreijährigen Waffenstillstand ab. Der Küstenstreifen von Tyrus bis Jaffa blieb in der Hand der Kreuzfahrer, Askalon musste an Saladin übergeben werden. Im Landesinneren verblieben die großen Festungen Margat und der Crac des Chevaliers unter fränkischer Herrschaft. Im Oktober 1192 verließ Richard das heilige Land. Als er unterwegs Schiffbruch erlitt und in die Hände Leopolds von Österreich geriet, rächte sich sein aufbrausendes Temperament, durch das er den Österreicher vor Akkon beleidigt hatte. Richard Löwenherz kam auf dem Trifels in der Pfalz in Ehrenhaft des deutschen Kaisers Heinrich VI., der ihn nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freiließ. Es ist von Interesse, dass auf dem Reichstag zu Speyer eine der Anklagen, die gegen Richard erhoben wurden, die Anstiftung der Ermordung des Markgrafen Konrad durch die Assassinen war. Im März 1193 kehrte er nach England zurück, im gleichen Jahr und Monat starb Saladin im Alter von 54 Jahren. Im April 1199 starb Richard so, wie er sein ganzes Leben geführt hatte: Bei der Belagerung einer Burg des unbotmäßigen Grafen von Limoges wurde er durch einen Pfeilschuss tödlich verletzt. Er wurde 42 Jahre alt.

Die Einheit zerfällt

Nach Saladins Tod war das muslimische Großreich unter seinen Söhnen und seinem Bruder, Malik Al Adil, aufgeteilt worden, die bei weitem nicht über das charismatische Führungsvermögen Saladins verfügten. Diese Schwäche im muslimi-

schen Großreich führte in Europa und namentlich in Deutschland zu einer neuen Kreuzzugsbegeisterung, doch die Kreuzzüge der Deutschen standen unter einem unglücklichen Stern. Kaiser Heinrich VI. hatte das Kreuz genommen, starb aber 1197 mitten in den letzten Vorbereitungen in Messina am Fieber. Unter der Führung des Herzogs von Brabant, Heinrich, erreichte ein kläglicher Rest des deutschen Heeres die Küste und konnte im Raum Beirut ein paar kleinere Rückeroberungen sichern.

Im 4. Kreuzzug (1202-1204), der es nicht verdient, als solcher bezeichnet zu werden, offenbarten sich zwei Dinge: Die grenzenlose Profitgier der Kriegsgewinnler Genua, Pisa und Venedig und der Hass der Lateiner auf die Byzantiner, denen sie Verrat an der Sache vorwerfen. So endet denn der Beutezug der Lateiner mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels sowie der Errichtung des Lateinischen Kaiserreiches, das sich bis 1261 halten konnte.

In Outremer aber nutzten die fränkischen Herren die Schwäche des auseinander bröckelnden Ayju-biden-Reiches für einen ergebnislosen Feldzug nach Ägypten (1217-1221), der im Schlamm der Nilkanäle vor Damiette stecken blieb. Was mit Feldherrnglück nicht erreicht werden konnte, gelang dem von Papst Gregor IX. gebannten Staufer, Friedrich II. während des 5. Kreuzzuges (1228-1229). Mit diplomatischem Geschick gewann er Jerusalem, Bethlehem, Lydda, Ramla, Emmaus, große Teile Galiläas, Sidon und Akkon durch einen Vertrag mit dem Saladin-Enkel, Malik Al Kamil, zurück. Der Tempelberg verblieb in der Obhut der Muslime, und die Christen verzichteten auf eine Eroberung Ägyptens. Aufgrund seiner Heirat mit Isabella, der Tochter von Johann von Brienne und der Königin Maria von Montferrat, erhebt Friedrich Ansprüche auf die Krone des Königreiches und krönt sich am 17. März 1229 in der Heiligen Grabeskirche selbst zum König, nachdem sich der hohe Klerus nicht in der Lage sah, den gebannten Kaiser zu krönen. Einen Tag später verließ Friedrich die Stadt. Der Papst aber belegte die Heilige Stadt mit dem Interdikt³⁴ und forderte in Briefen die Tempeler, Johanniter und den Sultan

auf, Friedrich zu vernichten.

Während das Ajjubiden-Reich auseinander fiel und die lateinischen Feudalherren untereinander stritten, zeichnete sich im Osten eine neue Gefahr ab. Unter dem Druck der mongolischen Invasion hatten sich türkische Chorasanen-Stämme in Bewegung gesetzt und waren im Zweistromland und in Groß-Syrien eingefallen. Jerusalem ging im Jahre 1244 in einer Mordorgie der Chorasanen endgültig für die Christenheit verloren. Die Grabeskirche wurde in Brand gesteckt und die Königsgräber geschändet. Es hat allen Anschein, dass der ägyptische Sultan, As Salih Ajjub, der mit seinem Onkel, As Salih Ismail, dem Herrscher von Damaskus im Streit lag, der eigentliche Anstifter war.

Als Folge des Falls von Jerusalem kam es zu einer „widernatürlichen“ Koalition zwischen den fränkischen Feudalherren und dem Sultan von Damaskus, die nunmehr, als es schon zu spät war, die Gefahren der chorasanisch-ägyptischen Allianz erkannt hatten. Bei La Forbie in der Nähe von Gaza kommt es 1244 zum Treffen. Das fränkisch-damaszenische Heer wird vernichtend geschlagen. Für die Christen waren die Verluste höher als bei Hattin, und La Forbie nahm jeden Gedanken an künftige offensive Operationen.

In dieser Zeit hören wir wenig von den Assassinen, und es scheint, dass der Höhepunkt der Macht des Ordens in Syrien nach Sinans Tod überschritten worden war. Im persischen Mutterland begeht die Sekte den Fehler und ermordet einen von Dschingis Khans Söhnen. Der Enkel des Groß-Khans, Hülagü, schwor Rache. Zwischen 1253 und 1260 eroberte er systematisch die Assassinen-Stützpunkte, wobei der letzte Großmeister, Rukn Ad Din, kaum Widerstand leistete. Im Jahre 1260 fiel das Hauptquartier des Ordens, Alamut. Eine unwiederbringliche Bibliothek anti-dogmatischer Schriften ging verloren, 12.000 Angehörige der Sekte werden niedergemacht³⁵⁾.

Der Heilige König

Mit König Ludwig IX. von Frankreich (1226-1270) tritt im Heiligen Land letztmalig ein regierender Monarch auf den Plan, der uns in seinem Charakterbild viele Rätsel auf-

gibt. Von seiner Mutter, Blanca von Kastilien, hatte er offensichtlich seinen Hang zur Frömmerei geerbt, die ihn zu einem eifrigen Sammler dubioser Reliquien machte, die er in der Saint Chapelle in Paris aufbewahrte. Seine militärischen Erfahrungen beschränkten sich auf den Schlußakt in den Katharerriegen, als er 1244 die Burg Montségur in Schutt und Asche legte und die „Reinen“ auf den Scheiterhaufen schickte³⁶⁾. Es scheint, als ob der König Jerusalem und das heilige Grab als Reliquie betrachtete, die es zu befreien galt und die er der Christenheit zurückgeben würde.

Im September 1248 landete Ludwig mit einem Heer von 20.000 Mann in Zypern, knüpft Verbindungen zum Neffen Dschingis Khans, Gujuk Khan, hofft, die Mongolen zum Christentum zu bekehren und sie als Verbündete gegen die verhassten Muslime zu gewinnen. Ludwig war von der fixen Idee besessen, dass Jerusalem nur über die Vernichtung der Ajjubiden in Ägypten zurückgewonnen werden könne. So segelte er im Mai 1249 nach Damiette, das die Truppen des Sultans Salih Ajjub aufgegeben hatten. Als der König sich schließlich entschloss, Kairo anzugreifen, hatte die Sommerhitze im Nildelta dem Heer so zugesetzt, dass es kaum noch einsatzbereit war. Vor Mansura kam der Vormarsch ins Stocken. Der neue Oberbefehlshaber des Sultans, Baibars, hatte die Kanäle zwischen Damiette und Mansura besetzt und den König vom Seenachschub abgeschnitten. Ruhr, Typhus und Malaria besorgten den Rest. Das Heer zerfiel, und Ludwig IX. geriet in die Gefangenschaft des neuen Sultans Turan Shah. Gegen die Rückgabe von Damiette und hohes Lösegeld kam der König frei und kehrte im Mai 1250 nach Akkon zurück. Auch wenn der König persönlich tapfer war, so war doch die Katastrophe von Mansura ausschließlich seinen mangelhaften taktischen Fähigkeiten und dem Unvermögen, strategisch zu denken, anzulasten.

Bevor der König Akkon verließ und in seine vom Krieg mit England bedrohte Heimat zurückkehrte, ereignete sich eine unheimliche Begegnung mit den Assassinen. Jean de Joinville, Seneschall der Champagne

und Chronist des Kreuzzuges Ludwig IX. berichtet von einer Gesandtschaft des Meisters der Sekte, Nadshm Ad Din, die der König in Akkon empfing³⁷⁾. Dem Führer der Gesandtschaft folgten zwei Fedayin. Einer trug ein Messer, in dessen Griff zwei weitere Klingen steckten. Der zweite Mann trug ein Leichentuch. Die Warnung des „Alten vom Berg“ war unmissverständlich. Wer sich nicht mit ihm arrangierte, war vom Tode bedroht. Überhaupt scheint der Meister ein Freund schauriger Rituale gewesen zu sein. Bei offiziellen Auftritten ließ er eine Axt vor sich hertragen, in deren Griff die Messer steckten, mit denen Fürsten und Emire ermordet wurden. Während der Audienz in Akkon trat der Botschafter überaus impertinent auf und beschwerte sich, dass der König seinem Herrn noch keine Geschenke gesandt habe, da doch selbst der Kaiser von Deutschland und der ägyptische Sultan dies nicht versäumten. Im Übrigen verlangte er die Freistellung von den Tributen, die der Meister den Johannitern und Templern zu leisten habe. Der Botschafter wiederholte des anderen Tages nochmals in Gegenwart des Großmeisters des Tempels und des Hospitals seine Forderung. Diesen beiden war die diplomatische Sprache des Königs eher fremd, und sie drohten der Gesandtschaft, man werde sie ins Meer werfen, falls sie sich nicht einer anderen Sprache befleißigen würde. Die Gesandtschaft kehrte nach Misyaf zurück. Nach zwei Wochen erschien sie wieder und brachte ein Hemd des Sheikhs und einen Ring, was in ihrer Symbolik soviel bedeutete wie Nähe und Verbundenheit des „Alten vom Berg“ zum französischen König. Ludwig dankte mit kostbaren Gegenständen.

Der Austausch von Gesandtschaften an sich war seit dem Auftreten der Sekte nichts Ungewöhnliches. Dies schloss auch die Zahlung von Tributeleistungen der Assassinen an die beiden Ritterorden mit ein und leider ist uns nichts über die Gegenleistungen überliefert. Die Beziehungen aber schienen solche Formen angenommen zu haben, dass Papst Gregor IX. 1236 dem Templer- und Johanniterorden mit der Exkommunikation drohte, wenn sie nicht davon abließen, mit der mörderischen Sek-

te Bündnisse einzugehen.

Ludwig IX. kehrte 1254 nach Frankreich zurück. Er war ein mäßiger Feldherr und ein frommer Mann. Sein Kreuzzug hatte nichts bewirkt. Bei der Belagerung von Tunis im Jahre 1270 raffte die Pest den König und den größten Teil seines Heeres dahin. Er wurde in St. Denis bei Paris beigesetzt und bereits 1297 kanonisiert.

Der Verlust des Heiligen Landes

In den Schlachten bei La Forbie (1244) und Al Mansura (1250) hatte sich ein Mamelukken-General namens Baibars Al Bundukdari hervor getan, der sich durch große Kühnheit, aber auch rücksichtslose Brutalität einen Namen gemacht hatte³⁸⁾. Baibars diente sich als ehemaliger Militärsklave durch die Ränge, hatte den letzten ayjubidischen Sultan Turan Shah und den ersten mamelukischen Sultan Al Kutuz eigenhändig umgebracht und sich nach einem glänzenden Sieg über die Mongolen bei Ain Dschalut 1260 selbst zum Sultan aufgeworfen. Baibars war ein extrem orthodox – sunnitischer Fundamentalist, der sein Heer mit eiserner Disziplin zusammenhielt. In wenigen Jahren eroberte er Galiläa und die Küstenstädte im Süden mit Ausnahme von Jaffa und Akkon, während einer seiner Emire namens Qalawun das Königreich Klein-Armenien verheerte, bis er von einem mongolisch-christlichen Heer(!) verjagt wurde. Seine Angriffe auf Antiochia (1266) und Akkon (1267) wurden vorerst zurückgeworfen. Jaffa fiel 1268, im gleichen Jahr zerstörte er Antiochia, die Stadt, in der die Nazarener erstmals Christen genannt wurden. Das einstmal blühende Fürstentum war ausgelöscht. Baibars ging mit äußerster Grausamkeit vor, in aller Regel wurden die Besatzungen und die Bevölkerung massakriert. Im Landesinneren hatte er den Templern die Burgen Safed (1266), Beaufort (1268) und Castel Blanc (1270) entrissen, und kurze Zeit später kapitulierte die Johanniter-Festung Crac des Chevaliers (1271). Im gleichen Jahr zerstörte er die Deutschordensburg Montfort. Während Baibars Herrschaft geriet der Assassinen-Orden mehr und mehr in die Abhängigkeit des Sultans. Dies ging so weit, dass er dem amtierenden Meister, Nadshm Ed Din, einen Aufpasser namens

Sarem Ed Din Mubarak beigab, die Festung Misyaf eroberte und sie durch einen eigenen Emir verwalten ließ. Die Sekte erniedrigte sich sogar so weit, dass sie – erstmalig seit ihrer Gründung – einen sunnitischen Sultan in der Frage der lästigen Tributzahlungen an die Templer und Johanniter um Hilfe baten, was Baibars auf seine Art löste: Fortan sandten die Assassinen ihre Zahlungen nach Kairo und Damaskus und nannten sich „Skaven des Sultans“³⁹⁾. So richteten sich die Terrorakte der Sekte auch nicht mehr in erster Linie gegen die sunnitischen Machthaber. Im Auftrage Baibars ermordeten sie 1268 Philipp von Montfort, einen angesehenen Ratgeber des jungen Königs von Zypern und Jerusalem Hugo III., der nach der schändlichen Ermordung des letzten Staufers Konradin (1254-1268) durch Karl von Anjou das Restkönigreich für sich beanspruchte.

Ein ähnlicher Zwischenfall ereignete sich 1272, als ein als christlicher Pilger verkleideter Assassine versuchte, den Prinzen von England, den späteren König Eduard III. in Akkon zu ermorden. Eduard hatte die Übergabe der Stadt an Baibars durch die treulosen Einwohner vereitelt und den Venetianern, die dem Feind Waffen und Lebensmittel lieferten, ihre dubiosen Geschäfte verdorben. Außerdem nutzte Eduard die Abwesenheit Baibars, der in Ägypten für die vor Zypern verlorene Flotte Ersatz bauen ließ, für ein Hilfeseuchen an die im oberen Euphrat-Gebiet streifenden Mongolen. Diese ließen sich nicht zweimal bitten und drangen in Syrien ein. Baibars beschloss, den lästigen Prinzen loszuwerden und befahl dessen Ermordung. Dies war eines der wenigen Attentate, das den Assassinen misslang. Der Prinz trug zwar Verwundungen am Arm und im Gesicht davon, war aber in der Lage, seinen Angreifer zu töten.

Baibars aber hätte es besser wissen müssen. Trotz aller Ergebnissadressen und Kriechereien war den Assassinen nicht zu trauen. So war es nicht verwunderlich, dass der von ihnen eingesetzte Aufpasser, Sarem Ed Din Mubarak, selbst nach der Macht griff und Baibars Statthalter in Misyaf vertrieb. Baibars setzte den unbotmäßigen Vasallen in Haft, und der „Alte vom Berg“ bot dem Sultan die Übergabe seiner Burgen

an. Er hatte aber die Rechnung ohne seinen Sohn, Shams Ed Din, gemacht. Dieser rief zum Widerstand gegen Vater und Sultan auf, freilich ohne noch viel Wiederhall zu finden. Nach und nach ergaben sich die Festungen des Ordens oder wurden erobert. Die türkisch-sunnitischen Machthaber, die eine andere Qualität darstellten als die verweichlichten arabisch-sunnitischen Kalifen in Bagdad, hatten letztlich gesiegt. Die fränkischen Feudalstaaten waren bis auf kleine Stützpunkte an der Küste liquidiert worden. Die Zeit, in der der Assassinen-Orden einen Machtfaktor zwischen den Fronten darstellte, war endgültig vorüber.

Baibars selbst erlag 1277 einem Giftanschlag, und sein unfähiger Sohn, Malik As Said, war nicht in der Lage, das Reich zusammenzuhalten. In Ägypten ergriff General Qalawun die Macht, während der Emir Sankor Alashkar sich in Damaskus selbstständig machte. Auch diese letzte Chance innermuslimischer Uneinigkeit wurde von den Lateinern nicht ergriffen. Die Streitereien zwischen den Fürsten, den Ritterorden, der lateinischen und griechischen Geistlichkeit und den Handelsmächten Pisa, Genua und Venedig waren offensichtlich wichtiger als die Rettung der letzten Stützpunkte. Hugo III. von Lusignan, König von Zypern und Jerusalem, verlor seine Jerusalemer Krone an Karl von Anjou. Akkon erklärte sich für Karl, Tyrus und Beirut hielten Hugo die Treue, bis die sizilianische Partei Karls 1286 vertrieben wurde und Hugos jüngerer Bruder Heinrich II. König wurde.

Der Todeskampf des Königreiches sollte noch fünf Jahre andauern. Laodikea fiel 1287, und zwei Jahre später ergab sich Tripolis, das 180 Jahre ununterbrochen christliches Zentrum der Grafschaft war. Heinrichs Reich bestand nur noch aus den Städten Tyrus, Sidon, Beirut und Akkon. Im November 1290 rückte Qalawun mit einem mächtigen Heer gegen Akkon vor. Als er unerwartet starb, übernahm sein Sohn, Malik Al Ashraf Khalil, das Kommando. Akkon fiel am 18. Mai 1291 nach einer mörderischen Belagerung von sechs Wochen, während der die Ritterorden die Hauptlast der Verteidigung trugen. Der König entkam vorzeitig nach Zypern. Wer nicht fliehen konnte, wurde niedergemetzelt. In

den Folgetagen ergaben sich Tyrus, Sidon, Tartus und Beirut kampfflos.

Mit Hilfe des Mongolen-Khans, Ilkhan Ghasan, konnte eine Armeallianz aus Mongolen, Armeniern, Georgiern, Zyprioten und den Ritterorden nochmals für sechs Monate an der Küste und im Landesinneren Fuß fassen. Selbst die Heilige Stadt kam in den Besitz der Christen. Die Hilferufe nach Europa aber verhallten, die Zeit der Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Landes war vorbei. Die letzte Allianz löste sich auf, 1303 wurden die Resttruppen in der Ebene von Mardsch As Saffer südlich von Damaskus durch die Mameluken besiegt. Das Königreich Jerusalem war endgültig untergegangen.

Die Erben der Assassinen

Nach der Zerschlagung der Assassinen durch Sultan Baibars verliert sich die Spur der Sekte im Dunkeln. Zweifelsohne wurde ein Teil ihrer Angehörigen in der sunnitischen Mehrheit Syriens assimiliert. Ein anderer Teil der Sekte aber dürfte zu ihren Ursprüngen zurückgekehrt sein, zur Siebener-Shia der Ismailiten. Ein weiterer kleinerer Teil mag sich in der ebenfalls aus der Siebener-Shia abgeleiteten Sekte der Alawiten wieder finden.

Die Minderheit der Ismailiten umfasst heute in Syrien ca. 200.000 Gläubige, die ursprünglich in der Provinz Latakia im Ansariyah-Gebirge ansässig waren. Hier wird der geographische Bezug zum Orden der Assassinen deutlich. Unter dem osmanischen Sultan Abdul Hamid II. (1876-1909) erhielten sie fruchtbares Land in der Salamiyah Region bei Hama, wo die Mehrzahl heute noch lebt.

Sie huldigen einer esoterischen Ausrichtung der Shia, die sich auf den 7. Imam Ismail beruft. Die Imame sind göttlichen Ursprungs und werden in einer dualen Rolle verehrt: Der sichtbare Imam als Führer und Sprecher der Sekte, wie er sich heute in der Person des Agha Khan repräsentiert und der unsichtbare, stille Imam, dessen Identität den Gläubigen nicht bekannt ist und der als Mahdi⁴⁰ wiederkommen wird.

Die Alawiten machen ca. 10 – 12 Prozent der Gesamtbevölkerung Syriens aus. So leben heute gut eine Mil-

Die Hafenstadt Akko in Palästina wird 1191 von Kreuzfahrern erobert und bleibt für hundert Jahre Stützpunkt des Johanniterordens



lion Alawiten überwiegend in den ländlichen Gebieten der Provinz

Latakia. Das in Syrien herrschende Regime Al Assad gehört dieser Religionsgemeinschaft an. Die Sekte spaltete sich bereits 872 aus dem ismailitischen Zweig der Siebener-Shia ab. Sie ist eine esoterisch-synkretistische Religion, die überwiegend islamisch-shiitische Elemente, aber auch christliches und gnostisches Gedankengut verbindet. Kern des theologischen Gebäudes ist eine Art Trinität, in der Ali das Wesen der Wahrheit, Mohammed der Schleier der Wahrheit und Sulaiman Al Farzi das Tor zur Wahrheit darstellen. Das Wesen der Wahrheit, Ali, steht über allen anderen und genießt göttliche Verehrung.

Jesus wird als Prophet Isa und Miriam als dessen jungfräuliche Mutter besonders verehrt. Die heidnisch-gnostischen Elemente der Sekte werden in der Gleichsetzung Alis mit der Sonne, Mohammeds mit dem Mond und Sulaimans mit dem Himmel deutlich. Alle Menschen waren ursprünglich Sterne, die aber durch ihren Ungehorsam vom Firmament fielen. Gerechte Gläubige durchlaufen sieben Wiedergeburten, bis sie schließlich als Sterne ans Firmament zurückkehren, wo sie Ali als Himmlsherrscher empfängt.

Das Wissen um die Theologie der Alawiten gleicht einer Pyramide. Eine sehr kleine Zahl Auserwählter hütet die Geheimnisse und gibt diese in mehreren Stufen an ergebene Schüler weiter. Zur Basis der Pyramide hin wird das Wissen um die Religion immer geringer. Dies hat zur Folge, dass sich ein breiter Volksglaube entwickelte.

Nach dem Verständnis der Shia und ganz besonders aber dem der or-

thodoxen Sunna sind Ismailis und Alawiten wegen ihrer göttähnlichen Verehrung der Imame und Alis „Eiferer und Übertreiber“, die einer häretischen Randerscheinung der Shia anhängen.

Mit den Zielen der Terrororganisation des „Alten vom Berg“ haben Ismailis und Alawiten heute keinerlei Gemeinsamkeiten. Die gemeinsame Wurzel aber ist in der Siebener-Shia zu suchen.

Anmerkungen:

- 29) Peter Scholl-Latour, Lügen im Heiligen Land, Siedler Verlag 1998, Berlin, Seite 305-306
- 30) Otto Henne am Rhyn, Geschichte der Kreuzzüge, Phaidon Verlag Essen, Seite 199
- 31) Francesco Gabrieli, Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht, genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Verlag Augsburg 1999, Imad Ad Din 18-29
- 32) Francesco Gabrieli, Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht, genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Verlag Augsburg 1999, Ibn Al Atir XI, 338-368
- 33) Robert Payne, Die Kreuzzüge, Benzinger Verlag 1986, Köln-Zürich, Seite 397-398
- 34) Interdikt = Kirchenstrafe. Untersagt die Abhaltung von Gottesdiensten, Austeilung der Sakramente und kirchliche Ergebnisse.
- 35) Otto Henne am Rhyn, Geschichte der Kreuzzüge, Phaidon Verlag Essen, Seite 463
- 36) Katharer = Sekte in der Languedoc in Südfrankreich, die die irdische Welt für ein Werk des Teufels hielt. Das deutsche Wort „Ketzer“ leitet sich von den Katharern, den „Reinen“ ab.
- 37) Robert Payne, Die Kreuzzüge, Benzinger Verlag 1986, Köln-Zürich, Seite 560 ff.
- 38) Mameluken = turkmenische Militärsklaven aus den asiatischen Steppen
- 39) Otto Henne am Rhyn, Geschichte der Kreuzzüge, Phaidon Verlag, Seite 477
- 40) Mahdi = Erlöser, Messias

Fotos: Autor (3), Archiv (2)

50 JAHRE GEMEINSCHAFT DER KATHOLISCHEN MÄNNER DEUTSCHLANDS:

GKMD-Jubiläumstagung: „Eindrucksvolle Leistungsbilanz“

Eine „eindrucksvolle Bilanz“ ihrer jetzt 50-jährigen Arbeit hat der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Organisationen Deutschlands (AGKOD), Hubert Tintelott, der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (GKMD) bescheinigt. Bei der unter dem Motto „In der Kirche zu Hause – offen für die Gesellschaft“ stehenden Jubiläumstagung der GKMD gab Tintelott am 10. Mai in Fulda aber zu bedenken, für immer weniger Männer gelte, dass sie in der Kirche zu Hause seien.

Die große Herausforderung der GKMD für die Zukunft liegt nach seiner Auffassung darin, neue Wege und Methoden der Arbeit mit und für Männer zu finden. Der AGKOD-Vorsitzende betonte, die GKMD müsse einerseits ein Informationszentrum sein, wo Erkenntnisse über die Situation des Mannes, seine Rolle und seine Bedürfnisse gesammelt würden, wo aber auch innovative Konzepte erdacht und ersteilt würden für eine erfolgreiche Männerarbeit in der Kirche (Vortrag s.S. 93-98).

Weihbischof Schick: Viel für das Engagement von Männern getan

In einem Gottesdienst im Rahmen der GKMD-Tagung sagte der Fuldaer Weihbischof Ludwig Schick, die Gemeinschaft der Katholischen Männer und die Männerseelsorge müssten daran mitwirken, dass die Kirche ein Zuhause sei für Männer oder es wieder und immer mehr werde. Schick, der Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Männerseelsorge ist, bescheinigte der GKMD, sie habe in den 50 Jahren durch Initiativen, Anregungen, Arbeitsmaterialien, Zusammenkünfte und Tagungen viel für die Förderung des Glaubens, der religiösen Praxis, der Spiritualität und des kirchlichen und gesellschaftlichen Engagements von Männern in Deutschland getan. Schick wörtlich: „Glaubende, hoffende, Gott und den Nächsten liebende Männer, die fest

auf dem Boden des Christentums und der Kirche stehen, sind und werden wesentliche und wichtige Akteure im kirchlichen und gesellschaftlichen Leben sein.“ - Auf Vorschlag des damaligen Leiters der Fuldaer Hauptstelle für Männerseelsorge und Män-

nerarbeit, Prälat Caspar Schulte, hatten sich bei einer Konferenz vom 9. bis 11. Juni 1951 in Fulda die Diözesanstelle für Männerseelsorge, die Männerwerke und Standesorganisationen zur GKMD zusammenschlossen. (KNA)

Positionspapier der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands

Die Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (GKMD) ist der Zusammenschluss der Träger der katholischen Männerseelsorge und Männerarbeit der deutschen Diözesen und der überdiözesanen Verbände und Zusammenschlüsse. Sie fördert und unterstützt die diözesane und verbandliche Männerseelsorge und Männerarbeit. Die Veränderungen der Lebensverhältnisse von Männern heute bringen dabei für die GKMD neue Herausforderungen und Aufgaben in Kirche und Gesellschaft mit sich.

In der Kirche zuhause

1. Die GKMD will den Männern Zugänge zur befreienden Botschaft des Evangeliums ermöglichen und dazu beitragen, dass Männer die Gemeinschaft in der Kirche für sich als Bereicherung erfahren.
2. Die GKMD fördert eine Männerarbeit, die Männer zur ganzheitlichen Entfaltung ihres Mannseins ermutigt
3. Die GKMD setzt sich für ein partnerschaftliches und gleichberechtigtes Miteinander von Frauen und Männern in der Kirche ein. Dafür sucht sie gezielt den Austausch und das Gespräch mit den katholischen Frauenverbänden.
4. Die GKMD arbeitet eng mit der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen. Sie fördert damit den ökumenischen Dialog.
5. Die GKMD knüpft als Mitglied der internationalen Vereinigung Katholischer Männer UNUM OMNES Kontakte mit katholischen Männerorganisationen in aller Welt.

Offen für die Gesellschaft

1. Die GKMD versteht sich als Anwalt der Männer und bringt deren Anliegen in die öffentliche Diskussion ein.
2. Die GKMD ermutigt katholische Männer dazu, sich in Gesellschaft und Staat zu engagieren.
3. Die GKMD tritt ein für eine Geschlechterpolitik, die dafür sorgt, dass die Gleichberechtigung von Frauen und Männern im Alltag umgesetzt wird. Sie will dies partnerschaftlich mit den Frauen verwirklichen.
4. Die GKMD unterstützt eine Familien-, Arbeits- und Sozialpolitik, die Chancengleichheit, Wahlmöglichkeiten und partnerschaftliche Aufgabenteilung in allen Lebensbereichen fördert und zugleich am Wohl der Kinder und Familien orientiert ist.
5. Die GKMD sucht die Zusammenarbeit mit den Organisationen, Gruppen und Initiativen, die sich in und außerhalb der Kirche für die Würde des Menschen, für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einsetzen.

Fulda, 11.05.2001

50 JAHRE GEMEINSCHAFT DER KATHOLISCHEN MÄNNER DEUTSCHLANDS:

In der Kirche Zuhause – offen für die Welt

HUBERT TINTELOTT

Das Jubiläum eines Verbandes, einer Institution ist immer wieder ein Anlass, um mit Dankbarkeit und Stolz auf das zurück zu blicken, was in der bisherigen Geschichte der Organisation geleistet wurde. Auch die Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands kann mit Recht voller Stolz auf die eigene Geschichte schauen und eine eindrucksvolle Leistungsbilanz der Arbeit der letzten fünf Jahrzehnte vorlegen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands sehr herzlich zu ihrem Jubiläum und zu dieser stolzen Leistungsbilanz zu gratulieren und all den Verantwortlichen und Führungskräften, aber auch allen Mitgliedern in den einzelnen Mitgliedsverbänden ein ganz herzliches Wort des Dankes zu sagen.

Doch man hat mir heute Vormittag nicht die Aufgabe gestellt, einen Blick in die Geschichte der Gemeinschaft zu werfen und die wesentlichen Stationen der Arbeit noch einmal aufleuchten zu lassen und in Erinnerung zu rufen, sondern ich soll einen Blick in die Zukunft richten, Einschätzungen und Erwartungen an die Arbeit der Gemeinschaft der katholischen Männer für die Zukunft formulieren. Verständlicherweise ist ein Blick in die Zukunft immer schwierig und mit vielen Unsicherheiten behaftet, und gerade mit Blick auf das gestellte Thema: In der Kirche Zuhause – offen für die Welt – wird dies noch viel schwieriger. Wer möchte nicht gerne einem Jubilar, eine glänzende Zukunft prophezeien, eine Zukunft voller Verheißungsvoller neuer Aussichten und Möglichkeiten. Doch der erste Blick auf die Gegenwart macht dies im Hinblick auf das gestellte Thema sehr schwierig. Man muss gar nicht erst auf statistische Erhebungen zurückgreifen, man muss gar nicht erst religionssoziologische Untersuchungen zu Rate ziehen, um sofort zu sehen, dass in den letzten Jahrzehnten bis zum heutigen Tag für immer weniger Männer die Aussage gilt, dass sie in der Kirche zu Hause sind. Nach der

Studie von Paul M. Zulehner von 1998 „Männer im Aufbruch“ geben gerade einmal 3 % der Männer eine aktive Teilnahme am Leben der Kirche an. Da dies eine Durchschnittszahl ist und die Studie bei jüngeren Männern eine noch geringere Kirchenbindung ausweist, liegt die Prozentzahl der aktiven jungen Männer wohl noch unter diesen 3 %.

Wenn, wie im Titel des Referats angedeutet unser Leitbild die Beheimatung in der Kirche die Voraussetzung für das Handeln katholischer Männer in der Welt ist, dann ist dies von einer solchen Basis aus natürlich eine doppelte Herausforderung. Doch nicht so sehr der Männerarbeit wie eher den katholischen Männerverbänden und damit einem der tragenden Pfeiler der Gemeinschaft der katholischen Männer droht eine weitere Gefahr oder vielleicht besser, stellt sich eine weitere Herausforderung: Die ständig nachlassende Bereitschaft von Menschen und vor allem auch von Männern sich zu organisieren, sich fest in Vereine oder Verbände einzubinden. Dieses Erkenntnis ist ganz unabhängig von unserem Anspruch gleichzeitig auch noch katholische Organisationen aufbauen oder festigen zu wollen. Die Menschen ziehen heute zeitlich begrenztes Engagement in verschiedenen Feldern des gesellschaftlichen Lebens einem möglicherweise lebenslangen oder doch zumindestens über einen längeren Zeitraum hin angelegten Engagement in einer Organisation oder in einem Verband vor. Wir werden also in der Zukunft auch angesichts der Altersstruktur der Mitglieder in den katholischen Verbänden mit zurückgehenden Zahlen rechnen müssen.

Also schlechte Aussichten für die Arbeit der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands? Eher eine düstere Zukunft, die man voraussagen muss? Eher Zukunftsaussichten, die uns schon in der Gegenwart resignieren lassen? Ich denke, eher das Gegenteil ist der Fall. In der Satzung der GKMD ist als erste Aufgabe die Förderung der Männer-

seelsorge und der Männerarbeit in den Diözesen, Verbänden und Zusammenschlüssen beschrieben. Wer wollte bezweifeln, dass angesichts der soziologischen Analyse der Gegenwart diese Aufgabe gerade heute von besonderer Dringlichkeit ist. Liegt nicht gerade hier die große Herausforderung der GKMD für die Zukunft, neue Wege und Methoden der Arbeit mit und für Männer zu finden?

Katholische Männerarbeit und Männerseelsorge vor wachsender Bedeutung

Ein Blick in die Mitgliederliste der GKMD könnte jedoch auch die Frage aufkommen lassen; Brauchen wir eigentlich noch eine katholische Männerarbeit? Die Mehrzahl der Mitgliederorganisationen der GKMD haben sich in den letzten Jahrzehnten ja mehr und mehr aus reinen Männerorganisationen zu geschlechtsübergreifenden katholischen Sozialverbänden oder katholischen Standsorganisationen entwickelt. Die Zahl der reinen Männerverbände nimmt immer weiter ab. Deutet dies nicht darauf hin, dass katholische Männerarbeit heute eigentlich eher darauf abzielen müsste, ihren Beitrag für ein partnerschaftliches Miteinander von Männern und Frauen in Kirche und Gesellschaft zu leisten, Formen und Wege dieses partnerschaftlichen Miteinanders zu betonen und zu praktizieren? So richtig diese Überlegung ist, so ist sie aus meiner Sicht doch zu kurz gesprungen. Vielleicht brauchen wir gerade heute wieder eine katholische Männerarbeit, die die Situation des Mannes stärker in den Blick nimmt "Männer im Aufwind" hat Zulehner seine schon erwähnte Studie genannt. Ausgangspunkt dieses prognostizierten Aufbruchs ist eine starke Verunsicherung des Mannes in der heutigen Gesellschaft. Wir alle haben in den letzten Jahrzehnten einen rasanten Wandel von einer mehr männerzentrierten patriarchalischen Gesellschaft hin zu einer Gesellschaft

erlebt, in der Männer und Frauen die gleichen Chancen und Rechte haben und haben sollen. Wir haben einen rasanten Wandel der Rolle der Frau erlebt, der natürlich nicht ohne Konsequenzen für das Rollenbild des Mannes bleiben kann. Das Rollenbild des Mannes, seine Position in Kirche und Gesellschaft ist einem rasanten Wandel unterworfen und wer ist da noch überrascht, wenn es angesichts eines so rasanten Wandels auch eine breite Verunsicherung gibt, eine gewisse Hilflosigkeit beim Finden der neuen Rolle.

Doch nicht nur die wesentlich durch die Frauenbewegung mitbewirkten gesellschaftlichen Veränderungen bringen eine gewisse Unsicherheit über die eigene Position des Mannes mit sich, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse und Veränderungen stellen große Herausforderungen. Konnte man vor etwa zwei Jahrzehnten noch davon ausgehen, dass man bei dem Eintritt in die Arbeitswelt, bei der Berufswahl vor einer Langzeitperspektive stand, dass man auf der Basis einer relativ gesicherten Position in der Arbeitswelt sein Leben aufbauen und langfristig gestalten konnte, so hat der rasante Wandel in der Arbeitswelt heute diese Sicherheit in den meisten Berufs- und Arbeitsfeldern zerstört. Eine berufliche Karriere ist viel schwerer vorherzuplanen, sie verlangt eine viel größere Flexibilität und auch Mobilität als früher, sie ist viel häufiger durch Brüche bestimmt und erschwert damit die Lebensplanung. Diese Unsicherheit in der Arbeitswelt wirkt natürlich auch in andere Lebensbereiche zurück. Der Mann als alleiniger Ernährer der Familie, der Garant der wirtschaftlichen Stabilität der Familie ist immer weniger ein lebbares Leitbild in unserer Zeit. Was dies für das Selbstverständnis des Mannes bedeutet, muss angesichts der zentralen Bedeutung der Erwerbsarbeit für das Selbstbild des Mannes nicht näher beschrieben werden. Dies ist eine weitere Herausforderung für die Arbeit mit Männern.

Allein diese beiden Beispiele mögen zeigen, dass gerade in einer Zeit, wo sich für den Mann so viel verändert, wo viele als sicher geltende Orientierungspunkte unklar werden, der Mann eigentlich Hilfestel-

lungen braucht, um diesen Wandel auch bewältigen zu können, um seine neue Rolle und seinen Platz in der Gesellschaft finden zu können. Männerseelsorge und Männerarbeit ist in einer Zeit des so tiefgreifenden Wandels des männlichen Rollenbildes und des männlichen Selbstverständnisses von besonderer Dringlichkeit, wenn katholische Männerarbeit den Anspruch erhebt, den Männern auch ein Stück weit Lebenshilfe und Orientierung anbieten zu wollen, ein Stück weit Heimat zu bieten.

Die Gemeinschaft der katholischen Männer als Innovationszentrum für Männerarbeit

Wenn die Analyse stimmt, dass die Männer angesichts des rasanten Wandels in der Gesellschaft und einer starken Veränderung ihres Rollenbildens ganz konkrete und auf ihre Situation bezogene Angebote brauchen, dann stellt sich natürlich gleich die Frage, wer denn solche Angebote konzipieren kann. Wer bemüht sich intensiv um eine Analyse der Situation des Mannes? Wer zieht aus diesen Analysen die notwendigen Konsequenzen? Wer bietet möglicherweise neue Formen der Arbeit mit und für Männer an? Wer hat die Kompetenz wissenschaftliche Erkenntnisse und praktische Arbeit zusammenzubringen? Ein Blick auf die Mitgliedsorganisationen der GKMD zeigt, wie schon erwähnt eher Verbände mit gemischt geschlechtlicher Zusammensetzung. Kann man erwarten, dass aus Verbänden, die eher auf das partnerschaftliche Miteinander der Geschlechter setzen und deshalb in besonderer Weise auch die Mitgliedschaft von Ehepartnern anstreben, neue Formen der Männerarbeit kommen? Kann man erwarten, dass von diesen Organisationen innovative Konzepte entwickelt werden, die Männer in ihrer besonderen Lebenssituation, mit ihren besonderen Interessen ansprechen? Oder ist die partnerschaftliche Ansprache vielleicht sogar die neue Form der Ansprache der Männer, da in unserer anonymisierten und mobilen Gesellschaft der familiäre Lebensraum das Obdach für die Seele ist wie es Brigitte und Peter L. Berger beschreiben? Viele offene Fragen.

Doch wenn man in die Studie von Prof. Zulehner und Rainer Völz blickt "Männer im Aufbruch", dann zeigen sich doch Entwicklungen, die es nahe legen, neben aller Berechtigung und Notwendigkeit einer zwischen den Geschlechtern partnerschaftlich angelegten Arbeit auch eine spezielle Mannesarbeit in den Blick zu nehmen. Wie die Studien beweisen, gibt es Ansätze einer neuen Männerbewegung, es gibt wie in der Studie beschrieben, vier voneinander unterscheidbare Männergruppen, die traditionellen, die pragmatischen und die neuen Männer, aber eben auch eine vierte und nicht gerade kleine Gruppe von unsicheren Männern. Darüber hinaus gibt es und dies sollte nicht unbeachtet bleiben, gerade bei Männern unter 30 wieder eine wachsende Zahl von Männern, die zu traditionellen Verhältnismustern neigen. Paul M. Zulehner lässt in seiner Analyse noch offen, ob sich hier ein "rückwärts gewandter Zeitgeist" niederschlägt, oder ob dies nicht ein deutliches Kennzeichen dafür ist, dass das moderne Leben unsere Ressourcen in psychischer, physischer und biologischer Hinsicht übersteigt. Es gibt einen weiteren Grund der es nahe legen sollte, auch in der Kirche wieder verstärkt über eine reine Männerarbeit nachzudenken, denn auch die sogenannten Männerforscher wie beispielsweise Walter Hollstein weisen nach, dass sich Männlichkeit nur dann entwickeln kann, wenn sie sich von der Weiblichkeit abgrenzt. „Männlichkeit muss erworben werden, und dieser Erwerb gelingt nur als eigene männliche Unternehmung in der Ablösung von der Mütterlichkeit/Weiblichkeit“ (Walter Hollstein). Männlichkeit bleibt aber ein weiterhin anzustrebendes Ziel. – Denn volles Menschsein setzt Männlichkeit und Weiblichkeit voraus, die wie es R. Badinter formuliert: Die Komplementarität der Geschlechter setzt Verschiedenheit voraus.

Angesichts all dieser ablaufenden Prozesse und Einsichten ist, glaube ich, sehr deutlich, dass es eine Institution braucht, die diese Entwicklungen aufmerksam verfolgt, die am Puls der Zeit ist, die wissenschaftliche Erkenntnisse in diesem Bereich aufgreift und für die konkrete Arbeit in der Kirche und in katho-

lischen Verbänden nutzbar macht. Diese Institution kann nach Lage der Dinge nur die Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands sein. Die GKMD hätte aus meiner Sicht nicht nur die wichtige und unverzichtbare Aufgabe für die Männerseelsorge, für eine katholische Männerarbeit die Zeichen der Zeit zu erkennen, sondern diese Zeichen der Zeit auch in die Diözesen, in die Verbände hinein zu vermitteln. Die GKMD muss einerseits ein Informationszentrum sein, wo Erkenntnisse über die Situation des Mannes, seine Rolle und seine Bedürfnisse gesammelt werden, wo aber auch andererseits innovativ neue Konzepte erdacht und konzipiert werden, mit welchen Arbeitsformen oder mit welchen Themen heute Männerarbeit in der Kirche erfolgreich betrieben werden kann. Die GKMD also verstanden als ein Innovationszentrum für katholische Männerarbeit.

Die Bedeutung katholischer Verbände für eine katholische Männerarbeit

Wer einen Blick in die Zukunft wirft, muss natürlich auch danach fragen, welche Rolle katholische Verbände in einem zukünftigen Konzept katholischer Männerarbeit spielen können, sollen und müssen. Ein Blick auf die aktuellen Zahlen und Entwicklungen bei den katholischen Verbänden muss uns dabei eigentlich ganz bescheiden machen. Nach der Zulehnerstudie sind 2 % der Männer in einem kirchlichen Verein, und wenn wir uns die Entwicklung in den katholischen Verbänden anschauen, dann sind diese Männer auch mehrheitlich schon in einem höheren Lebensalter. Der augenblickliche Zeitgeist, das ausgeprägte individualistische Verhalten der Menschen steht einer Einbindung in feste Organisationsstrukturen entgegen. Dies gilt nicht nur für den kirchlichen Bereich, sondern dies ist eine allgemeine Beobachtung. Die Menschen gehen heute nicht mehr so ohne weiteres in einen Sportverein um Sport zu betreiben, sondern sie gehen lieber ins Fitness-Studio, wo sie ganz nach ihrer eigenen Zeitplanung, zwar in Gemeinschaft, doch ohne feste Verpflichtung sich sportlich betätigen können. Heute ist

nicht mehr die Einbindung in feste verbandliche Strukturen im Trend, sondern die Einordnung in eine Szene. Die funktionelle gesellschaftliche Differenzierung wirkt bis in den Freizeitraum hinein. Gefragt sind heute Formen der Gestaltung, in der jedes Individuum Nähe und Distanz selbst bestimmen kann. Man sucht nach Gemeinschaft, wo man einerseits ganz selbst sein kann, doch nicht allein sein muss. Bedeutet dies, dass das Modell katholischer Verbandsarbeit überholt ist, nicht mehr zeitgemäß? Ich bin der festen Überzeugung, dass dies ein Kurzschluss ist. Ohne Zweifel muss katholische Männerarbeit heute auch neue Formen finden, andere Formen als die Arbeit in fest gefügten und gut organisierten Verbänden, doch dies bedeutet nicht, dass die Verbände keinen Platz mehr hätten in einem zukünftigen Konzept katholischer Männerarbeit. So notwendig es ist, die Zeichen der Zeit zu sehen und zu erkennen, sie müssen aber auch gedeutet werden. Zeichen der Zeit und Zeitgeist sind zwei unterschiedliche Dimensionen. Wer sich zu sehr mit dem Zeitgeist verbindet, wird schnell zum Witwer.

Übersehen wir nicht, dass die schnell wachsende Individualisierung der Menschen, das schnell wachsende Angebot von alternativen Lebensentwürfen, die gesteigerten Möglichkeiten, durch soziale und räumliche Mobilität sich dem Druck traditionellen Einflüsse zu entziehen, auch zu mehr Einsamkeit, zu einem Verlust an Orientierung, zu einem Verlust an Geborgenheit in sinnstiftenden sozialen Zusammenhängen führt. Viele erleben heute die Prozesse der Individualisierung als Zunahme von Egoismus, als Zunahme rücksichtsloser Durchsetzung von persönlichen Interessen, als Machtentfaltung des wirtschaftlich Stärkeren. Ist nicht die Zunahme von Sekten und esoterischen Zirkeln, von politisch radikalen Gruppierungen auf der rechten und linken Seite unseres Parteienspektrums ein deutliches Zeichen dafür, dass Menschen sinnstiftende soziale Zusammenhänge brauchen? Der österreichische Sozialforscher Bernd Martin hat daher die Bedeutung von Vereinen und das Gleiche gilt dann auch von katholischen Verbänden für den einzelnen

Menschen folgendermaßen beschrieben: „Vereine bieten nicht nur Heimat, Geselligkeit, Dienste, Selbsthilfe und Interessenvertretung, sondern durch freiwilliges Engagement auch Freude, Anerkennung, Erfolgserlebnisse, Befriedigung, neue Erfahrung, Qualifikation, Selbstverwirklichung im Gemeinwesen und Lebensraum jenseits des Konsumierens“. Katholische Verbände haben daher gerade dann eine besondere Chance und Aufgabe, wenn es ihnen gelingt, alles das zu vermitteln und anzubieten, was hier von Bernd Martin beschrieben ist, Heimat und Selbstverwirklichung, Selbsthilfe und Anerkennung, Interessenvertretung und Qualifikation usw. Dabei dürfen allerdings katholische Verbände nicht darauf beharren nur ihre bisherige Arbeit fortzuführen. Sie können ihre Legitimation nicht nur aus einer erfolgreichen Geschichte beziehen, sondern aus der Aktualität ihrer Fragestellungen und der Zeitgemäßheit ihrer Antworten.

Bei der Suche nach der Aktualität der Fragestellungen und der Zeitgemäßheit der Antworten müssen sich katholische Verbände ihrer doppelten Beheimatung bewusst sein. Zum einen sind sie Teil der Kirche und zum anderen Teil der Zivilgesellschaft. „In der Kirche zuhause – offen für die Welt“ ist als Hauptthema für diese Tagung formuliert.

In der Kirche zuhause

Wie kann aber das Motto in der Kirche zuhause gelebt werden? Was bedeutet dies angesichts der Tatsache, dass gerade Männer heute immer weniger in der Kirche zuhause sind. Ulrich Ruh hat auf einem Symposium der katholischen Akademie in Berlin die Zukunft der katholischen Kirche aufgezeigt zwischen den Polen einer Sekte und einer Volkskirche. Uns allen ist bewusst, dass die Elemente einer Volkskirche in unserer Gesellschaft immer mehr verblassen, dass die traditionellen Bindungen an die Kirche immer schwächer werden und dass das Glaubenswissen immer mehr schwindet. Die Familien fallen auch nach den Ergebnissen der Zulehner Studie immer stärker aus, wenn es um die Vermittlung von Glaubensinhalten und Glaubenspraxis geht,

und so wächst die Gefahr, dass bei minimalem Glaubenswissen, der Anteil der Synkretisten unter den Mitgliedern der katholischen Kirche immer weiter wachsen wird. Die heute von vielen katholischen Christen geäußerte ökumenische Offenheit oder Bereitschaft zu interreligiösem Dialog beruht eben oft nicht auf einer gewachsenen Toleranz und Dialogfähigkeit, sondern ist oft begründet in einer fehlenden Verwurzelung und einer fehlenden Kenntnis der eigenen Glaubenstradition.

Angesichts einer solchen Entwicklung werden also Orte gesucht, wo Männer wieder über Fragen des Glaubens sprechen können, wo sie ihre persönliche Lebens- und Glaubenssituation zur Sprache bringen können, wo es möglich ist ihre Gottsuche, ihr Bemühen um Glauben mit dem allgemeinen kirchlichen Glauben und Leben wieder verbinden können. Nun finden ohne Zweifel auch aus vielerlei Gründen Männer Zugang zu katholischen Verbänden, die nur eine geringe Glaubenspraxis und auch nur ein geringes Glaubenswissen besitzen. Sie werden von der Kirche, von der normalen kirchlichen Verkündigung in den Gottesdiensten nicht oder nur kaum erreicht. Bietet aber nicht jetzt die Mitgliedschaft in einem katholischen Verband die Chance, in einem vertrauten Kreis über die eigenen Fragen der Sinnsuche zu sprechen, bietet nicht gerade ein katholischer Verband die Möglichkeit, dass die große Zahl der den Glauben Suchenden gerade hier Antworten oder zumindestens doch Gesprächsangebote bekommt? Können nicht katholische Verbände damit so etwas sein wie Biotope des Glaubens wie es kürzlich P. Manfred Entrich im Rahmen eines Referates vor dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft katholischer Organisationen beschrieben hat?

Damit jedoch katholische Verbände solche Biotope des Glaubens sein können, damit Glaube in katholischen Verbänden wachsen und gedeihen kann, sind bestimmte Voraussetzungen erforderlich. In dem Dokument des ZdK von 1978 mit dem Titel dieser Tagung "In der Kirche zuhause – offen für die Gesellschaft" wird sehr eindeutig beschrieben, dass katholische Verbände, die zur Beheimatung in der Kirche beitragen

wollen, ganz bestimmte Voraussetzungen erfüllen müssen. Diese Voraussetzungen sind nicht von irgendeiner kirchlichen Struktur zu schaffen, sondern sie liegen in der Verantwortung des jeweiligen Verbandes selbst. Die katholischen Verbände selbst sind verantwortlich für die Kirchlichkeit und damit für die Fähigkeit zur Beheimatung in der Kirche. Diese Sorge um die Kirchlichkeit des Verbandes muss nach den Aussagen dieses Dokumentes „wahrgenommen werden durch entsprechende Bestimmungen in der Satzung, durch Wahl der leitenden Personen, durch das Aktionsprogramm und die Bildungsbemühungen, durch Kerngruppen der spirituellen Vertiefung und des kirchlichen Apostolates, durch Gottesdienst und Gebet im Kreis der Verbandsmitglieder und durch Hilfen zur persönlichen Lebensgestaltung aus dem Glauben“.

Diese beschriebene Verantwortung hat sich für die katholischen Verbände bis heute nicht verändert und dennoch sind aus meiner Sicht die Rahmenbedingungen anders geworden. Konnte man 1978 zum Zeitpunkt der Verabschiedung dieses Dokumentes noch weitgehend davon ausgehen, dass im Hinblick auf solche Fragen wie Hilfen bei der persönlichen Lebensgestaltung aus dem Glauben oder bei der Entwicklung von Aktionsprogrammen etc. auf die Mitarbeit von Präsidien, von Priestern oder Vertretern des kirchlichen Amtes zurückgegriffen werden konnte, so ist diese Voraussetzung weithin nicht mehr gegeben. Der allgemeine Priestermangel, die Konzentration der Priester auf die allgemeine Gemeindepastoral, hat den katholischen Verbänden die Mitwirkung von katholischen Priestern weithin entzogen. Heute sind die Laien selbst gefordert. Denn wenn katholische Verbände Biotope des Glaubens sein wollen, dann müssen Menschen dort auch Gesprächspartner finden, die aus einer eigenen Glaubenserfahrung heraus, die aus einer vertieften Glaubenskenntnis heraus als Gesprächspartner zur Verfügung stehen. Wenn ich die Situation richtig einschätze, stehen wir hier aber noch am Anfang gezielter Initiativen. Noch vertrauen wir darauf, dass immer wieder Führungskräfte heranwachsen, die aus einer familiären Situati-

on kommen, wo der Glaube gelehrt und gelebt wurde, die durch Mitarbeit in katholischen Jugendverbänden oder aktive Teilnahme am gemeindlichen Leben sich ausreichende Kompetenzen für ein solches Gespräch erworben haben. Doch es wächst aus meiner Sicht die Notwendigkeit, wirklich Kerngruppen für die spirituelle Vertiefung in unseren katholischen Verbänden aufzubauen. Vielleicht liegt gerade im Hinblick auf diese Aufgabe auch eine gute Möglichkeit vor, wie die traditionellen katholischen Verbände und die neuen geistlichen Gemeinschaften sich gegenseitig ergänzen und gemeinsame Aufgabengebiete entdecken können.

Die katholischen Verbände als Orte basisnaher Konkretion des Glaubens

Katholische Verbände können aber nicht nur Orte des Glaubensgesprächs und der Glaubenserfahrung sein, ein Biotop des Glaubens, sondern katholische Verbände bieten auch die Chance dazu, dass der Einzelne seine konkrete Lebenserfahrung mit seinem Glauben in Verbindung bringen kann. In einem Aufsatz von Rainer Bucher unter dem Thema: „Katholische Verbände – Lernorte der Kirche“ heißt es: „Es fehlt in unserer Kirche an anbietbaren Erfahrungsorten, in denen erfahrbar, subjektbestimmt, aber eben dennoch institutionalisiert, d.h. mit einer gewissen abrufbaren Regelmäßigkeit das Volk Gottes seinen gemeinsamen Weg zu Gott in der Geschichte finden kann – und zwar in den vielen unververtretbaren Wegen des Einzelnen durch sein Leben. Kirchliche Verbände können solche Orte sein, könnten zumindestens institutionalisierte Garanten zu ihrer Absicherung und Auffindbarkeit sein.“

Dieser Anspruch nach einem pluralen Zugang zur Konkretion des Glaubens wird aber gerade in der aktuellen kirchlichen Diskussion oftmals in Frage gestellt. Die Verfechter eines harmonischen Kirchenbildes wollen eine integralistische Konzeption des Glaubens durchsetzen, „welche seine Universalität nicht als Universalität einer Befreiungsbotschaft in den vielen Lebenswegen der Men-

schen, sondern als verordnete Universalität eines einzigen Modells von Christen für alle Christen missbraucht“ (Rainer Bucher). Ein solcher Ansatz kann aber in einer pluralen und freiheitlichen Gesellschaft nicht mehr funktionieren. Nach dem Kirchenbild in Lumen Gentium entspricht dies auch nicht dem Wesen der Kirche als Volk Gottes. „Denkt man das Wesen der Kirche von ihrer Aufgabe her, dann gilt notwendig: niemand in der Kirche ist die ganze Kirche, kein Christ kann all das tun, was Kirche zu tun hat. Es gilt eine prinzipielle Unersetzbarkeit jedes Gläubigen im Volk Gottes und für das Volk Gottes. Nur als plurale Einheit des vielfältigen Volkes Gottes, das pilgernd seinem Ziel, Gott selbst, entgegengeht, kann Kirche gedacht werden“ (Rainer Bucher).

Katholische Verbände bieten, gerade wenn es um konkrete Männerarbeit geht, die einmalige und sonst in unserer Kirche nicht vorhandene institutionalisierte Möglichkeit, dass Männer ihre ganz konkrete Alltagserfahrung in ein Gespräch einbringen können, ihre Alltagserfahrungen mit den Forderungen des Glaubens konfrontieren und zu sachkompetenten Konkretisierungen des Christlichen in spezifischen Handlungsfeldern kommen. Die katholischen Verbände mit ihren unterschiedlichen Ansätzen bieten damit die Chance zur Entgrenzung des Religiösen aus dem sektoralen Getto und die Befähigung zur Anwendung christlicher Prinzipien auf konkrete Existenzprobleme. Damit bekommt die Frage nach Gott und nach dem christlichen Glauben aber wieder eine ganz neue Aktualität. Zeigt nicht der aktuelle Boom der Suche nach ethischer Orientierung, die Einrichtung immer neuer Kommissionen zu ethischen Fragen, dass die Menschen nach einer Orientierung für ihre Alltagserfahrungen, für aktuelle wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen suchen. Bieten nicht aber gerade katholische Verbände mit ihrem pluralistischen Ansatz, in ihrer Verschiedenartigkeit die Chance, die Antworten des christlichen Glaubens für die spezifischen Fragen in den verschiedenen

Lebenswelten und unter gesellschaftlich spezifischen Bedingungen zu entdecken. Dies setzt natürlich voraus, dass katholische Verbände an einer sachkompetenten Konkretisierung des Christlichen in spezifischen Handlungsfeldern mitarbeiten, dass sie aus einer alltagsweltlichen Nähe Konfliktlösungen unter Berücksichtigung des christlichen Glaubens erarbeiten. Sofern den katholischen Verbänden dies gelingt, leisten sie auch einen unverzichtbaren Beitrag für die Kirche, den die Orte des jeweiligen spezifischen Engagements der katholischen Verbände sind eigentlich auch die unausweichlichen Arbeitsorte der Kirche in einer Gesellschaft, und die hier erarbeiteten Lösungen können auch für die Kirche Wege aufzeigen, wie christliche Prinzipien für das alltägliche Leben des Menschen wirkmächtig werden können und wie Glauben sich im Alltag bewährt. Nur wenn es gelingt, die Verbindung zwischen Glauben und Alltag, zwischen der je spezifischen Lebenswelt des Einzelnen und christlicher Botschaft wieder herzustellen, kann man erwarten, dass Menschen sich ganz bewusst wieder in der Kirche zuhause fühlen und aus dieser Beheimatung heraus ihr Leben christlich gestalten. Katholische Verbände können mit ihrem pluralen Ansatz, mit ihrem konkreten Bezug zur Lebenswelt ihrer Mitglieder hier einen wichtigen Beitrag leisten.

Offen für die Gesellschaft

Doch katholische Verbände können nicht nur eine wichtige Aufgabe für die Kirchen übernehmen, sondern sie übernehmen auch eine wichtige Aufgabe in der Gesellschaft. Wir erleben ja zurzeit gerade in Deutschland aber auch weltweit eine Diskussion, die die Rolle und den Stellenwert von Verbänden wieder neu entdeckt. Nach dem Ende des Kommunismus aber auch nach einer Zeit der übersteigerten Erwartung in die Leistungsfähigkeit der Wohlfahrtsstaaten wird die Bedeutung der Zivilgesellschaft wieder neu entdeckt. Das Jahr der Freiwilligen durch die UNO, aber auch die Einsetzung der Enquete Kommission

Zukunft des bürgerlichen Engagements des Deutschen Bundestages weisen beide in die gleiche Richtung. Es wächst die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Aufgaben nicht allein durch den Staat erledigt werden können, sondern dass es der freien Initiativen der Bürger bedarf, die sich in gesellschaftlichen Gruppen zusammenschließen, um gemeinsam die Lösung solcher gesellschaftlicher Aufgaben in Angriff zu nehmen. Zunehmend wird erkannt, dass eine aktive Bürgergesellschaft nicht nur die unverzichtbare Voraussetzung für die Lösung drängender gesellschaftlicher Probleme ist, sondern auch der Garant für die Sicherung der freiheitlichen Gesellschaften.

Ralph Dahrendorf schreibt: „Grundlegend für die Garantie der Freiheit ist eine politische Demokratie und eine freie Marktwirtschaft. Aber erst die dritte Säule, die Bürgergesellschaft verleiht der Freiheit die notwendige Stabilität.“ Dabei sind aber auch katholische Organisationen unverzichtbar, denn wie Dahrendorf nachweist, wächst bürgerliches Engagement nur bei einem Vorhandensein bestimmter Ligaturen wie er es nennt, also Bindungen und Zugehörigkeiten. Solche Ligaturen findet Dahrendorf in den Tiefstrukturen menschlicher Zusammengehörigkeit, die familiär, geschichtlich, kulturell aber auch religiös gewachsen sind und die ein Wohlfahrtsstaat nicht ersetzen kann.

Katholische Verbände setzen aber gerade bei diesen Tiefstrukturen an. Sie greifen zurück auf die familiären, kulturellen und vor allem auch religiösen Tiefstrukturen menschlicher Zusammengehörigkeit und nutzen sie für die Mobilisierung zum gesellschaftlichen Engagement. Allein die aktuelle Diskussion um die Bedeutung der Zivilgesellschaft zeigt, dass es zu der Individualisierungstendenz in unserer Gesellschaft durchaus eine Gegenbewegung gibt, und dass zunehmend Menschen erkennen, dass die Herausforderungen der Zukunft nur gemeinschaftlich bewältigt werden können. Von dieser tendenziellen Entwicklung werden auch die katholischen Verbände profitieren, wenn sie sich aktiv an der

gesellschaftlichen Diskussion beteiligen und zeitgemäße, an christlichem Glauben orientierte Antworten auf die gesellschaftlichen Fragen finden.

Dabei bietet gerade die heutige gesellschaftliche Diskussion eine breite Palette von Themenfeldern, wo aus christlicher Verantwortung Position bezogen werden muss. Denken wir nur an die Entwicklungen im Bereich der Biotechnologie. Besteht nicht gerade hier die einmalige Chance, dass katholische Verbände hier Maß nehmen am christlichen Menschenbild und für die einmalige und unveräußerbare Würde jeden menschlichen Lebens eintreten. Wächst nicht gerade in diesem Bereich die Bereitschaft, auch wieder christliche Orientierung anzunehmen, weil die Menschen allgemein spüren, welches Bedrohungspotential hier für die Menschenwürde heranwächst? Oder denken wir an den Bereich der Menschlichkeit und die Bereitschaft zur Solidarität in unserer Gesellschaft. Selbst Menschen, die dem christlichen Glauben fern stehen erkennen an, dass die Mitmenschlichkeit ohne die Kraft des Christentums in unserer Gesellschaft viel schwächer wäre. Eröffnet dies nicht katholischen Verbände die Chance, wieder zu verdeutlichen, dass nachweisbar die Bereitschaft zur Solidarität durch religiöse Vernetzung und damit auch in katholischen Verbänden wächst und gemehrt wird? Oder um noch ein anderes Beispiel zu nennen, wächst nicht auch in unserer Gesellschaft, die durch eine zunehmende Pluralisierung und durch einen wachsenden Multikulturalismus gekennzeichnet ist, die Einsicht, dass eine Gesellschaft gemeinsame Ideale und Bindungen, gemeinsamer Strukturen bedarf?

Gerade diese Fragen könnten in der Männerarbeit und in Männerverbänden in besonderer Weise angesprochen werden, weist doch die schon mehrfach zitierte Studie „Männer im Aufbruch“ nach, dass für immerhin 28 % der Männer Politik ein wichtiger Lebensbereich ist. Mit diesem Prozentsatz weicht die Einschätzung der Männer auch deutlich von der Einschätzung dieses Lebensbereiches als wichtig bei den Frauen ab. Dies zeigt, dass Männer in einem nicht unerheblichen Pro-

zentsatz das politische Geschehen aktiv verfolgen und mitgestalten wollen. Katholische Männerarbeit muss daher dieser hohen Wertschätzung der Männer für politische Themen entsprechend Rechnung tragen. Dabei könnte gerade die kirchliche Einbindung der katholischen Männerarbeit, einer katholischen Verbandsarbeit die Chance eröffnen, dass für die politischen Probleme unserer Zeit christlich geprägte Antworten angeboten werden könnten, die der allgemeinen ethischen Ratlosigkeit entgegen stehen. Gerade das könnte auch wieder zu einem Markenzeichen unserer katholischen Verbandsarbeit und einer katholischen Männerarbeit werden, dass wir den Streit, die Auseinandersetzung über ethische Normen, über gemeinsame Wertvorstellungen wieder in unsere Gesellschaft hineinbringen, denn eine Gesellschaft, die über gemeinsame Wertvorstellungen und ethische Normen nicht mehr streitet, ist in ihrem Zusammenhalt stark gefährdet.

Der Zukunft stellen

Ich hoffe, dass meine wenigen Anmerkungen zu dem Thema dieser Tagung: „In der Kirche zuhause – offen für die Gesellschaft“ ein wenig verdeutlichen konnten, warum katholische Männerarbeit und in besonderer Weise auch katholische Verbandsarbeit mit und für Männer für die Zukunft unverzichtbar ist. Für die katholische Männerarbeit, für die Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands gilt aber die Aussage, die am Ende des Dokumentes des ZdK von 1978 zum Thema dieser Tagung steht. In abgewandelter Form kann man sagen: Die GKMD hat sich keineswegs überlebt. Sie hat eher an Aktualität gewonnen. Sie wird den Anforderungen der Zukunft aber nur gewachsen sein, wenn sie in gleicher Weise auf ihre kirchliche Profilierung und auf ihre Offenheit für den solidarischen Dienst an der Gesellschaft bedacht ist. Dies ist kein Gegensatz, sondern die zwei Seiten der einen Aufgabe und Sendung von Jesu Christi her.

In diesem Sinne wünsche ich der GKMD auch für die nächsten 50 Jahre Erfolg und Gottes reichen Segen für ein erfolgreiches Wirken.

GEFUNDEN:

Führungskräfte bevorzugen traditionelles Familienmodell

Beruflich erfolgreiche Männer orientieren sich am traditionellen Modell der Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern. Zu diesem Ergebnis kommt eine soziologische Studie zu Partnerschaft und Familie aus der Sicht männlicher Führungskräfte, die der Westdeutsche Verlag in Wiesbaden vorstellte. Nach Angaben der Autorin Renate Liebold bilden Familie und Partnerschaft den sozialen Rahmen für das Leben von Managern. Karriere-männer hielten an einer Ordnung fest, die auf klar verteilten Geschlechterrollen aufbaue.

Der „geschlechterpolitische Wandel“ hat nach den Worten der Soziologin dennoch Spuren hinterlassen. Da die Ehefrauen von ihren Männern immer stärker forderten, sich mehr als Väter und Partner zu engagieren, würden von Führungskräften aufwendige Strategien zur Verteidigung des Status quo abverlangt. Die Studie kommt zu dem Schluss, dass das zentrale Anliegen von Männern in Führungspositionen nicht die Integration von Arbeit und Familienleben sei, sondern die Verteidigung der Arbeit gegen die Ansprüche der Familie. (KNA)

Hinweis: Renate Liebold: „Meine Frau managt das ganze Leben zu Hause...“. Partnerschaft aus der Sicht männlicher Führungskräfte, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001, 176 Seiten.

Militärbischof Mixa feierte 60. Geburtstag

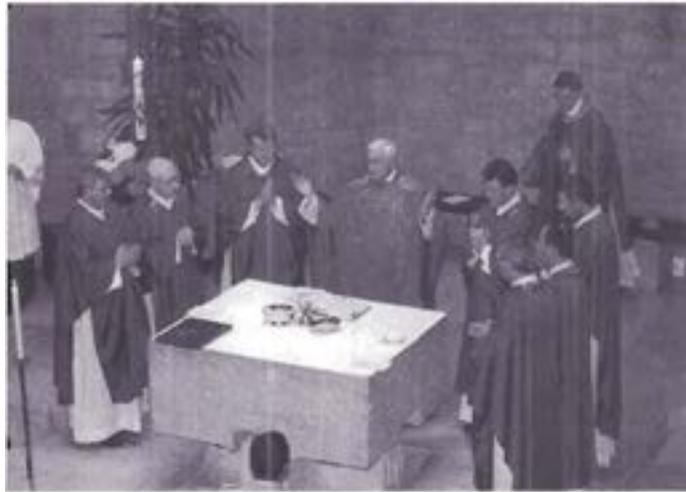
Verteidigungsminister Scharping und Generalinspekteur Kujat gratulierten bei einer festlichen Serenade am 25. April auf Schloss Hirschberg

Bei strahlendem Sonnenschein konnte Militärbischof Dr. Walter Mixa, Bischof von Eichstätt, am Mittwoch, den 25. April, auf Schloss Hirschberg, dem Bildungs- und Exerzitenhaus der Diözese Eichstätt, seinen 60. Geburtstag begehen.

Auch Verteidigungsminister Rudolf Scharping und Generalinspekteur Harald Kujat gehörten zu den Gratulanten. „Wir haben immer deutlich gemacht, dass Kirche und Staat keine grundverschiedenen Welten sind. Die Kirchen gehören zum Wesensbestand unseres Gemeinwesens“, sagte der Minister. Ob man dies nun mit der Beziehung auf seine Werte, auf seine kulturelle, soziale Ausgestaltung denke oder im Zusammenhang mit den Grundwerten unserer Verfassung. Ohne eine feste Verankerung und ohne Wertebildung und -bindung sei unser Gemeinwesen nicht denkbar. Und dazu könne auf den Beitrag der großen christlichen Kirchen nicht verzichtet werden, betonte der Minister. Christliche Lehre und abendländisches Politikverständnis strebten nach einem gerechten

Frieden, und beide forderten den sittlich gefestigten und verantwortlich handelnden Menschen. Diese Übereinstimmung prägte sich auch in der Militärseelsorge und in der Bundeswehr aus, insbesondere bei der Bundeswehr durch das Leitbild der Inneren Führung. Die Unterstützung durch die Kirchen habe den Soldaten auch in schwierigen Situationen Halt und Orientierung gegeben und auch Mut gemacht. Seit einigen Jahren sei neben der Vorbereitung der Landes- und Bündnisverteidigung für deutsche Soldaten Einsätze zur Krisenbewältigung und Konfliktverhütung im inter-

nationalen Rahmen zur Selbstverständlichkeit geworden. Über 80.000 Soldaten seien in den vergangenen fünf Jahren zur Friedenssicherung auf dem Balkan eingesetzt worden, führte der Minister aus. Die Soldaten im Einsatz erfuhren, dass an sie sehr hohe Ansprüche gestellt würden. Sie gerieten häufig in Gefährdungen und Grenzsituationen. Das bestehe nur, wer eine klare Bindung an sittliche Werte habe. Wer im christlichen Glauben verwurzelt sei, der finde gerade auch in solchen Grenzsituationen und Gefährdungen Halt und Orientierung, unterstrich der Minister. Nach Scharpings Verständnis ist es die Aufgabe der politischen wie der militärischen Führung, aber auch die der Militärgeistlichen vor Ort, den Soldaten Anleitung zu geben, sie zu verantwortlichem Handeln zu befähigen und auch in den alltäglichen Herausforderungen eine Stütze zu sein, in Einsatzländern, wie zu Hause. Scharping sagte nochmals Dank für die Begleitung der Einsatzkontingente durch die Militärseelsorge. Aus vielen Gesprächen mit den Soldaten wisse er, wie wichtig die seelsorgliche Betreuung von allen Soldaten und ihren Angehörigen angesehen werde und wie sehr das außerordentliche Engagement der Geistlichen vor Ort geschätzt würde. An diesen Beispielen könnte man auch sehen, dass auf dem weiten Feld des interkulturellen Dialogs die Katholische Militärseelsorge ein



Ein Pontifikalamt in der Schlosskapelle stand am Beginn der Feier, zu dem die Schola der Regionalkantoren der Diözese Eichstätt unter Leitung von Prof. Wolfram Menschick die *Missa de Angelis* sang.

Militärgeneralvikar Prälat Walter Wakenhut dankte in seiner Predigt dem Bischof. Mit seinem zusätzlichen Amt als Militärbischof habe er sehr bewusst einen Schritt mitten in diese Welt hinein getan. Der Dienst der Militärseelsorge sei die beste Gewähr, dass die Fragen unserer Zeit, nach all dem Elend und dem Unrecht in unserer Welt, nicht theoretisch beantwortet werden, sondern dass immer eine dem Menschen verständliche Lösung gesucht werden müsse, so Wakenhut. Bischof Mixa habe dies selbst erfahren, als er zwischen Weihnachten und Neujahr des letzten Jahres den Soldaten auf dem Balkan einen Besuch abstattete. Der Militärbischof sei zu den Soldaten gegangen als Bischof, der sein Hirtenamt ernst nimmt und dort ist, wo die Seinen sind, betonte der Generalvikar.

Zahlreiche Gratulanten aus der Militärseelsorge, der Bundeswehr und seiner ehemaligen Gemeinde Schrobenhausen, beglückwünschten den gut gelaunten Jubilar.

Das Heeresmusikkorps 4 aus Regensburg unter Leitung von Oberstleutnant Roland Kahle überbrachte musikalische Glückwünsche auf dem Schlosshof.





War es nun Zufall oder militärische Planung, zur Zugabe des Heeresmusikkorps trafen Verteidigungsminister Rudolf Scharping und Generalinspekteur Harald Kujat ein.

der Ausbildung der Kinder, Verlust des Arbeitsplatzes für die Ehefrau. Diese Reform, die notwendig und unverzichtbar sei, bringe für viele Betroffene eine Fülle von Problemen.

Von evangelischer Seite dankte Militärgeneraldekan Erhard Knauer, im Namen von Militärbischof Dr. Hart-

wichtiger und besonders erfahrener Partner sei und die Militärseelsorger dazu im Truppenalltag einen äußerst wichtigen Dienst leisteten. Der gesetzliche Anspruch des Soldaten auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung, sei ein Wesensmerkmal der Bundeswehr. Die bewährte seelsorgliche Betreuung durch beide Kirchen in Deutschland bleibe unverzichtbar für die Armeen der Demokratie und für das Selbstverständnis des Staatsbürgers in Uniform. „Ich bin Ihnen Herr Militärbischof dankbar, dass Sie sich dieser verantwortungsvollen Aufgabe so widmen, wie Sie es tun. Ich wünsche Ihnen weiterhin eine gute Zusammenarbeit mit den Menschen, die auf Ihre Erfahrung, Ihren Rat, auf Ihre Orientierung bauen, und das wohl aus gutem Gründen. Ich wünsche mir weiterhin so offene, vertrauensvolle und freundliche Gespräche, wie ich das habe kennen lernen dürfen“, sagte Scharping.

Generalinspekteur Harald Kujat sprach dem Militärbischof ein großes Lob aus. Der Besuch des Bischofs im Einsatz habe gezeigt, wie begeistert die Soldaten von ihm persönlich seien, von seiner Art, von seiner Aufgeschlossenheit, mit der er sich ihnen zuwende. Ein Gefreiter habe das so ausgedrückt: „Ihr Bischof ist wie einer von uns“. General Kujat richtete an Militärbischof Mixa eine eindringliche Bitte, nämlich in der Präsenz der Militärseelsorge nicht nachzulassen, sondern diese im Gegenteil noch zu verstärken. Die Umstrukturierung der Bundeswehr bringe eine Fülle von Veränderungen mit sich, Ortsveränderungen, Veränderungen in

der Ausbildung der Kinder, Verlust des Arbeitsplatzes für die Ehefrau. Diese Reform, die notwendig und unverzichtbar sei, bringe für viele Betroffene eine Fülle von Problemen. Dies sei für den gemeinsamen Weg wichtig.

Der Bundesvorsitzende der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, Oberst Karl-Jürgen Klein, hob in seiner Rede hervor, dass sich Mixa den besonderen und spezifischen Belangen des Soldatenberufes, der nicht ein Beruf wie jeder andere sei, persönlich widme. Dabei sei dem Militärbischof die Vermittlung des christlichen Welt- und Menschenbildes und der christlichen Grundwerte durch unsere Militärpfarrer wichtig, so wie ihm überhaupt die ihm anvertrauten Menschen am Herzen lägen. Besonders auch zu kritischen Fragen und zu gesellschaftlichen Strömungen, wie Fragen der menschlichen Sexualität, Fragen des Tötens und Getötetwerdens in Verbindung mit dem Soldatenberuf, dafür hätte sich der Oberhirte öffentlich bereits nach kürzester Zeit geäußert, und damit sei er in der breiten Öffentlichkeit seinem Amt als Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr besonders gerecht geworden.

Der Bürgermeister der Stadt Schrobenhausen Josef Plöckl, ließ es sich nicht nehmen, die Verbundenheit der Stadt mit ihrem Ehrenbürger zum Ausdruck zu bringen. Mixa habe immerhin 20 Jahre als Stadtpfarrer in Schrobenhausen gelebt und gewirkt

Bundesvorsitzender der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, gratuliert dem Militärbischof.

und in dieser langer Zeit die Stadt nachhaltig geprägt. Die Bürger der Stadt Schrobenhausen schätzten den verehrten Bischof als große herausragende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ihrer Stadt.

Militärbischof Mixa dankte in einem Schlusswort seinem Generalvikar Walter Wakenhut, seinem Personalreferenten Michael Weihmayer, den Wehrbereichsdekanen und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Militärseelsorge und besonders auch den priesterlichen Mitbrüdern. Mixa hob noch mal die große Einsatzbereitschaft der Militärseelsorger im Einsatzgebiet, aber auch vor Ort und in der Familienfürsorge hervor. Militärbischof Mixa betonte, dass er sehr positiv von den Militärseelsorgern, aber auch von den Laien in der Militärseelsorge aufgenommen worden sei, so dass er diese Aufgabe von vorneherein mit Engagement und mit sehr viel Liebe hätte angehen können. Außerdem reize es ihn, den jungen Menschen den christlichen Glauben als Alternativprogramm und als Stärkung für eine ganz positive und bewusste Lebensbewältigung anzubieten. Da er die zusätzliche Aufgabe mit einer inneren Begeisterung und Freude mache, könnte man dies vielleicht sogar als ein zusätzliches Hobby betrachten.

Militärbischof Mixa äußerte zum Schluss noch die Bitte, im gegenseitigen Gedenken und gemeinsamen Gebet miteinander verbunden zu bleiben, und dass alle von den verschiedensten Aufgabenstellungen in der Regierung, in der Leitung des Militärs, in der Zusammenarbeit der Militärseelsorger, aber auch in den Bereichen der Arbeit der Diözesen verbunden bleiben im Gebet und in guten menschlichen Beziehungen.

(PS/PrSt KMBA, Fotos: Pinzka)



WELTFRIEDENSTAG IN TRIER:

Friedenssicherung in den dialogischen Zusammenhang gestellt

Über tausend Uniformierte aus sechs Nationen beim internationalen Soldatentreffen im Trierer Dom

DORIS KRÖMER

„Dialog zwischen den Kulturen für eine Zivilisation der Liebe und des Friedens“ – unter dieses Thema hat Papst Johannes Paul II. den Weltfriedenstag 2001 gestellt. Es war auch das Motto der Feier dieses Tages im Wehrbereich IV am 3. Mai 2001 in Trier. Der Katholische Wehrbereichsdekan IV, Monsignore Carl Ursprung aus Mainz, verantwortlich für die Katholische Militärseelsorge in Rheinland-Pfalz, Hessen und im Saarland, hatte im Rahmen der Trierer Heilig-Rock-Tage zu einem internationalen Soldatentreffen eingeladen. Über 1.000 uniformierte Teilnehmer aus sechs Nationen folgten seiner Einladung. Es waren vor allem Soldaten der Bundeswehr von der Saar, aus Hunsrück und Eifel, von Mosel und Rhein und aus der Pfalz. Des Weiteren nahmen Angehörige der französischen und amerikanischen Streitkräfte, eine internationale Delegation vom Hauptquartier Europa Nord mit Teilnehmern aus Italien, den Niederlanden und Großbritannien, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Katholischen Militärseelsorge sowie zivile Gäste an der Feier des Weltfriedentages teil.

Der Soldatentreffen begann mit einem international gestalteten Gottesdienst im Hohen Dom zu Trier mit dem Trierer Weihbischof Karl Heinz Jacoby. Die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes übernahmen der Trierer Domorganist Josef Still und das Heeresmusikkorps 300 aus Koblenz unter der Leitung von Oberstleutnant Thomas Klinkhammer.

Zu Beginn des Gottesdienstes wurden die Soldaten in ihren Muttersprachen begrüßt. Weihbischof Jacoby stellte ihnen in seinen Einleitungsworten vor Augen, dass sie sich unter dem Zeichen der Tunica Christi – dem ungeteilten Kleid des Herrn, das ein Symbol der Einheit des Gottesvolkes sei – versammelt hätten. Es sei besonders bedeutungsvoll, dass Soldaten mehrerer Nationen zusammenkämen, um Gerechtigkeit, Frieden und Achtung der Men-



Der Trierer Diözesanadministrator Bischof Karl-Heinz Jakoby feiert mit den Bischöfen Adhemar Ezquivel aus Tarija/Bolivien (l.) und Alfred Kleinertmeilert aus Trier sowie Militärseelsorgern aus dem Wehrbereich IV (Wehrbereichsdekan Msgr. Carl Ursprung 2.v.l.) und über tausend Uniformierten den Friedengottesdienst im Trierer Dom St. Peter. (Foto: J. Strohe)

schenwürde zu erbitten. Dies sei in der Intention Christi.

Militärdekan Ursprung betonte in seiner Predigt, wie gefährdet der Friede in unserer Welt trotz der erstaunlichen Leistungen der Friedens- und Sicherheitspolitik sei. Die ersten Schüsse im zerfallenden Jugoslawien machten dies erschreckend deutlich. Hier zeige sich die Aktualität und Bedeutung der jährlichen Feier eines Weltfriedentages. Gegen das Schreckensszenarium vom Zusammenstoß der Zivilisationen rufe der Heilige Vater uns zu einem Dialog der Kulturen auf. Dieser helfe, Intoleranz, Gewalt und Fanatismus gegenüber anderen Religionen zu überwinden. Zu Trägern einer neuen Friedensordnung könnten die Christen, und hier besonders auch die christlichen Soldaten, die in den zurückliegenden Jahren ein großes Friedensengagement zeigten, dadurch werden, dass sie sich unter Gottes Gebot stellten. Ursprung forderte die Gottesdienstgemeinde auf, sich den *genius loci* des Trierer Do-

mes zu vergegenwärtigen, wo Millionen und Abermillionen Pilger seit 1600 Jahren um Frieden zwischen den Religionen und Völkern beteten, um diese Tradition des christlichen Betens und der christlichen Mahlfeier fortzusetzen.

Am Ende des Gottesdienstes richtete Generalleutnant Rüdiger Drews, Befehlshaber des Heeresführungskommandos in Koblenz, ein Grußwort an die Anwesenden. Drews dankte im Namen aller versammelten Soldaten für die Kraft, die ihnen durch die Gottesdienstfeier des Weltfriedentages für das vor ihnen liegende Jahr gegeben werde. Die Botschaft, die vom Weltfriedenstag ausgehe, könne keinen Soldaten unberührt lassen. Die Soldaten hätten verstanden, dass die soldatische Friedenssicherung in diesem Gottesdienst in einen größeren Kontext gestellt worden sei. Sie hätten Hilfen bekommen für die schwierige Aufgabe, den Frieden zu schaffen und zu sichern. Obwohl die Soldaten wüssten, wie schwer es ist, Frieden unter

den Völkern zu schaffen – die Situation im ehemaligen Jugoslawien lasse sie manchmal daran zweifeln, dass es überhaupt möglich sei – handelten sie in der Hoffnung, dass irgendwann einmal Frieden sein werde. Drews wünschte sich, dass die Botschaft des Weltfriedenstages nicht nur in der Kirche gehört wird, sondern auch draußen in der Welt Beachtung findet.

Nach dem Gottesdienst – mit den Konzelebranten Weihbischof Alfred Kleinertmeiert aus Trier, Bischof Adhemar Ezquível aus Tarija / Bolivien, der Katholische Wehrbereichsdekan IV, Militärdekan Msgr. Carl Ur-

sprung aus Mainz, die Katholischen Standortpfarrer aus Büchel, Idar-Oberstein, Koblenz, Mayen und Mainz, der Aumônier von Saarburg, der Aumônier der Deutsch-Französischen Brigade und der Chaplain von Spangdahlem – lud der Wehrbereichsdekan zu einer „Stunde der Begegnung“ mit Mittagessen im Festzelt auf dem Domplatz ein. Am Nachmittag wurde dann ein vielfältiges Rahmenprogramm geboten. Unter dem Motto „2000 Schritte – 2000 Jahre“ gab es die Möglichkeit, Trier in einer Stadtführung kennen zu lernen, das Heeresmusikkorps 300 spielte auf dem Domfreihof zu einem

Platzkonzert auf. Zwei thematische Stadtgänge luden dazu ein, Spuren des Hl. Martin und von Friedrich Graf von Spee SJ in Trier zu entdecken. Ein Kurzfilm thematisierte die Zukunft des Christentums im dritten Jahrtausend und eine Domführung machte mit der 1600-jährigen Geschichte des Trierer Doms vertraut. Im Zelt Weltkirche präsentierten Soldaten die Aktion „Nachbarschaftshilfe“, ein Projekt der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten. Die seit 10 Jahren durchgeführte Aktion der tätigen Hilfe sorgt sich in diesem Jahr um den Aufbau einer Kirche in Lettland. □

WELTFRIEDENSTAG DER GKS BONN:

Festakademie mit dem Militärbischof

Wer sich an einer bewaffneten Intervention beteiligt, ist auch für die Zeit nach ihrer Beendigung mitverantwortlich. Das erklärte Militärbischof Dr. Walter Mixa bei der Feier des diesjährigen Weltfriedenstages in Bonn. Häufig sei die Zeit nach kriegesischen Auseinandersetzungen nicht anders als vor dem Krieg. Um solch einen Kreislauf von Wiederholungen zu durchbrechen, werde Konfliktnach-sorge immer wichtiger.

Auf dem Balkan, so der Bischof, finde man dazu aktuelle Beispiele. Ein Blick auf Mazedonien zeige, wo ein möglicher Flächenbrand drohe. Abgesehen von allen militärischen Hintergründen und politischen Interessen zeigt sich dort, dass nur gleiche Rechte und Pflichten für alle gegen Nationalisten und Separatisten von innen und außen schützen. Deshalb forderte Mixa die Konfliktparteien auf, Achtung und Respekt vor der jeweils anderen Kultur zu zeigen, denn die Würde eines jeden Menschen sei unteilbar.

Aufgabe der Kirche sei es nicht, detaillierte politische Friedensprogramme auszuarbeiten. Die Kirche habe darauf zu achten, dass das Evangelium nicht tages- und parteipolitisch oder auf sonstige Weise vordergründig vereinnahmt oder instrumentalisiert würde.

Vor der Festakademie rief der Militärbischof dazu auf, in einen Dialog der Kulturen einzutreten, so wie



Militärbischof Dr. Walter Mixa im Gespräch mit Wehrbereichsdekan Prälät Rainer Schadt und dem Vorsitzenden des GKS-Kreises Bonn, Oberstleutnant Wolfgang Martin.

ihn die Vereinten Nationen für dieses Jahr weltweit ausgerufen haben und ihn der Papst unablässig fordere.

Der Einladung des GKS-Krieses Bonn in das Collegium Josephinum waren zahlreiche Mandatsträger, Repräsentanten, Kommandeure, Dienststellenleiter und kirchliche Würdenträger gefolgt. Das Kammerorchester des Stabsmusikkorps der Bundeswehr gestaltete den musikalischen Rahmen. (Karl-Heinz Woitzik)

WELTFRIEDENSTAG IN ERFURT:

Bischof Wanke würdigt Einsatz der Soldaten

Am 7. Mai hat Diözesanbischof Joachim Wanke die in Thüringen stationierten Soldaten der Bundeswehr zu einem Friedensgottesdienst in den Erfurter Mariendom eingeladen. Mit dem Leitwort der Feier „Gerechter Friede“ griff der Bischof das Thema des Hirtenworts der deutschen Bischöfe zur Friedensethik vom 23. September 2000 auf.

Bischof Wanke deutete in seiner Predigt die Grundgedanken des Hirtenbiefes und freute sich darüber, dass so viele, darunter sicherlich auch eine große Zahl nicht religiös geprägter oder evangelischer Soldaten aller Dienstgrade, teilnahmen. Denn, so der Bischof, „der Friede ist unteilbar, jeder Mensch ist ihm verpflichtet“. Er dankte allen Soldaten, die derzeit den Frieden im Kosovo sichern, und deren Familienangehörigen. Der Gottesdienst wurde von einer Bläsergruppe des Heeresmusikkorps Erfurt und vom Domorganisten Silvius von Kessel musikalisch gestaltet. Mehrere Militärggeistliche, unter ihnen der katholische Wehrbereichsdekan VII, Prälät Heinrich Hecker, aus Leipzig konzelebrierten. Ein besonderer Gruß galt auch den Geistlichen der evangelischen Militärseelsorge.

Im Anschluss traf sich Bischof Wanke auf Einladung des Wehrbereichsdekans mit den Soldaten aller Dienstgrade bei Grillwürstchen und Getränken auf der Severi-Wiese zu Gesprächen. (Alois Schmidt)

NACHRUF AUF:

Prof. Dr. theol. Dr. rer. soc. Ernst Josef Nagel

Priester der Diözese Essen

Professor i.R. der Universität der Bundeswehr Hamburg

ehem. Leiter des Institutes für Theologie und Frieden Barsbüttel

Am 13. Juni 2001 verstarb nach schwerer Krankheit im Alter von 69 Jahren der Gründer und langjährige Leiter des Instituts für Theologie und Frieden, Prof. Dr. Ernst J. Nagel. Die in der „Kirche unter Soldaten“ organisierten katholischen Soldaten haben vom Lebenswerk des theologischen Lehrers viel profitiert. Sie danken ihm als Rat- und Orientierungsgeber, als Priester und wissenschaftlich-seelsorglichem Begleiter ihres soldatischen Friedensdienstes.

Ernst J. Nagel wurde am 3. Nov. 1931 in Köln geboren. Er studierte von 1953 bis 1955 Philosophie bei den Steyler Missionaren in St. Augustin, ab 1955 Theologie im Seminario do Espírito Santo, Brasilien. 1971 promovierte er an der Ruhr-Universität Bochum in Katholischer Theologie und Soziologie.

Die Priesterweihe empfing Ernst Nagel am 02.08.1959. 1966 trat er in den Dienst der Katholischen Militärseelsorge. Zunächst war er im Seelsorgereferat des Katholischen Militärbischofsamtes mit Studien für den Lebenskundlichen Unterricht betraut. 1971 wurde er zum Doktor der Theologie und 1973 in Soziologie promoviert. Von 1971 bis 1974 wirkte Nagel als Katholischer Standortpfarrer in Essen. 1974 wurde der junge Wissenschaftler auf den Lehrstuhl für Katholische Theologie an der neu gegründeten Hochschule der Bundeswehr in Hanburg berufen. Ernst Nagel gehörte damit zu den ersten Professoren der späteren Universität der Bundeswehr. 1978 gründete auf Initiative Nagels der damalige Militärbischof Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, das Institut für Theologie und Frieden in Barsbüttel bei Hamburg, dessen Leitung Nagel bis zu seiner Emeritierung 1995 inne hatte.

Als Priester und Hochschullehrer lag ihm die Gewissensbildung der studierenden Offiziere besonders am Herzen. Daher legte er als Theologe

seinen wissenschaftlichen Schwerpunkt auf die kirchliche Friedenslehre. Durch die Arbeit des Institutes wollte er die theologische Friedensforschung fördern, nicht zuletzt um auch der „Kirche unter den Soldaten“ ein eigenständiges, theologisch begründetes, ethisch-pastorales Fundament zu geben. In zahlreichen, nationalen wie internationalen Gremien der katholischen Kirche und der Ökumene setzte er sich für die Weiterentwicklung der kirchlichen Friedenslehre ein. Ernst Nagel befasste sich intensiv mit aktuellen sicherheitspolitischen Auseinandersetzungen. Im Dialog mit der theologischen Tradition suchte er nach weiterführenden ethischen Perspektiven in aktuellen Diskussionen. Seine zahlreichen Publikationen legen hiervon Zeugnis ab.

Nagels Fachkompetenz in ethischen Fragen der Sicherheitspolitik hat dazu geführt, dass er an vielen Ausbildungseinrichtungen der Bundeswehr, so an der Führungsakademie der Bundeswehr, als Referent hoch geschätzt wurde. Ihm ging es nicht zuletzt um eine Ethik, die den Soldaten in seiner konkreten Verantwortung in den Blick nimmt und ihm wirkliche Hilfestellung bietet.

Auch von der katholischen Kirche wurde er aufgrund seiner Fachkompetenz in ethischen und sicherheitspolitischen Fragen immer wieder zur Mitarbeit gebeten. Über viele Jahre war Ernst Nagel Mitglied der Arbeitsgruppe Sicherheitspolitik der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*, die von der Deutschen Bischofskonferenz und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken gemeinsam getragen wird. Insbesondere während der heftigen friedensethischen Auseinandersetzungen in den siebziger und achtziger Jahren u.a. über den Nato-Doppelbeschluss hat Ernst Nagel auf vielen Podien und in Vorträgen u.a. auch auf Katholikentagen für eine sachgerechte und ethisch verantwortliche Bewertung



von Sicherheitspolitik im Katholizismus votiert. Anfang der neunziger Jahre galt sein Engagement dem Konziliaren Prozess „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Am Ende seiner wissenschaftlichen Arbeit widmete er sich immer mehr der gemeinsamen Friedensverantwortung aller Religionen.

Ernst J. Nagels Votum zugunsten einer objektiven Einschätzung des Soldatendienstes hat in viele Dokumente der deutschen katholischen Kirche Eingang gefunden. Kirchlich gebundene Soldaten finden in diesen lehramtlichen Texten eine für sie maßgebliche Definition ihrer Existenz als Christen und Soldaten.

Die hohe Achtung und Verehrung, die Ernst J. Nagel sich zusätzlich zur Wissenschaft in Kirche und Bundeswehr als Priester, Lehrer und Wegweiser erworben hat, drückt sich auch in der Ernennung zum Kaplan seiner Heiligkeit (Monsignore 1984) und die Verleihung des Ehrenkreuzes der Bundeswehr in Gold (1995) aus.

Am 21. Juni verabschiedete sich der Hamburger Wirkungskreis – Institut für Theologie und Frieden, Universität der Bundeswehr Hamburg, der Standort Hamburg und die katholische Kirche – mit einem Requiem in der Dom-Kirche St. Marien von Professor Nagel. Seine Beisetzung erfolgte am 22. Juni in Köln-Höhenhaus auf dem Friedhof der Pfarrgemeinde St. Baptist.

(PS/IThF/KMBA)

PORTRAIT:

Als Frau im Dienst an der Kirche unter Soldaten

Brigitte Mathias verabschiedet sich nach 23 Jahren engagiertem Laienapostolat aus der Kirche unter Soldaten

Für mich geht nun die Zeit der Mitarbeit im aktiven Laienapostolat der Katholischen Militärseelsorge zu Ende. Mein Mann ist pensioniert – und gehört somit nicht mehr zum Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs.

Auf 23 Jahre aktive Laienarbeit im Bereich der Militärseelsorge kann ich zurückblicken:

- Ich war damals – 1978 – 29 Jahre alt, hatte zwei kleine Kinder und bin angesprochen worden, ob ich am Standort im PGR mitarbeiten würde: Ich habe gern ja gesagt. Bis Ende März d.J. war ich in diesem Gremium tätig, zeitweise als Vorsitzende.
- 1981 nahm ich zum ersten Mal an einer „Woche der Begegnung“ teil – in Essen-Haidhausen. In der Teilnehmerliste aus dem Jahr 1981 waren u.a. vier Personen aufgeführt, die auch heute noch in verschiedenen Funktionen tätig sind: Militärdekan Walter Theis, Jürgen Bringmann, Karl-Jürgen Klein und Paul Schulz. Aus dem Bereich der Pfarngemeinderäte, jetzt Seelsorgebezirksräte, bin ich jedoch die einzige „Alte“.

Auch hier bei Ihnen in der Zentralen Versammlung habe ich mich immer wohl gefühlt und gern mitgearbeitet und – dem Himmel und einigen anderen Personen sei Dank – es war mir seit 1981 jedes Jahr möglich, an der jeweiligen „Woche der Begegnung“ teilzunehmen. Dies ist somit meine 21. Woche der Begegnung. Insgesamt habe ich 15 Jahre lang Sachausschussarbeit geleistet, davon 8 Jahre als Mitglied im Vorstand und Leitung des Sachausschusses „Frau und Familie“.

Diese Zeit war geprägt durch intensive inhaltliche Arbeit und gute freundschaftliche Kontakte mit allen Vorstands- und Sachausschussmitgliedern. Auch die Mitarbeiter im KMBA haben mir immer zur Seite gestanden.

Im Rückblick auf diese 23 Jahre kann ich sagen, dass die Katholische



Militärseelsorge für mich, und ich glaube, ich kann meinen Mann und meine Kinder hier mit einschließen, dass sie für mich eine große Familie war, in der ich mich aufgehoben und getragen fühlte: Im Standort, bei Familienwochenenden oder Werkwochen, in der Sachausschuss- und Vorstandsarbeit. Viele Themen, die besprochen wurden, waren für mich eine solide Grundlage für manche Lebensentscheidungen.

Zur Struktur der ZV möchte ich noch sagen, dass wir froh darüber sein können, dass die Delegierten von der Basis kommen, sozusagen aus der Praxis für die Praxis. Nur so ist m.E. eine effektive Arbeit für uns alle sinnvoll.

Und wir haben gute Arbeit in all dieser Zeit bisher geleistet, wir haben viel voneinander gelernt, viel miteinander gelacht, aber auch viel miteinander gebetet.

Ich gehe mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Einen Teil meines Lebens habe ich mit der Militärseelsorge verbracht, und ich bin noch jung genug, mich anderweitig ehrenamtlich zu engagieren. So möchte ich mich hier und jetzt von Ihnen allen verabschieden:

- Von meinen treuen Mitarbeiterinnen im Sachausschuss, die mich stark unterstützt und mir einiges an Arbeit abgenommen haben. Ich danke euch allen sehr.
- Von meinen lieben Kameraden im Vorstand, die für mich stets ein

offenes Ohr hatten und mir immer hilfreich zur Seite standen. Auch euch ein herzlicher Dank.

- Von den Delegierten aus allen Wehrbereichen, von denen viele bereits lange Zeit hierher kommen und sich – so meine ich – immer gefreut hatten, mich wieder zu sehen.
- Von den Geistlichen, hier besonders von dir, lieber Walter Theis, der mir über die vielen Jahre ein väterlicher Berater und Freund war. Ganz lieben Dank dafür.
- Von den Mitarbeitern im KMBA, da nenne ich die Herren Heinz, Herber und Bradatsch. Sie haben mich immer unterstützt. Auch dafür danke ich.
- Von jedem, den ich jetzt vielleicht vergessen habe zu erwähnen.

Ich wünsche Ihnen, dass auch Sie viele Jahre die Katholischen Militärseelsorge – und hier schließe ich die GKS mit ein – als Ihre zweite Familie erleben, dass Sie sich hier wohl fühlen und deshalb gern Ihre Mitarbeit anbieten.

Sprechen Sie andere Menschen an und fragen Sie sie immer wieder, ob sie mit Ihnen zusammen dem jeweiligen Militargeistlichen als Ansprechperson zur Verfügung stehen möchten. Gehen Sie auf die Menschen zu, denn in den meisten Fällen ist es die persönliche Ansprache, die zum Erfolg führt.

Im nächsten Jahr bei der „Woche der Begegnung“ werde ich mit anderen ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern verabschiedet. Vielleicht darf ich die ganze Zeit dann als Gast noch einmal dabei sein. Ich würde mich sehr darüber freuen.

Dem neuen Vorstand wünsche ich mit Gottes Hilfe gutes Gelingen bei der anstehenden Arbeit. Zum Schluss möchte ich Ihnen danken, dass sie durch Ihre Teilnahme an den Gottesdiensten und Morgenbeten auch unseren Sachausschuss-Beitrag (Vorbereitung und Gestaltung der Gottesdienste und Morgengebete) gewürdigt haben.

Ich wünsche Ihnen weiterhin Gottes reichen Segen. □

GKS-KREIS NEUBURG/DONAU: FAMILIENWOCHELENDE

Jeder ist anders

Jeder ist anders. Was macht meine Persönlichkeit aus?“, lautete die Einladung des GKS-Kreises Neuburg/Donau zu einem Familienwochenende vom 30.03.-01.04.2001 in Lambach im Bayerische Wald. Das dortige Kolping-Familienhotel war erstmals Ort einer Veranstaltung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Wir wurden hier vom Heimleiterehepaar Santl recht herzlich aufgenommen und vom Chefkoch kulinarisch verwöhnt sowie vom Personal des Hauses hervorragend betreut.

Für den Referenten Hubert Liebhardt M.A. (Magister der Künste – er hat auch Theologie studiert) war es Neuland, mit Soldaten zu arbeiten und deren Familien kennenzulernen. In einer Armee ist es selbstverständlich, dass alle gleich aussehen (Uniform) und handeln (Befehle) sollen. Aber in jeder Uniform steckt ein anderer Mensch, und jeder fasst bestimmte Ordnungen anders auf. Man hat einen gemeinsamen Auftrag und verfolgt ein gleiches Ziel. Jeder hat aber ein anderes Temperament und eine andere Persönlichkeit.

Schon die alten Griechen (Hip-

pokrates) schufen hier eine Einteilung, die auch heute noch Gültigkeit hat. Es ist schon erstaunlich, daß vor ca. 3000 Jahren (ohne PC) die Menschen mit ihrer Einschätzung richtig lagen. Die Charaktere kann man nach wie vor in vier bestimmte Typen einteilen. Die Persönlichkeitsentwicklung ist von verschiedenen Faktoren abhängig. Jeder Mensch entwickelt sich anders (auch bei Geschwistern) und gerade das ist immer wieder das Neue und Interessante an uns Menschen. Es unterscheidet uns von den anderen Lebewesen.

Im Laufe von Generationen haben sich natürlich Werte verändert und Schwerpunkte von Persönlichkeit und Erziehung ebenso. Es ist ein ständiger Prozess zum Umdenken und Andern. Diese Entwicklungen und Formen haben sich sowohl in den positiven als auch in den negativen Bereich entwickelt. Auch Gefühle sind wichtig, die wir als Säuglinge, Kleinkinder, Kinder, Jugendliche und Erwachsene im Laufe unseres Lebens spüren und erfahren. Sie prägen und verändern uns. Den einen mehr als den anderen.

Referent Liebhardt hat es ver-

standen, dass wir uns sehr intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt haben. Sei dies in der Diskussion, der Gruppenarbeit und beim Feedback, aber auch im Einzelgespräch der Teilnehmer untereinander. So lernte man den Anderen kennen, setzte sich mit ihm auseinander und verglich Standpunkte. Es war eine Erfahrung für Neu- und Altteilnehmer von solchen Veranstaltungen.

Die Kinderbetreuung war prima organisiert, die Kleinen bastelten im gut ausgestatteten Kindergarten schöne Taschen, die Größeren veranstalteten in der vorhandenen Sporthalle allerlei Ballspiele.

Da unser Militärpfarrer aus Termingründen nicht teilnehmen konnte, erklärte sich der 89-jährige KolpingPräses Zeller aus Regensburg bereit, den von uns vorbereiteten Gottesdienst mit uns zu feiern, an dem die Kolpingsfamilie Oberhaching teilnahm. Die Kollekte für die Nachbarschaftshilfe von Zentraler Versammlung und GKS erbrachte 110,38 Mark.

Es war ein kurzweiliges und viel zu schnell vergehendes Wochenende. Unser Kreis freut sich auf eine Fortsetzung dieser Reihe eventuell im nächsten Jahr.

(Georg Schneeberger)

GKS-KREIS BONN: FAMILIENWOCHELENDE

Wenn Kinder über Sterben sprechen

Rund 40 Erwachsene und Kinder waren in der Kolping-Familienferienstätte in Olpe am Biggensee zusammen gekommen, um an einem Familienwochenende des Katholischen Standortpfarrers Bonn teilzunehmen. Mit dabei waren auch zahlreiche Angehörige der GKS. Für den erkrankten Militärdekan Dr. Wolfgang Fey und den urlaubsbedingt abwesenden Bonner Pfarrhelfer hatte mit Hans-Wilhelm Jung einer der Kölner Pfarrhelfer die Leitung der Veranstaltung übernommen und diese Aufgabe souverän erledigt.

Während die Kinder spazieren gingen, bastelten und spielten, standen für die Erwachsenen ein Vortrag und ein Gespräch mit der Referentin Birgit Halbe zur Thematik „Wenn Kinder über Sterben sprechen“ im

Mittelpunkt des Bildungsteils. Birgit Halbe ist Leiterin des bisher einzigen Kinderhospizes in Deutschland, dem Haus „Balthasar“ in Olpe. In diesem Haus können todkranke Kinder gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern Hilfe finden. Die Erhaltung der Lebensqualität sowie das Eingehen auf persönliche Wünsche stehen in diesem Hospiz an erster Stelle.

Rund um die Uhr werden die Kinder, die keinerlei Heilungschancen mehr haben, pflegerisch, pädagogisch und seelsorgerisch von geschulten Fachkräften (zu ihnen gehören Ärzte, Psychologen, Therapeuten, Seelsorger, Krankenpfleger und auch ehrenamtliche Helferinnen und Helfer) betreut. Jedoch erinnert nichts an sterile Klinikatmosphäre.

Durch die Betreuung werden die Familien vom permanenten Druck der Intensivpflege entlastet. So erhält die Familie eine Atempause. Eine Besonderheit ist auch die seelsorgerische Sterbebegleitung.

In ergreifender Weise stellte Birgit Halbe ihre Arbeit im Hospiz vor, so dass den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Vortrages mehr als einmal die Tränen ob der sehr realistisch geschilderten Umstände des unmittelbaren Umganges mit dem Tod von Kindern in den Augen standen. Sie beschrieb den Hospiz als „einen Ort zum Leben und Lachen, Sterben und Trauern.“ In einer angeregten Diskussion brachten die Gesprächsteilnehmer dann auch ihre Erfahrungen mit dem Tod mit ein.

Am Nachmittag wurde für alle Interessierten ein Ausflug in die „Atta-Höhle“ in Attendorn angebo-

Fortsetzung auf Seite 106, u.

FGKS: MITGLIEDERVERSAMMLUNG ZIEHT BILANZ 2000

Förderkreis unterstützt erste Projekte

BERND ENGLERT

Der Förderkreis der GKS hat erste Projekte wie die Öffentlichkeitsarbeit auf dem Katholikentag in Hamburg und die humanitäre Hilfsaktion NOVA MALA in Mazedonien finanziell unterstützt.

Dies wurde auf der Mitgliederversammlung am 27. April in Berlin, bei der eine insgesamt positive Bilanz gezogen wurde, bekannt.

Auf dem Feld der Öffentlichkeitsarbeit handelt es sich im Einzelnen um Werbematerial für den letzten Katholikentag in Hamburg (mit GKS-Logo versehene Keramikbecher, Aufkleber und Kugelschreiber) sowie um die Einrichtung einer Webseite der GKS im Internet, in der auch der Förderkreis vorgestellt wird und die inzwischen abgerufen werden kann (www.gemeinschaft-katholischer-soldaten.de). Auf diese Weise kann die GKS ihre Öffentlichkeitsarbeit verbessern, auf ihre Anliegen hinweisen und Interesse wecken.

Der Förderkreis hat ebenfalls humanitäre Projekte unterstützt, NOVA MALA (Mazedonien) und das bereits seit längerer Zeit laufende Vorhaben in NOVOPASSKOJE (Russland), hier der Transport von Hilfsgütern und die Schulpeisung.

Der Vorsitzende, Oberst Dipl. Ing Karl-Jürgen Klein, stellte während der Mitgliederversammlung nochmals das Projekt NOVA MALA in Mazedonien vor (s.a. AUFTRAG 242). Die Teilnehmer waren von der Art und Weise, wie dieses Vorhaben umgesetzt wurde, besonders beeindruckt.

Fortsetzung von Seite 105

ten. Die „Atta-Höhle“ ist eine sehr beeindruckenden Tropfsteinhöhle, eine Attraktion unterirdischer Wunderwelt, von der vor allem die Kinder begeistert waren. Ein gemütliches Beisammensein am Abend, auch hier wurden die Kids ausgezeichnet betreut, rundete diesen Tag ab. Dabei wurde die Gelegenheit wahrgenommen, auf die Ziele der GKS und auf den Förderkreis der GKS hinzuweisen.

Oberst Klein wies darauf hin, dass aufgrund des Zeitdrucks am Ende der Kontingenzzeit leider nicht alle begonnenen Arbeiten abgeschlossen werden konnten. So sei das kleine Gemeindehaus, in dem sich bei schlechtem Wetter und im Winter die Kinder versammeln können nicht – wie ursprünglich geplant – so weit fertig gestellt worden, dass es für Begegnungen, (Glaubens-)Gespräche und gesellige Veranstaltungen genutzt werden könne.

Spontan beantragten anwesenden Mitgliedern des FGKS, dieses Projekt nochmals zu unterstützen, damit die erforderlichen Abschlussarbeiten durch ortsansässige Firmen zum Ende geführt werden können.

In diesem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen, dass alle, die zum vollen Erfolg dieser humanitären Aktion auch jetzt noch beitragen wollen, die Möglichkeit haben, dies durch eine Einzahlung auf das Spendenkonto des Projekts (Oberst Klein, LogRgt, Pax Bank Aachen, Kto-Nr. 1012836011, BLZ 39160191, Stichwort „NOVA MALA“) zu tun.

Über den endgültigen Abschluss dieses Hilfsprojektes soll bei der Mitgliederversammlung im Herbst 2002 ausführlich berichtet werden, ebenso wie über all das, was 2001 und 2002 gefördert wird.

Die Hilfsprojekte NOVA MALA und NOVOPASSKOJE würden in besonderer Weise dem Selbstverständnis der Mitglieder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, nämlich Soldaten für den Frieden zu sein,

Am Sonntag stand ein gemeinsamer Gottesdienst auf dem Veranstaltungsprogramm. Da jedoch kein Militärpfarrer hierfür gewonnen werden konnte und das Kolpinghaus nicht über einen Hauspfarrer verfügt, nahm die Gruppe in der „Heilig-Geist-Kirche“ in Olpe an einem Familiengottesdienst teil. Hier wurden die katholischen Soldatenfamilien freundlich aufgenommen und besonders begrüßt. Die Kinder

gerecht. Mit solchen Einsätzen für den Frieden in Regionen, die durch Krieg oder langjährige kommunistische Herrschaft gelitten haben, stelle die GKS ihre Glaubwürdigkeit unter Beweis und werbe gleichzeitig überzeugend für ihre Anliegen, war die übereinstimmende Ansicht der Vereinsmitglieder. Die GKS werde, wie jedes einzelne ihrer Mitglieder, an ihren Taten und weniger an ihren Worten gemessen.

Die Mitgliederversammlung wurde erstmals im Verlauf einer Bundeskonferenz der GKS abgehalten. Oberst Klein stellte fest, dass sich „dieses Modell als sehr erfolgreich erwiesen hat und daher auch in Zukunft beibehalten werden soll“, da die Teilnehmerzahl im Vergleich zu früheren Versammlungen mehr als verdreifacht werden konnte.

Der stellvertretende Vorsitzende, Oberst a.D. Bernd Englert, erläuterte, dass die organisatorische Aufbauarbeit abgeschlossen werden konnte. Die im vergangenen Jahr verabschiedete Geschäftsordnung (GO) regle die internen Verfahrensabläufe und habe ihre Bewährungsprobe bestanden. Sie legt unter anderem die Verwendung der Mittel und die Antragsverfahren fest. Die Interessen der Basis würden durch die GO angemessen berücksichtigt, da Kreise und Wehrbereiche über ihre zuständigen Vorsitzenden Anträge in den Bundesvorstand einbringen könnten und somit ein Ausgleich zwischen zentralen und dezentralen Anliegen er-

und auch ihre Eltern hatten die Gelegenheit, aktiv an der Gestaltung dieser Heiligen Messe mitzuwirken.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen ging das Familienwochenende zu Ende und die Teilnehmer/innen fuhren gestärkt an Leib und Seele an ihre Wohnorte zurück, reicher an Erfahrungen vor allem auch nach der intensiven Beschäftigung mit dem Tod nicht nur von Kindern.

(Wilfried Puth)

reicht werden könne, erläuterte Englert. Dem Bundesvorstand der GKS obliege es, die Anträge zu prüfen und sie im Falle der Befürwortung an den Vorstand des Förderkreises weiter zu leiten, der dann entscheide.

Der Schatzmeister, Stabsfeldwebel Hubert Berners, trug zur Mitgliederentwicklung und zur Kassenlage vor. Die Mitgliederzahl sei im Berichtsjahr von 199 auf 228 gestiegen; zehn Austritte waren zu verzeichnen.

Es stehe eine der Geschäftsordnung entsprechende Rücklage zur Verfügung. Von den Jahreseinnahmen in Höhe von 19.893 Mark seien 17.738 abgeflossen, davon 94% für Projekte der GKS und der Rest für Verwaltungsaufwand (Rücklastschriften, Zinsabschlagsteuer, Bürobedarf, Porto, Bankgebühren).

Die Kassenprüfer lobten die akkurate Arbeit des Schatzmeisters und den niedrigen Anteil an Verwaltungskosten. Der Vorstand wurde einstimmig durch die Mitgliederversammlung entlastet.

Der stellvertretende Vorsitzende, Oberst a.D. Englert und der Schatzmeister, Stabsfeldwebel Berners, wurden bei eigener Stimmenthaltung einstimmig für zwei Jahre wieder gewählt.

Abschließend wurde beschlossen, ab 1. Januar 2002 die Mitglieds-

beiträge wie folgt an die Währungsumstellung anzupassen:

- Einzelmitgliedschaft 30 Euro
- Familienmitgliedschaft 50 Euro

In seinem Schlusswort dankte der Vorsitzende des Förderkreises den Mitgliedern für ihre konkrete, finanzielle Unterstützung, die es ermögliche, Projekte der GKS zu fördern. Er wies darauf hin, dass es allen ein Anliegen sein müsse, die Zahl der Mitglieder weiter zu erhöhen. Vor allem sollten sich mehr aktive Soldaten – bisher stellen sie nur ein Drittel – bereit erklären, beizutreten. Es könne nicht oft genug wiederholt werden, dass der Förderkreis kein Verein für Ehemalige sei. Alle, Aktive, Ehemalige und Interessierte, seien aufgerufen, durch den Beitritt ihre Identität mit den Zielen der GKS zu bekunden und ihre volle Unterstützung zu untermauern. Klein machte erneut deutlich, dass die GKS vom freiwilligen Engagement ihrer Mitglieder lebe und im Hinblick auf die Haushaltsentwicklung würden finanzielle Beiträge durch den Förderkreis immer wichtiger. Auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen würden vor dem Hintergrund abnehmender staatlicher Zuwendungen Fördervereine gegründet, um im Rahmen des Möglichen die entstehenden Lücken in Eigenverantwortung zu schließen meinte Klein. □

PERSONALIA:

Thomas Stolz neuer Moderator des Priesterrates des Militärbischofs

Thomas Stolz (39), Katholischer Standortpfarrer Calw, wurde am 29. Mai 2001 während der Priesterratssitzung in Eichstätt zum Moderator des Priesterrates gewählt. Stolz, Priester der Erzdiözese Paderborn, ist seit September 1999 für die seelsorgliche Betreuung der Soldatinnen und Soldaten der Graf-Zeppelin-Kaserne in Calw zuständig. Zu seinem Seelsorgebezirk gehören auch Truppenteile und Dienststellen in Horb und in Stuttgart.

Der Priesterrat ist ein Beratungsgremium des Militärbischofs und dient in erster Linie der Vermittlung zwischen Bischof und Geistlichen. Die Beratungsgebiete erstrecken sich auf die Ausübung des Lehramtes durch den Militärbischof, Fragen der Pastoral und des priesterlichen Dienstes, der Weiterbildung der Militärgeistlichen, der Thematik und Gestaltung der Gesamtkonferenz, der ökumenischen Zusammenarbeit, Thematik und Methodik des lebenskundlichen Unterrichts und Einzelfragen. Der Priesterrat handelt im Auftrag und im Namen aller hauptamtlichen Militargeistlichen. Sein Vorsitzender ist der Militärbischof.

(PS/KMBA)

AUTOREN

(soweit nicht in den Einführungen zu ihren Beiträgen vorgestellt)

Altendorf, Prof. Dr. Wolfgang

Publizist, Gründer der Altendorfstiftung in Freudenstadt/Schwarzwald, gelegentliche Beiträge im AUFTRAG.

Böhler, Volker W.

Oberst a.D., bis 1999 Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung. Von 1992-95 Leiter eines Militärattaché-Stabes für die Länder Syrien, den Libanon und Jordanien.

Klein, Carmen

can. iur., Mitglied im FGKS, gelegentliche Beiträge im AUFTRAG

Corrins, Dr. Robert, Glasgow,

Präsident des Europäischen Forums der Nationalen Laienkomitees. Vortrag vor der Vollversammlung des ZdK in Bonn-Bad Godesberg am 05.05.2001.

Krömer, Doris

Pfarrhelferin beim Katholischen Standortpfarrer IV in Koblenz.

Liebetanz, Klaus

Major a.D., Berater für humanitäre Hilfe im Ausland, Dörverden/Aller.

Roth, Prof. Dr. Paul

Professor für Politikwissenschaft an der Bundeswehruniversität München; seit 1990 emeritiert.

Schmidt, Alois

Oberstabsfeldwebel in Erfurt, Ansprechpartner der GKS für den Wehrbereich VII.

Schmitt, Richard

Oberstleutnant im Heeresamt Köln, seit vielen Jahren engagiert im organisierten Laienapostolat, bis April 2001 Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung.

Schuh, Professor Horst

Psychologe und hauptamtlich Lehrender an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung; Oberst d.R., eingesetzt im 2. u. 3. KFOR-Kontingent als Truppenpsychologe im Kosovo.

Stuff, Eckhard

Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter. Veröffentlichungen im AUFTRAG.

Tintelott, Hubert

Generalsekretär von Kolping international Köln, Vorsitzender Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands (AGKOD).

Woitzik, Karl-Heinz

Mitarbeiter der Deutschen Welle Köln, Fregattenkapitän d.R., stellvertretender Vorsitzender GKS-Kreis Bonn.

GKS-Akademie Oberst Helmut Korn

Das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer verteidigen
– Soldatsein ein Beruf wie jeder andere?

Die GKS führt in Zusammenarbeit mit dem Bonifatiushaus Fulda das 8. Seminar der Akademie Oberst Helmut Korn durch.

Thema: „DAS RECHT UND DIE FREIHEIT DES DEUTSCHEN VOLKES TAPFER VERTEIDIGEN – SOLDATSEIN EIN BERUF WIE JEDER ANDERE?“

Zeit: 29. Oktober bis 2. November 2001

Ort: Bonifatiushaus Fulda

Mit dem gewählten Thema stellt sich die GKS den Fragen, die sich aus der Reform der Bundeswehr für den Beruf, das Bild und das Selbstverständnis des Soldaten sowie für die Militärseelsorge als „Kirche unter Soldaten“ ergeben. Es geht neben den ethischen Grundlagen auch um die Zusammenarbeit in einer vernetzten Welt sowohl mit anderen Streitkräften als auch mit zivilen Hilfseinrichtungen

Eingebunden in das Seminar ist wieder ein Ausflug mit Begegnungen und Gesprächen über den Zaun hinweg. Diesmal wurde das VW-Werk in Braunatal bei Kassel ausgewählt.

Die Akademie Oberst Helmut Korn ist eine 1987 gegründete Einrichtung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS). Sie findet alle zwei Jahre jeweils Anfang November statt. Ihr Ziel ist es, vor allem jüngeren Offizieren und Unteroffizieren Wege durch das Spannungsfeld zwischen Beruf und Politik, Führungsverantwortung und Individualisierung aufzuzeigen.

Die Akademie ist nach dem Mitbegründer und geistigen Vater der GKS, Oberst Dr. Helmut Korn (†1983), benannt. Schirmherr ist Generalmajor Karl-Heinz Lather, Kommandierender General des II. US/GE Korps in Ulm. Geleitet wird die Akademie vom Ehrenbundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant a.D. Paul Schulz.

Im Bonifatiushaus, einer Bildungsstätte der Diözese Fulda, hat die GKS einen in Deutschland zentral gelegenen Ort der Begegnung gefunden, der durch die vom „Apostel der Deutschen“ begründete christliche Tradition und die damit verbundene geistig-geistliche Aufgeschlossenheit bestimmt ist.

Zielgruppe für die Teilnahme an einem Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn

- jüngere Offiziere und Offizieranwärter
- jüngere Unteroffiziere und Unteroffizieranwärter

Anmeldung

- umgehend bis spätestens 1. September 2001

Programm:

Montag, 29. Oktober

- 14.00 Uhr Anreise, Kaffee
- 14.30 Uhr Begrüßung, Einweisung in das Seminar
- 16.00 Uhr Empfang durch den Oberbürgermeister der Stadt Fulda Dr. Alois Riehl im Stadtschloss mit Besichtigung
Abendessen
- 19.00 Uhr „Zur Verantwortung des Christen – Freiheit in einer vernetzten Welt“, Vortrag mit Aussprache, offener Akademieabend, Referent: Prof. Dr. Gerhard Kruij, Hannover

Dienstag, 30. Oktober

- 09.00 Uhr „Bundeswehr in der Reform: Planung – Umsetzung – Perspektiven“
Vortrag mit Aussprache, Referent: VAdm Bernd Heise, Inspekteur der Streitkräftebasis, Bonn
- 15.00 Uhr „Soldatsein heute, ein Beruf wie jeder andere?“ Vortrag mit Aussprache, Referent: GM Karl-Heinz Lather, Kommandierender General II. GE/US Korps, Schirmherr der GKS-Akademie
- 18.00 Uhr „Herausforderungen der Militärseelsorge angesichts der Veränderungen in der Bundeswehr“ - Vortrag und Akademieabend des Katholischen Militärbischofs Dr. Walter Mixa mit Gästen aus Bundeswehr und Gesellschaft
- anschl. Empfang des Militärbischofs

- über den Katholischen Standortpfarrer oder den Vorsitzenden des örtlichen GKS-Kreises/Ansprechpartner der GKS oder unmittelbar beim Referenten beim Bundesvorstand der GKS:

Referent Bundesvorstand der GKS
 Oberst a.D. Jürgen Bringmann
 Breite Straße 25, 53111 Bonn
 Postfach 32 32, 53022 Bonn
 Tel: 0228-638762, Fax: 0228-638763
 eMail: ONDILO-GKS-AMI@t-online.de

- soll folgende Angaben enthalten: Name, Vorname, Geburtsdatum, Dienstgrad, Truppenteil/Dienststelle mit Anschrift, Privatanschrift, Tel/Fax.
- wird entsprechend ihres Eingangs und der Zugehörigkeit zur Zielgruppe berücksichtigt. Kann eine Anmeldung z.B. aus Platzgründen nicht angenommen werden, erfolgt unverzüglich eine Benachrichtigung durch den Referenten Bundesvorstand.

Mittwoch, 31. Oktober (Reformationstag)

- 09.00 Uhr „Der Beitrag des Soldaten zum Weltfrieden – ‘Gerechter Friede’ und Einsatz von Streitkräften zur humanitären Hilfe in Krisenregionen“ – Podiumsdiskussion mit Militärbischof Dr. Walter Mixa, Oberst Karl-Jürgen Klein (KFOR), Oberst Brunot Pinget (ehem. Chef des Stabes GE/FR Brigade Mülheim) und Militärpfarrern mit Erfahrungen bei Friedenseinsätzen, Moderation Major d.R. Gunter Geiger, Fulda
- 14.00 Uhr „Bonifatius und die europäische Tradition“, Führung durch den Leiter des städtischen Kulturamtes Dr. Werner Kirchoff zum Bonifatiusgrab und zur Michaelskappelle
 anschl. Möglichkeit zum Besuch der Stadt Fulda

Donnerstag, 01.11. (Allerheiligen)

- 07.30 Uhr Gottesdienst zum Allerheiligenfest
 Geistl. Beirat der GKS
- 09.10 Uhr Exkursion „Blick über den Zaun“, Besichtigung VW-Werk Braunatal, Gespräche mit Werksleitung und Betriebsrat zu „Wirtschafts- und Unternehmensethik: Entfaltung des Menschen unter modernen Arbeitsbedingungen“
 anschl. Stadtrundfahrt Kassel; Abschluss im Kolpingzentrum Kassel: Gespräch mit ehem. Militärdekan Kirchner über „Die kirchliche Situation in Nordhessen“

Freitag, 02.11. (Allerseelen)

- 08.00 Uhr Gottesdienst zum Ausklang der Akademie
 Kath. Wehrbereichsdekan IV
 anschl. Frühstück, Ende des Seminars und Abreise

Kostenbeitrag:

Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Für Unterkunft und Verpflegung wird der für Veranstaltungen der Militärseelsorge übliche, gestaffelte Tagessatz für 4 Tage erhoben:

- Wehrsoldempfänger 4 x 9,00 = DM 36,00
- bis Bes.Grp A8 4 x 13,00 = DM 52,00
- Bes.Grp A9–A12 4 x 20,00 = DM 80,00
- Bes.Grp A13–A15 4 x 24,00 = DM 96,00
- ab Bes.Grp A16 4 x 33,00 = DM 132,00

Der Eigenanteil ist beim Eintreffen am Seminarort zu entrichten. Sollten Sie Ihre Anmeldung kurzfristig – d.h. nach dem 01.10.2001 – zurückziehen, muss der Veranstalter eine Ausfallgebühr in Höhe des Eigenanteils in Rechnung stellen. Diese kann durch Teilnahme einer von Ihnen benannten Ersatzperson vermieden werden.

Hinweis auf Urlaubsregelung:

Das Seminar ist eine Veranstaltung der Katholischen Militärseelsorge. Soldaten können Sonderurlaub gem. ZDV 66/1, Nr. 1, in Verbindung mit den Ausführungsbestimmungen der Soldatenurlaubsverordnung (SUV – ZDv 14/5, Teil F, Nr. 74) beantragen.

An- und Abreise:

Die Anreise soll mit der Deutschen Bahn erfolgen. Für diese Veranstaltung der Militärseelsorge stellt die zuständige Truppenverwaltung eine Militärdienststrückfahrkarte 2. Klasse aus, ggf. mit IC-Zuschlägen.

Bei Benutzung von Privat-Pkw werden Fahrtkosten in Höhe einer Militärdienstfahrkarte 2. Klasse und ggf. Mitnahmeentschädigung erstattet. Die Benutzung des Privat-Pkw erfolgt auf eigene Gefahr.

Das Bonifatiushaus erreicht man ab Busbahnhof mit der Linie 1A und 2 (Richtung Haimbach/ Maberzell) bis Haltestelle Andreasberg. Zum Busbahnhof können Sie mit den Linien 3 und 4 fahren.

„Gerechter Friede“:

Zur Problematik bewaffneter Interventionen

(150) Das Ziel, Gewaltanwendung aus der internationalen Politik zu verbannen, kann auch in Zukunft mit der Pflicht kollidieren, Menschen vor fremder Willkür und Gewalt wirksam zu schützen. Dies gilt nicht nur in herkömmlichen zwischenstaatlichen Konflikten, sondern auch bei systematischer Gewaltanwendung gegen verfolgte Minderheiten innerhalb bestehender Staaten oder in Fällen terroristischer Geiselnahme und Erpressung. In solchen Situationen stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen die Anwendung von Gegengewalt gerechtfertigt sein kann. Denn noch immer fehlt einzelnen Staaten wie der Völkergemeinschaft insgesamt ein geeignetes Instrumentarium, das auch für solche Grenzfälle den Griff zur Gegengewalt überflüssig macht.

Zeitgeschichte

Gabriel Gorodetzky: Die große Täuschung. Hitler, Stalin und das Unternehmen „Barbarossa“. Siedler Verlag, Berlin 2001, 511 S., DM 49,90

„Die große Täuschung“ zeigt die Vorgeschichte des Russlandfeldzuges auf, vom Kriegsausbruch 1939 bis zum Beginn des Unternehmens „Barbarossa“. Der israelische Autor Gabriel Gorodetzky ist Professor für Russische Geschichte an der Universität Tel Aviv. Sein wichtigstes Erkenntnisinteresse beschreibt er wie folgt: „Das Hauptanliegen des Buches ist es allerdings, Licht in Stalins Politik vor Ausbruch des Krieges zu bringen. Nach mehr als einem halben Jahrhundert Forschungsarbeit bietet sich Stalins Politik immer noch so dar, wie Churchill sie beschrieb, nämlich als ein ‘Rätsel, ein undurchdringliches Geheimnis’.“

Im einleitenden Kapitel geht Gabriel Gorodetzky auf den Kriegsausbruch und den Ribbentrop-Molotow-Pakt ein, konzentriert sich dann aber auf das Jahr, das Hitlers Überfall auf Russland vorausging. Denn Gorodetzky sieht in diesem Jahr entscheidende Weichenstellungen zum Krieg zwischen Hitler und Stalin. Das bedeutet allerdings auch, dass er die These, dass Hitlers Konzept zwangsläufig zum Krieg mit Russland führen musste, in Frage stellt. Gabriel Gorodetzky sieht vielmehr die Abfolge der militärischen und politischen Entwicklung vom Frühjahr 1940 bis zum Juni 1941 als entscheidend für die deutsche Offensive gegen Russland an. Eine große und – so der Autor – bisher unterschätzte Rolle spielten die Verhandlungen über die Zukunft des Balkans, die Donaukonferenz, der Zugang vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer und natürlich die rumänischen Ölfelder. Insbesondere die Verhandlungen über die Kontrolle der Donaumündung lagen im unmittelbaren Vorfeld des Russlandfeldzuges und werden in ihren Auswirkungen ausreichend gewürdigt: „Es ist deshalb kein Zufall, dass die Entscheidung über die Realisierung der Weisung Nr. 21, dem Unternehmen ‘Barbarossa’, am Morgen nach dem Scheitern dieser Verhandlungen fiel. Mit dieser Weisung wurde der Wehrmacht befohlen, ‘darauf vorbereitet zu sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen’. Der besondere politische, diplomatische und militärische Hintergrund, vor dem dieser Entschluss gefasst wurde, lässt ernste Zweifel daran aufkommen, dass dabei ideologische Überlegungen eine Rolle spielten. Zwar wurden wirtschaftliche Vorteile ins Kalkül gezogen, die Operation selbst zielte aber nicht darauf ab, neuen Lebensraum zu erobern, da das Hinterland mit dem Balkan und dem übrigen besetzten Europa bereits geschaffen war.“

Das ist eine ernste Infragestellung der These der Zwangsläufigkeit des deutschen Russlandfeldzuges auf Grund Hitlers ideologischer Weltanschauung.

Aber Gorodetzky hat auch auf anderen Feldern Neues zu bieten. So beleuchtet er anschaulich das Verhältnis von Stalin zu seiner diplomatischen und militärischen Führungsschicht (Molotow, Schukow, Woroschi-

low u.a.) und stellt die Abläufe auf russischer Seite in einen analytischen Zusammenhang. Auch wirft das Buch ein Licht auf die Bedeutung des Fluges von Rudolf Heß und die darauf einsetzenden Interpretationen dieser Handlung. Die Entwicklung des britisch-russischen Verhältnisses im Vorfeld von „Barbarossa“ wird aufgezeigt und die zahlreichen Aktivitäten des rührigen russischen Botschafters Mouskoff werden offen gelegt.

Und schließlich wird ein weiteres Mal die These vom deutschen Präventivkrieg auch unter Hinzuziehung neuer Quellen widerlegt. Bis zum 22. Juni glaubte Stalin, dass London Kriegsgerüchte fabriziere, um Russland in einen unnötigen Waffengang zu locken. Auf deutscher Seite sah er waghalsige reaktionäre Generäle, die den – wie er selbst – kühl Realpolitik betreibenden Hitler in den Krieg leiten wollten. Der 22. Juni 1941 war ohne Zweifel auch für den hartgesottenen Stalin ein Schock. (Eckhard Stuff)

Reinhard Hauschild, Im Rachen der Schlange, Roman; Verlag Siegfried Bublies, Schnellbach, 736 S.

Der Autor, Oberst a.D., ist den älteren Soldaten der Bundeswehr als Kommandeur des Rundfunkbataillons von Andernach und als Kommandeur der Schule für Psychologische Verteidigung kein unbekannter. Einigen wenigen ist sein Name auch als begabter und hoch ausgezeichneter Hobby-Koch geläufig.

Mit diesem dritten Buch greift Hauschild ein sehr heikles Thema auf: Soldat im „Dritten Reich“.

In die Gestalt des General Dr. Kirschweg lässt er viele persönliche Erlebnisse und Gedanken einfließen. Sein Wandel vom Bewunderer des Staatsmannes Hitler, vom Kriegsfreiwilligen bis zum Ablehnen Hitlers und des Nationalsozialismus ist lang und glaubhaft geschildert. Dieser Weg ist übrigens bezeichnend für Jugendliche, die einseitig nur von Goebbels Propaganda „informiert“ – besser desinformiert – waren. Es ist dem Autor auch abzunehmen, dass er erst in der Endphase des Krieges von den Gräueln gegen die Juden erfahren haben will. Nachdenklich stimmt, dass er bei einigen Negativ-Erlebnissen nicht tiefer geforscht hat (Pogrome 9. Nov. 38 etc.).

Deutlich wird auch seine Motivation, sich 1956 beim Aufbau der Bundeswehr wieder zur Verfügung zu stellen. Seine Haltung in der Bundeswehr und seine positive Einstellung zur Inneren Führung sind bekannt und auch in der Darstellung des Generals glaubwürdig übergebracht.

Das Buch ist flüssig geschrieben und gut zu lesen. Etliche Längen bei der Beschreibung persönlicher Erlebnisse stören dabei nicht. Seine Schilderung erotischer Erlebnisse wird vielleicht manchem Jugendlichen von Heute „altbacken“ erscheinen. Sie ist jedoch symptomatisch für einen Teil der damaligen gebildeten Jugend, die die „blaue Blume“ suchen und „rein bleiben und reif werden“ wollte. Für den Leser etwas befremdlich ist, wenn (S. 332) von „General Fegelein“ gesprochen wird, dieser war SS-Gruppenführer, Vertreter Himmlers im Führerhauptquartier und der höchstrangige Deserteur, ein Schwager Hitlers.

Als Nachtrag muss noch erwähnt werden, die Wandlung des Autors in seiner Einstellung zum 20. Juli 1944, dem Attentat auf Hitler. Man kann dem Buch entnehmen, wie schwer und auch qualvoll diese Gesinnungsänderung sich bei dem Autor vollzogen hat.

Sie steht im Gegensatz zu meiner eigenen, die sich in Kämpfen an der Invasionsfront vollzog. Danach fiel mir der Dienst verdammt schwer und fand nur Sinn im Bewahren der anvertrauten Soldaten vor Not und Tod, soweit das möglich war. So ist dieses Buch Anlass für die Älteren zum Nachdenken und für jüngere Leser zum positiven Vorausdenken. (HF)

Das politische Buch

Niall Ferguson: Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft DVA, Stuttgart 2001, 464 S., DM 49,80

Der begabte britische Historiker Niall Ferguson hat auch hierzulande schon von sich reden gemacht: sein Werk „Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert“ wurde 1999 zum Bestseller. Auch sein neues Buch „Politik ohne Macht“ ist nicht aus schlechter Feder, zumindest provoziert es. Der Untertitel „Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft“ erscheint allerdings ein wenig irreführend.

Was will Ferguson? Vor allem setzt er sich mit allen Auffassungen kritisch auseinander, die den Verlauf der Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte auf ökonomische Entwicklungen zurückführen. Jede Form des ökonomischen Determinismus erscheint ihm zweifelhaft und wird von ihm an prominenten Beispielen seziert: weder Eric Hobsbawm noch Paul Kennedy kommen ungeschoren davon. Fergusons Ausgangspunkt: „Die Grundannahme dieses Werkes lautet, dass diese miteinander im Konflikt liegenden Impulse, nennen wir sie der Einfachheit halber Sex, Gewalt und Macht, einzeln oder gemeinsam wichtiger sein können als Geld, als das ökonomische Motiv. Politische Ereignisse und Institutionen haben oft die ökonomische Entwicklung beherrscht und erklären in der Tat ihre Ungleichmäßigkeit.“

Nicht Geld allein also regiert die Welt. Ferguson argumentiert gegen einen einfachen Kausalzusammenhang: „Der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Politik ist tatsächlich der Schlüssel zum Verständnis der modernen Welt. Aber die Vorstellung von der Existenz eines einfachen Kausalzusammenhangs zwischen beiden - und insbesondere zwischen Kapitalismus und Demokratie - ist vollkommen falsch.“ Und präzisiert später: „Die kausalen Zusammenhänge zwischen der Welt der Wirtschaft und jener der Politik existieren; aber sie sind so komplex und so zahlreich, dass jeder Versuch zum Scheitern verurteilt zu sein scheint, sie auf ein Modell verlässlicher Vorhersagekraft zu reduzieren.“

Jedes der vierzehn Kapitel lässt sich auf eine Kernfrage reduzieren. Die Fragen reichen von „Wie weit sind moderne Staaten Produkte von Kriegen?“ über „Macht wirtschaftlicher Wohlstand Regierungen populär“ bis „Wird die Welt politisch stärker fragmentiert oder integriert?“ Die Beantwortung der vierzehn Fragen bedeutet schließlich immer eine Zurückweisung alter oder

moderner ökonomisch deterministischer Geschichtsauffassungen.

Besonders hart geht der junge Oxfordprofessor am Ende des Buches zur Sache. Im vierzehnten Kapitel „Unterforderung“ tritt Niall Ferguson entschieden für eine Politik der militärischen Stärke ein. Den Vereinigten Staaten von Amerika mangelt es in seinen Augen am Willen, die Rolle des Weltpolizisten zu spielen, die der militärischen und ökonomischen Stärke des Landes angemessen wäre. Amerika unterfordert sich militärisch, meint Ferguson. Warum verfährt man nicht anders mit den Schurkenstaaten? Dazu der Brite: „Die Gründe, warum dies nicht geschehen wird, liegen in einer ideologischen Enttäuschung angesichts der Handhabung imperialer Macht; hinzu kommt eine übertriebene Vorstellung von der Reaktion Russlands und Chinas und eine kleinmütige Furcht vor dem Verlust von Soldaten. Kurzum, die größte Enttäuschung, mit der die Welt im 21. Jahrhundert konfrontiert ist, besteht darin, dass jener Staat, der über die ökonomischen Ressourcen verfügt, die Welt zu einem besseren Ort zu machen, nicht genügend Charakterstärke besitzt, das Entsprechende zu tun.“

Das ist starker Tobak, den Ferguson da anbietet. Zum Nachdenken regt er alle Mal an, auch wenn er die gesellschaftliche Akzeptanz einer solchen Politik der Stärke zumindest aus deutscher, wenn nicht aus kontinentaleuropäischer Perspektive wohl überschätzt. Und auch in den Vereinigten Staaten wäre eine breite Unterstützung eines solchen weltweiten Engagements nicht garantiert.

(Eckhard Stuff)

Religion und Kirche

Gott im globalen Dorf. Erzbischof John P. Foley im Gespräch mit Ulrich Bobinger. Sankt-Ulrich-Verlag, Augsburg 2000. 128 S., 29,80 Mark.

Zeitungen und Bücher, Radio und Fernsehen, Werbung und Internet sind täglich unsere ständigen Begleiter, bewusst oder unbewusst. Doch was Medien verbreiten ist von höchst unterschiedlicher Qualität. Sie orientieren sich an wirtschaftlichen, publikums- und werbewirksamen, meinungspolitischen sowie beeinflussenden Gesichtspunkten. Dabei werden oft ethische und traditionelle Werte verbogen oder ganz unterdrückt mit dem Hinweis, dies sei konservatives Denken, behindere den Fortschritt und entspreche nicht dem Geschmack des Publikums. So werden Probleme mit der Kinder- und Jugendkriminalität, des Selbstverständnisses des Einzelnen und der Verflachung der Kultur von Kritikern unseren Medien angelastet. Deshalb stehen viele Christen den Medien skeptisch gegenüber.

Erzbischof John P. Foley, Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel, differenziert in seinen Antworten auf die Fragen des Rundfunkjournalisten Ulrich Bobinger zur Medienwelt sehr genau. Foley spricht sich für eine zupackende und verantwortungsvolle Nutzung aller Medien aus. Dabei müssen aber immer die hohen ethischen Maßstäbe der katholischen Kirche angelegt werden. Sein „Pragmatismus, verbunden mit einem unerschüt-

terlichen Glauben an die Möglichkeit, mittels der Medien etwas Gutes zu tun, macht die Medienphilosophie des amerikanischen Erzbischofs so interessant“, schreibt Bobinger. Angesprochen werden in dem Buch unter anderem das Verständnis der Kommunikation, die Gewalt in den Medien, die Bedeutung der Medienerziehung sowie der Umgang mit der Wahrheit in den Medien. Das Buch ermöglicht damit dem Leser einen interessanten Einblick in die Medienpolitik des Vatikans.

John Patrick Foley, geboren 1935 in Philadelphia/USA, ist seit 1984 Präsident des Päpstlichen Rates für die Sozialen Kommunikationsmittel und verantwortlich für die vatikanische Medienpolitik. Neben seiner theologischen Ausbildung studierte Foley auch Journalismus an der Columbia-University in New York. Unter seiner Präsidentschaft wurden in Rom veröffentlicht die Pastoralinstruktion „Aetatis Novae“ zur sozialen Kommunikation (1992) – sie ist in Auszügen dem Buch beigelegt – sowie Handreichungen zur Ethik in der Werbung (1997) und in den Medien (2000).

Ulrich Bobinger, Jahrgang 1960, ist Programmkoordinator für Hörfunk und Fernsehen der katholischen Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag in Augsburg. Er führte als Journalist unter anderem Interviews mit Bill Gates, Jasir Arafat, Michail Gorbatschow und Yoko Ono. (bt)

Geschichte

Ferdinand Seibt: Glanz und Elend des Mittelalters. Eine endliche Geschichte. Siedler Verlag, Sonderausgabe 1999, ISBN 3-572-10045-3, 427 S. + Register.

Prof. em. Seibt lehrte Geschichte des Spätmittelalters an der Universität Bochum. Er gliedert sein Werk in sieben große Abschnitte:

- Die Fundamente
Hier behandelt er die Begriffe des Kaisertums, römische oder fränkische Auslegungen sowie die Zeit der Großen Kaiser (800 und später).
- Eine neue Gesellschaft
Von der Entwicklung der Herren und Knechte, der Klöster bis hin zur „Dreiständeparole“.
- Agrarische Revolution
Vom täglichen Brot, der Organisation der Landwirtschaft bis zur Entstehung der Städte führt dieser Weg zugleich zur Verteilung der Waren, die Entstehung der Handelswege und schließlich die Einführung der Währung.
- Geistliche, geistige und weltliche Abenteuer
Dieses aufschlussreiche Kapitel behandelt sowohl die gültigen Lehren, die Ketzer, die neuen Orden und die Hohen Schulen. Es spart nicht aus den Stand der Ritter mit den vielfältigen Entwicklungen des Lehnsrechtes, aber auch der Minnedienste und der Pflege der Jagd. Es endet mit der Entwicklung der Selbstbehauptung.
- Macht und Räume
Grenzen und Expansionen werden aufgezeigt, die Wirkung der Kreuzzüge wird dargestellt. Über die Begriffe König, Stand und Gemeinnutz wird nachgedacht und auch über die Auseinandersetzung zwi-

schen weltlichen Herrschern und Papst. Die folgende kaiserlose Zeit mit ihren schweren kriegerischen Erschütterungen bringt dann Ansätze, um die Ordnung wieder herzustellen. Es tauchen Anfänge von Parlamenten auf.

– Krise und Revolution

Kernpunkte dieses Kapitels sind die Pest, die Wachstumsgrenzen, die Expansion des Siedlungsraumes, aber auch die geistigen Entwicklungen, die mit Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Aristoteles als Vertreter von Denkmodellen als Eckpunkte gelten.

Die europäische Krise wird durch das Auseinanderbrechen der alten Ordnung, Denkstrukturen, Wirtschaftsformen und Verschieben der räumlichen Funktionen und Gliederung ausgelöst (um 1400). Glaubenszweifel, Reformkonzilien bringen zwar teilweise neuen Schwung, können aber nicht verhindern, dass Europa um 1475 wiederum vor neuen Ordnungen mit neuen Schwerpunkten steht.

– Alltag, Glaube, Aberglaube

Hier schildert der Autor welche Prägungen das Alltagsleben durch Glauben und Aberglauben erlebte. Er zeigt die Entwicklung von Märchen, Sagen und Legenden auf und spart auch Hexen und Folterkammer nicht aus. Gerade der zeitweilige Hexenwahn verdüstert das Bild des Mittelalters erheblich.

Die Kirche hat allerdings erst durch den Eifer deutscher Inquisitoren gedrängt 1484 die Verfolgung institutionalisiert. Die Aufstände der Reichsritter, der Bauern und der Reichsstände führten zwar zu keinen wesentlichen Änderungen aber nach dem Augsburger Kompromiss zerbrach dennoch Karls V. Kaiserpolitik und führte 1556 zu seinem Rücktritt. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war nun zu einem föderalen Staat geworden mit allen Schwierigkeiten, Unvollkommenheiten und sogar Widersprüchlichkeiten, die dann zu den späteren Kriegen und Turbulenzen führten.

Dieses Buch, angereichert mit Karten aus dem 9. und 15. Jahrhundert, mit einigen Buntaufnahmen und vielen s/w Bildern, Zeichnungen und Schriftauszügen sowie einem Auszug über Fachliteratur, Abbildungsnachweis und Register ist ein ausdrucksvolles Werk. Man braucht Zeit zum Lesen.

Es zeigt aber, dass das Mittelalter viele Glanzpunkte – Architektur, Geisteswissenschaft, Malerei, menschliche Entwicklung etc. – aufzuweisen hat, aber für den einzelnen Menschen auch eine schwere Zeit war. Burgen ohne Heizungsanlage und mit sehr primitiven sanitären Einrichtungen boten keine Lust am täglichen Leben. Städte in der Entwicklung ohne Zu- und Abwassersysteme boten oft weniger Annehmlichkeiten als das Leben im alten Rom. Seuchen waren die Folge.

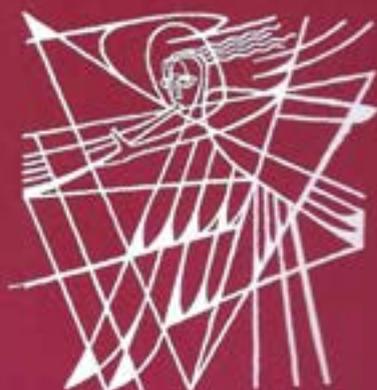
Dennoch es ist zu erspüren, wie stark der Lebenswille der Menschen, der Bauern, der Ritter, der Mönche und auch der Städter war und wie jeder kleine Fortschritt froh und glücklich machte.

Diese Erkenntnis macht das Buch auch in der heutigen Zeit lesenswert. (HF)



Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint viermal jährlich.

Hrsg.: GKS, Breite Straße 25, 53111 Bonn.

Redaktion: verantwortl. Redakteur Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Satz und Layout; Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., Redakteur; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur; Hauptmann Marco Schauff (MS), Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG
c/o Paul Schulz, Postfach 3768,
51537 Waldbröl, Tel/Fax: 02291-900461
oder 02295-1044 (bt),
e-Mail: GKS.Redaktion@t-online.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH,
Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn.
Überweisungen und Spenden an: Förderkreis der GKS e.V., Pax Bank eG Aachen,
BLZ: 391 601 91, Konto-Nr.: 1009439010.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 10,- an den ausliefernden Köllen Verlag.